Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Herausgegeben

von

Prediger **Dr. Th. Arndt** in Berlin,

Pfarrer **Dr. E. Buß** in Glarus u. Pfarrer **J. Happel** in Heubach (Hessen).

IX. Jahrgang.

Berlin 1894.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Inhalt.

Seite

Welche Mittel haben wir, um in unseren Gemeinden das Interesse für die Heidenmission zu wecken und zu fördern? Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar bei Gotha. I. 1

Der Apostel Paulus in Europa. (Die Einführung des Evangeliums in Europa.) Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Arolsen. IX. 10

Japanisches. Von Prediger H. Ritter in Potsdam. XVI. XVII. . . 15

Welche Mittel haben wir, um in unseren Gemeinden das Interesse für die Heidenmission zu wecken und zu fördern? Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar bei Gotha. II. 65

Von China nach den Hawaii-Inseln. Reise-Bericht des Missionars Dr. Ernst Faber 77

Wetterzeichen kommender Stürme. Von Pfarrer Dr. O. Hering in Oberroßla bei Apolda 86

Das Missionswerk ein Werk des Bauens und des Streitens. Von Pfarrer Fritzsche in Uhlstädt a/S. 129

Sitten und Gebräuche in Japan. Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin. I. 133

Die Psychologie der japanischen Sprache. Von Missionar Pfarrer Karl Munzinger in Tokyo. I. 139

Der Apostel Paulus in Europa. (Die Einführung des Evangeliums in Europa.) Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Arolsen. X. 144

Japanisches. Von Prediger H. Ritter in Potsdam. XVIII. XIX. . . 149

Die Mission des Propheten Ezechiel. Predigt über Ezechiel 37, 1—10. Von Eugen Börsch, Pfarrer in Berkersheim bei Frankfurt a. M. . 193

Sitten und Gebräuche in Japan. Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin. II. 200

Die Psychologie der japanischen Sprache. Von Missionar Pfarrer Karl Munzinger in Tokyo. II. 205

Japanisches. Von Prediger H. Ritter in Potsdam. XX. 208

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern. Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg. VI. S. 23. VII. S. 94. VIII. S. 158. IX. S. 218.

Missionsrundschau.

Australien und die Inseln der Südsee. Von Prediger Dr. Luther in Cremmen. I. S. 31. II. S. 98. Aus der Mission der Gegenwart. S. 36, S. 165. Indien. Von Diakonus Schillbach in Buttstädt. I. S. 161. II. S. 222.

Litteratur.

D. R. A. Lipsius, Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik (P. Mehlhorn). S. 37. — Dr. Albert Wittstock, Über die große ethische Strömung in unsern Tagen. S. 44. — Dr. Otto Veeck, Buddha und Christus. S. 44. — Dr. Tobias Cohn, Israels Gemeinschaftsleben mit den vorchristlichen Völkern. S. 45. — Dr. Gustav Diercks, Marokko und die deutschen Interessen. S. 45. — Dr. Lic. Gustav H. Dalman, Kurzgefaßtes Handbuch der Mission unter Israel. S. 46. — Dr. F. Nippold, Der christliche Adel deutscher Nation (Fr. Groch). S. 46. — Deutsch-Ostafrika, Wandkarte (W.) S. 47. — Albrecht Dieterich, Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse (W.). S. 101. — Dr. C. G.

Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli (W.). S. 103. — J. Hesse, Aus Dr. Hermann Gunderts Leben (H. Eytel). S. 103. — Happel, Julius, Der Eid im Alten Testament, vom Standpunkt der vergl. Religionsgeschichte (Julius Happel). S. 104. — Achelius, Dr. Th., Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft (Julius Happel). S. 104. — Dr. Rudolf Seydel, Religionsphilosophie im Umriß (Otto Pfleiderer). S. 167. — D. G. Warneck, Evangelische Missionslehre (Th. Arndt). S. 173. — Karl Munzinger, Die Psychologie der japanischen Sprache (O. Schmiedel). S. 177. — Nippold, Erfüllung und Weissagung in den Missionsbestrebungen der Gegenwart (P. Luther). S. 228. — Aus Zeitschriften. (W.) S. 47, 105, 181, 228.

Vereinsnachrichten.

I. Von unseren Arbeitsfeldern. Aus Japan: Bericht der Missionare. S. 49. Shinri. S. 55. Bazar der Missionarin. S. 56. — Aus China: Berichte von Faber und Kranz. S. 56. — Aus Japan: Berichte unserer Missionare. S. 106. — Die Rückkehr unserer Missionarin Fräulein Diercks. — Neueste Nachrichten aus Japan. S. 113. — Shinri. S. 114. — Aus China: Aus den Berichten des Missionars Pfarrer Kranz. S. 114. — Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen. S. 116. — Aus Japan: Berichte unserer Missionare. S. 183. — Neueste Nachrichten aus Japan. — Shinri. S. 186. — Aus China: Aus den Berichten des Missionars Pfarrer Kranz. S. 187. — Pfarrer Hackmanns Ankunft und Amtseinführung in Shanghai. S. 190. — Aus Japan: Kirchbau in Tokyo. S. 230.

II. Aus den Zweigvereinen.

Der Pfälzische Hauptverein. Der Braunschweiger Zweigverein. Der Potsdamer Lokalverein. S. 62. — Der Berliner Missions-Frauen-Verein. Pfarrer O. Schmiedel. S. 63. — Der Berliner Hauptverein. S. 116. — Der Hamburger Hauptverein. Pfarrer O. Schmiedel. S. 117. — Der Vorstand des Schweizerischen Landesvereins. S. 118. — Aus dem Jahresbericht des Berliner Missions-Frauen-Vereins für 1893. Neue Zweigvereine. S. 191.

III. Aus dem Centralvorstande.

Professor Max Müller in Oxford. Besetzung des Pfarramts in Shanghai. An unsere Zweigvereine und Vertrauensmänner. S. 63. — Neue Geschäftsstellen. Eingesandte Beiträge. S. 64. — Abordnung des Pfarrers Lic. H. Hackmann. S. 118. — An die evangelischen Frauen Deutschlands. S. 122. — Fragebogen zur Bericht-Erstattung. S. 124. — Konferenz des Centralvorstandes. S. 125. — Erklärung des Centralvorstandes. S. 126. — Generalversammlung im Oktober. Norddeutsche Geschäftsstelle. Aussendung eines neuen Missionars. S. 128. — Berufung eines neuen Missionars für Japan. 10. Central-Jahres-Fest und General-Versammlung. Sammelbücher. S. 192.

IV. Zehnter Jahresbericht des Allg. evang.-prot. Missionsvereins über das Jahr 1893/94 erstattet auf der Generalversammlung in Berlin den 17. Oktober 1894 vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt in Berlin 233

Welche Mittel haben wir, um in unseren Gemeinden das Interesse für die Heidenmission zu wecken und zu fördern[1]).

Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar b. Gotha.

1.

Das Christentum ist mit dem Anspruch in die Welt eingetreten, die Religion der Welt zu werden. Während es geschichtlich seinen Ursprung findet auf dem Boden des Volkes, das nach weitherzigen, prophetischen Lichtblicken in Engherzigkeit und Selbstüberhebung versunken, leuchtet schon über der Geburt seines Stifters das weltumfassende Evangelium auf: Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; und Gottes Friede wird verkündet an eine ihm wohlgefällige Menschheit.

Jeder lebensfähigen Religion wohnt eine expansive Kraft inne, und das Maß der Lebenskraft und der Lebensdauer einer Religion läßt sich ermessen an der Lebendigkeit, mit der sie missionierend die Menschenherzen ergreift, das Irdische mit einem Strahl der Gottheit zu verklären.

Diese expansive Kraft ist deutlich genug im Christentum ausgesprochen und zu Zeiten mehr, zu Zeiten minder zur Geltung gekommen. Es heißt hinlänglich Bekanntes weitläufig erörtern, wollten wir weiter auf diesen Gedanken eingehen; und es genügt wohl, neben dem johanneischen Gleichnis vom guten Hirten, der die Schafe alle herbeiführt, auf daß es eine Herde und ein Hirte sei, nur zu erinnern an das schlichte, so tiefsinnige, durch die ganze Entwicklung des Reiches Gottes bestätigte Doppelgleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig: Das Christentum bestimmt, die Welt zu umfassen und zu durchdringen — bestimmt, denn es liegt in seiner Natur, in seinem Wesen. Oder wie konnte sein Inhalt dann der sein: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; und: das Evangelium ist eine Gotteskraft, selig zu machen alle, die daran glauben?

Daß die Segnungen seines Lebens und Sterbens der Welt zukommen müssen, das ist dem Herrn selbst so klar gewesen, wie es seine Kirche in der Organisation ihres Jahreslaufes zum Ausdruck gebracht hat. Sie stellt sich in diesem ganzen Aufbau als Missionsgemeinde hin. Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird — so lautet die Weihnachtsbotschaft, da haben wir den Missionsgedanken. Die Überschrift, die über der Passionsgeschichte geschrieben steht, lautet: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt — ist das nicht abermals der Missionsgedanke? Und wenn Ostern den Gekreuzigten uns zeigt als den Fürsten des Lebens und den Erniedrigten als den Herrn der Herrlichkeit, den der Vater erhöhet und dem er einen Namen gegeben hat, der über alle

[1]) Vortrag auf der Landeskonferenz der Geistlichen des Herzogtums Gotha.

Namen ist, daß in seinem Namen sich beugen sollen aller Kniee und alle Zungen bekennen sollen, daß er der Herr sei — ist dann nicht klar, daß auch die Osterthatsache mit dem Missionsgedanken innigst verbunden ist? Und Himmelfahrt ist recht eigentlich das Stiftungsfest der Mission. Und Pfingsten endlich wird ebensowohl durch die mit dem Empfang des heiligen Geistes verbundene Predigt in allerlei Zungen als durch die Frucht dieser Predigt: die Stiftung einer christlichen Kirche aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, als Missionsfest charakterisiert[1]).

Das Wesen des Christentums als des Evangeliums der weltumfassenden Liebe Gottes in Christo zugegeben, so folgt daraus die Pflicht seiner Bekenner, diesen großen Gottesgedanken weiter zu tragen in alle Welt. Hier muß es heißen: die Liebe Christi dringet uns; und wer diesen Drang nicht kennt, kennt auch die Liebe Christi, der sich für alle dahingegeben, nicht in ihrer ganzen Tiefe und in ihrem ganzen Umfang. Mir ist es klar, daß der Missionsgedanke nie und nimmer angesehen werden darf als eine Privatliebhaberei einzelner Kreise oder als eine Art überschüssiges gutes Werk, als ein Anhängsel des Evangeliums, sondern daß der Missionsgedanke so innig mit dem gesamten Heilsrate Gottes, mit dem ganzen Wesen des Christentums und dem Leben der christlichen Kirche zusammenhängt, daß ihn davon ablösen heißen würde: scheiden, was Gott zusammengefügt hat, und durch diese Scheidung des Christentums zum Stillstand, d. h. zum Tode verurteilen.

Ergiebt sich aber die Pflicht, missionierend thätig zu sein, dann ist das eine Pflicht, die erfüllt werden muß von der Gesamtheit wie von einzelnen. Allen Ausflüchten, allen Weigerungen steht klar und deutlich das Wort des Herrn in der heiligen Schrift gegenüber. Wenn er gemahnt hat zu bitten, daß der Herr der Ernte Arbeiter sende in seine Ernte, so hat er es nicht fehlen lassen an dem nicht anzuzweifelnden Aufschluß darüber, wen er denn als Arbeiter angesehen wissen wolle. Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Ich will euch zu Menschenfischern machen. Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt. Ihr werdet meine Zeugen sein. Diese Worte hat der Herr an seine Apostel gerichtet. Aber in ihnen sah er die wachsende Gemeinde vor sich, sie repräsentierten seine Kirche. Und wie er ihnen in ihrer Gesamtheit und wieder den einzelnen unter ihnen besonders seinen Missionsbefehl auferlegt hat, so geht dieser fort und fort durch alle Jahrhunderte der christlichen Kirche: ihr sollt meine Zeugen sein — ihr, die heutige Kirche und wir, ihre Glieder.

Darum spreche ich bald hier den Gedanken aus: daß es nicht bloß einzelne freie Vereine und von der Kirche unabhängige Gesellschaften sind, die das Werk der Mission treiben sollen. Die Mission solle die unmittelbare Aufgabe der Kirche selber sein, ein wesentlicher Bestandteil derselben werden; jedes Kirchenregiment, wie es die einzelnen Pfarreien leitet und versorgt, sollte auch das Missionswerk in die Hand nehmen; und es müßte sich das zum mindesten im Einschluß der Mission in das sonntägliche Kirchengebet, in der Anordnung eines kirchlichen Missionsfestes, einer Missionskollekte, sowie in der amtlichen Erhebung über die Thätigkeit der Geistlichen in Sachen der Mission bei den Visitationen dokumentieren. In diesem

[1]) Vgl. Warneck-Grundemann: Missionsstunden.

Sinne wird in einem Konsistorialreskript vom 2. September 1856 für Anhalt-Dessau die Missionsthätigkeit als zum Wesen und Leben der Kirche und zum Bereich ihrer Verpflichtungen gehörig geschildert. So ist es freudig zu begrüßen als ein Zeichen tiefen Verständnisses für das innerste Wesen des Missionswerkes als einer Aufgabe der Gesamtheit, der Kirche, wenn der evangelisch-protestantische Missionsverein den Namen eines „allgemeinen" sich beigelegt hat, — ein klarer Hinweis darauf, daß die Mission über alle Parteien hinausgestellt und Pflicht der Gemeinde Christi ist. Und last not least steht als leuchtendstes Muster vor uns die Diakonissin der totkranken Heidenwelt, die Brüdergemeinde, die sich in ihrer Gesamtheit als eine Missionsgemeinde ansieht und kraft dieses Prinzipes mit beschränkten Mitteln außerordentlich Großes geleistet hat. Indem sie sich aber als eine Missionsgemeinde konstituiert hat, hat sie auch nur thatsächlich einen von den Protestanten und den Christen überhaupt vielfach vergessenen evangelischen, apostolischen Grundsatz wieder auf den Leuchter gesetzt.

Das ist das Soll, wie ich es kurz zusammenfasse: Die Heidenmission, ihrem Wesen nach in der Natur des Christentums als der Weltreligion begründet, ist Pflicht wie der Kirche so des einzelnen.

Und das Ist?

2.

Dieser Pflicht gegenüber verhält sich ein überaus großer Teil unserer Gemeindeglieder ablehnend.

Daß es so ist, weiß wohl jeder Geistliche aus Erfahrung. Es giebt wohl hie und da Gemeinden, die wirklich als Missionsgemeinden bezeichnet werden können, aber sie sind doch vereinzelt, wenige gegenüber den Gemeinden, in denen die Mission kaum recht Wurzel geschlagen. Die Statistik ist eine beredte, nicht zu widerlegende Sprache. Während England allein $^2/_3$ der gesamten Missionsbeiträge aufbringt, giebt Amerika $^1/_6$, das letzte $^1/_6$ ganz Deutschland und alle evangelischen Länder Europas zusammengenommen. Interessant ist der statistische Nachweis, den Warneck zusammenstellt, und der für Ost- und Mitteldeutschland recht beschämende Ziffern aufweist.

Es heißt da[1]): Die Brüdergemeinde zählt an Großen und Kleinen in Europa und Amerika nur 30 356 Seelen. Nehmen wir an, daß die Hälfte ihrer Einnahmen (1876: 323 710 M.) ihr von auswärts zufließt, so kommt immer noch auf den Kopf jährlich cr. 5 M. Missionsbeitrag — so ziemlich die größte Summe in der Christenheit. Basel bezieht cr. den dritten Teil seiner Einnahmen aus Württemberg, nämlich im Jahre 1876 cr. 240 000 M., wobei nicht zu vergessen ist, daß Württemberg auch noch Gaben an andere Missionsgesellschaften sendet; das giebt auf den Kopf seiner evangelischen Bevölkerung, diese zu cr. 1 300 000 gerechnet, $^1/_5$, fast $^1/_4$ M. In Baden (60 000 M.) kommt auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung etwa $^1/_{10}$ M. Barmen hat seine Haupteinnahme aus Rheinprovinz und Westfalen, die zusammen eine evangelische Bevölkerung von cr. 1 713 000 Seelen repräsentieren. Wird in Betracht gezogen, daß auch hier nach anderwärtshin Missionsgelder gehen, so stellt sich heraus, daß fast $^1/_6$ M. auf den Kopf kommt. Bremen und Hermanns-

[1]) Belebung des Missionssinnes: S. 21, 22.

burg beziehen ihre Einnahmen aus Bremen, Hamburg, Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein. Setzen wir die Gesamtbevölkerung der genannten Gebiete auf 3 820 000 Seelen, so ergiebt sich innerhalb ihrer ein Durchschnittsbeitrag von etwa $^1/_{10}$ M. pro Kopf. Berlin I zusammen mit Berlin II erhält seine Missionsbeiträge wesentlich aus den 6 östlichen Provinzen Preußens. Die evangelische Bevölkerung dieser Provinzen beträgt cr. 11 Millionen — es entfällt also auf den Kopf ein Missionsbeitrag von kaum $^1/_{20}$ M.! Was Leipzig betrifft, so können wir nur einige derjenigen Länder in Betracht ziehen, in denen man ziemlich ausschließlich für die dortige Missionsgesellschaft sammelt, und diese Berechnung liefert das traurigste Resultat, nämlich in Bayern (cr. 1 300 000 evangelische Einwohner) kommt, eingerechnet, was nach Basel geht, auf den Kopf der Bevölkerung cr. $^1/_{40}$, in den beiden Mecklenburg (cr. 660 000 Einwohner) cr. $^1/_{50}$ und im Königreich Sachsen (cr. $2^1/_2$ Million) gar nur $^1/_{55}$ M.

Ich füge dem folgendes aus meinem eignen Amtsleben hinzu: In meiner früheren Gemeinde Werningshausen, in der ein reges kirchliches Leben herrschte und die für die Bethätigung christlicher Liebesthätigkeit offene Herzen und Hände hatte, (ich habe in den 8 Jahren meiner Wirksamkeit zu kirchlichen Zwecken, z. B. zum Schmuck der Kirche, zur Anschaffung einer neuen Orgel, zur Begründung einer Kleinkinderbewahranstalt, für den Gustav-Adolf-Verein, zur Beihilfe in besonderen Notständen zusammen cr. 6500 M. erhalten bei einer Bevölkerung von cr. 900 Seelen und mittlerem Wohlstand) — habe ich jährlich im Durchschnitt cr. 25 M. Missionsgeld zusammenbekommen, d. h. auf den Kopf 3 Pf. Diese 25 M. setzten sich so zusammen: 9 M. + 3 M. + 3 M. + (7. 1,50 M.) 10,50 M. Also in Summa bei cr. 220 Haushaltungen eine Betheiligung von 10.

Daß diese Verhältnisse, wie ich sie nach Warnecks statistischer Zusammenstellung und nach eigener Erfahrung dargelegt, glänzend sind, kann niemand behaupten.

Wie ist diese ablehnende Haltung unserer Gemeinden zu erklären? Gewiß vielfach aus dem Umstande, daß die liebe Menschheit häufig statt eines warmen Herzens einen ledernen Geldbeutel in der Brust trägt, der bei der leisesten Berührung sofort zusammenschnurrt; und viel ödes und faules Geschwätz gegen die Mission ist lediglich auf die elendeste Selbstsucht und den schmutzigsten Geiz zurückzuführen. Es sind immer dieselben Geber, die zu den Werken der Liebe beisteuern, weil sie die Liebe Christi erfahren haben; und es sind immer dieselben Geizkragen, bei denen man sich einen Korb holt, mag man auch mit Menschen- und mit Engelzungen für irgend ein Liebeswerk reden. Ich habe schon mehr als einen auf sehr einfache Weise heimgeschickt, wenn er meinte: Für die Mission gebe ich nichts; das Hemd ist mir näher als der Rock, es giebt hier zu Lande genug zu thun! Ich habe allemal mit sehr unschuldiger Miene gefragt: Dann interessieren Sie sich gewiß sehr für den Gustav-Adolf-Verein? Oder für die Werke der inneren Mission? Etwa für den Gefängnisverein? Oder steuern Sie mit zum Jugendhort? Oder sind Sie Fechtbruder für Römhild? Ich habe noch jedesmal auf diese indiskreten Fragen mit absoluter Sicherheit ein immer verlegner werdendes Nein gehört. Sapienti sat!

Darum, weil die Abneigung gegen die Mission in zahllosen Fällen in der Abneigung gegen das Geben seinen Grund hat, d. h. in der nüchternsten

Selbstsucht, darum hat Warneck Recht, wenn er statt vielen Kurierens eine Radikalkur vorschlägt: Belebung des Missionssinnes kann nur erwachsen, wenn es gelingt, christliches Leben, d. h. christliche, werkthätige Liebe in die Herzen zu pflanzen.

Zu jener verknöcherten Selbstsucht, wie wir sie ja bei vielen finden, die mit Leib und Seele an ihrem Besitz hängen, kommt eine Unkenntnis der Sache, die oft geradezu haarsträubend ist. Gewiß fällt der Umstand entschuldigend in die Wagschale, daß die evangelische Kirche erst seit cr. 100 Jahren sich auf ihren Missionsberuf hat besinnen können, nachdem sie 200 Jahre lang um ihre Existenz und für ihren inneren Ausbau hatte sorgen müssen; auch der Umstand, daß es wohl manchmal die Geistlichen haben fehlen lassen an der unermüdlichen Treue, den Missionsbefehl zu verkündigen: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Item: die Unkenntnis ist da, und sie ist fabelhaft. Drei Beispiele aus dem Bauernstand, dem Bürgerstand, dem Adelstand! Fürs erste habe ich Zeugen, für das zweite bin ich Zeuge, für das dritte ist Warneck Gewährsmann.

ad 1. Ein junger Bauer, der durch seine schöne Länderei zu den sogenannten hübschen Leuten, d. h. zu den Einflußreichen in der Gemeinde gehörte, meinte, zu Missionaren geben sich bloß die her, die zu dumm seien, hier zu Lande etwas zu lernen.

ad 2. Ein den gebildeten Ständen Angehörender meint, die Neger wenden sich den protestantischen oder den katholischen Missionaren zu, je nachdem die einen oder die anderen ihnen mehr — Schnaps bieten.

ad 3. Bei Gelegenheit trifft Missionsdirektor Buchner von der Brüdergemeinde mit einem sehr vornehmen und sehr kirchlichen Vorstandsmitglied der Kolonialgesellschaft zusammen. Man spricht von Afrika. Da fragt der Herr: Sagen Sie, treibt denn die Brüdergemeinde auch Mission?

Exempla docent!

Neben der Unkenntnis der Sache steht weiter die Gleichgiltigkeit. Man hat im ganzen und großen mehr Interesse für das, was einem nahe liegt. Selbst für christlich Gesinnte tritt heutzutage die soziale Bewegung, wie sie in christliche Bahnen geleitet werden muß, und ähnliche Fragen gegen die Heidenmission weitaus in den Vordergrund. Nun hat die Kolonialbewegung in etwas das Interesse für die Mission für manche Kreise vorgeschoben. Allein abgesehen davon, daß man über den Segen der Kolonialpolitik noch gar nicht einig ist, daß viele sich ihr gegenüber vollständig ablehnend verhalten: Thatsache ist es, daß in unseren Gemeinden in vielen, vielen Häusern gegen ein so fern liegendes Werk, von dem man so gar wenig Frucht vor Augen sieht und so herzlich wenig Nutzen zu haben meint, eine sehr schwer zu besiegende Gleichgiltigkeit vorhanden ist.

Endlich hie und da eine bewußte Abneigung! Ich spreche nicht von denen, die innerlich überhaupt mit dem Christentum gebrochen haben. Da ist selbstverständlich jedes Wort über die Mission in die Luft hinein geredet. Das Volk drückt, was es meint, in seiner Weise aus. Sprach man in meiner früheren Heimat von Mission, dann hieß es: Unser Pastor will uns fromm machen. Das ist die Erinnerung an die Zeit, da die Mission lediglich in den Händen der orthodox-pietistischen Richtung lag und mit dieser den Zug des engherzigen Konventikelwesens an sich trug. Man weiß

eben noch nicht, daß die Mission nicht Sache einer Sekte oder einer kirchlichen Richtung, sondern Pflicht der Kirche, der Gemeinde, des einzelnen ist.

Das sind trübselige Aussichten. Aber sie sind so, und alle Schönfärberei kann nichts helfen. Wer jedoch die Mission lieb hat, wen es drängt, das Liebesgebot Christi in das praktische Leben umzusetzen, der darf nicht den Kopf hängen lassen, sondern muß ihn aufheben, seine Aufgaben klar ins Auge zu fassen und zu ihrer Erfüllung rüstig Hand anzulegen.

Aber das Wie?

Welche Mittel haben wir, um in unseren Gemeinden das Interesse für die Heidenmission zu wecken und zu fördern?

3.

Auf die in These 2 geschilderten widerstrebenden Elemente und auf die bereits der Mission Gewonnenen einzuwirken bietet sich als nächstliegendes Mittel die Predigt dar, die wie durch die reiche Fülle von Missionsgedanken in den Perikopen und überhaupt in der heiligen Schrift als in ihrer Grundlage, so durch ihren Zweck, christliches Leben zu fördern, darauf geradezu hingedrängt ist.

In der That, handelt es sich darum, Missionssinn zu pflanzen und zu hegen, so kann ich mir keinen festeren Grund denken, auf den ich bauen möchte, als die heilige Schrift, und kein wirksameres Mittel und Werkzeug, den Bau zu errichten als die Predigt, die Auslegerin der heiligen Schrift; sie, die bestimmt ist, das christliche Lebensideal, das wir in der Schrift und in Sonderheit in dem verkörpert schauen, der von sich sagte: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich! in die Gemeinden hineinzupflanzen und in ihnen zu fördern. Und wenn wir gesehen haben, daß zur Vollständigkeit des christlichen Lebensideals auch der Missionssinn gehört, da er einfache Christenpflicht ist, so fällt er eben mit in den Umkreis der Pflichten hinein, deren Pflege der Predigt anvertraut ist.

Es sind treffliche Worte, die Warneck seinen biblischen Missionsstunden voraufschickt und die man nur unterschreiben und fürs praktische Leben sich aneignen kann: Einen solideren, einen anderen Grund überhaupt kann für die Weckung und Pflege des Missionssinns niemand legen, als der in der Schrift bereits gelegt ist, und mich will bedünken, daß auf diesem Grunde noch lange nicht fleißig genug gebaut werde. Wir dürfen nie vergessen, daß das Wort Gottes die Verheißung hat, lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert zu sein, und daß alles andere eigentlich nur Holz unterm Topf ist. Vornehmlich wo es gilt, den Missionssinn erst zu wecken, ist das: es steht geschrieben, ganz unentbehrlich. Und da kein Baum auf den ersten Hieb fällt, so muß fortgefahren werden: wiederum steht geschrieben, und: daß ich euch immer einerlei sage, verdrießt mich nicht und euch macht es desto gewisser. Noch hat unser Volk, wenigstens soweit es kirchlich ist, Respekt vor dem, was ihm deutlich erkennbar die Bibel sagt; und ist ihm wirklich erst zum Bewußtsein gekommen, daß die Mission ein Grundgedanke des Evangeliums ist, so wird es sich auch allmählig mit einem Werke befreunden, dem es vielfach nur darum den Rücken kehrt, weil

es ihm nur als ungenügend motivierte Privatliebhaberei einer bestimmten christlichen Richtung, aber noch nicht als der natürliche Ausfluß der Centrallehren des Christentums erscheint. Gott erkennen, sagt Christus, ist das ewige Leben. Die Missionsgedanken der Schrift erkennen ist Missionsleben.

Dazu kommt, daß wir unter der Kanzel einen Zuhörerkreis versammelt finden, wie er uns sonst nicht weiter zugänglich ist. In unseren Landgemeinden, sofern sie nur noch einigermaßen kirchliches Leben haben, ist am Sonntag die Kirche immer noch unvergessen. Und läßt auch mancher einzelne Sonntag zu wünschen übrig, so sind doch gewiß die zweiten Tage der hohen Feste überall, auch in sonst unkirchlichen Gemeinden, gute Kirchentage. War in meiner früheren Gemeinde die Zahl der Erwachsenen am Sonntag Vormittag in der Kirche 150, 180, auch 200, so waren an den zweiten Festtagen fast sämtliche Sitzplätze in der Kirche gefüllt, und ihrer sind über 400. Ich weiß nicht, wie und wo anders ich mir eine größere Missionsgemeinde sammeln könnte als unter der Kanzel. Hier ist man imstande, die Mission an der Hand der Schrift der ganzen Gemeinde als ihre Pflicht an das Herz zu legen. Und gesetzt auch, es bliebe Jahre lang scheinbar fruchtlos: wenn nur der Gegenstand in die Gemeinde hineingeworfen wird! Wenn er nur nicht vom Geistlichen totgeschwiegen wird! Wenn man ihn nur erst in der Gemeinde kennt und von ihm spricht! Ich denke, es gilt auch hier, thun wir nur unverdrossen unsere Pflicht, die Verheißung Gottes: Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahinkommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie giebt Samen zu säen und Brod zu essen, also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein; es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.

Nur streifen will ich es, daß die Predigt selbst gewinnt, wenn man die Mission in ihren Bereich zieht. Das Volk hört gern Geschichte und Geschichten, und der Inhalt der Predigt und ihre Wahrheit kommt ihm deutlicher zum Bewußtsein, wenn ihm Illustrationen zu dem Gesagten dargeboten werden. Alle Abstraktionen sind ihm unverdauliche Speise, das Konkrete ist seine Sache. Und wie reich ist da der Stoff, den die Mission dem Prediger bietet! Es ist nicht ein mühsames Suchen nach längst vergangenen Tagen, es ist nur ein Hineingreifen en einen überreichen Stoff aus der Gegenwart. Darf ich einige Beispiel anführen? Wenn Weihnachten der Segen der Geburt Christi für die arme Welt durch die Hirten dargestellt wird, die zuerst seiner Offenbarung gewürdigt werden, bietet die Frauenmission in Indien oder die Sklavenmission in Afrika nicht interessanter Gegenbilder die Fülle? Wenn das Kreuz Christi am Charfreitag uns zuruft: mir nach durchs Kreuz zur Krone, erheben sich nicht vor unserem Geistesauge die Grabkreuze der Missionsstationen in Westafrika, diesem Missionskirchhof, wie es genannt worden ist, und predigen es der Gemeinde, wie der Christus für uns ein Christus in uns werden soll, daß wir sein Wort verstehen: dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt? Wenn Ostern den Lebensfürsten uns zeigt, den kein Feind, kein Tod, kein Grab halten kann, die Ostersonne, die siegreich alle hemmenden Wolken durchbricht: ist diese Osterthatsache nicht neu geworden im Leben der christlichen Kirche auf Madagaskar? Und Pfingsten,

das Fest der Gemeindegründung, findet es nicht eine Parallele in der Gegenwart in Botschabelo? Kurz, wer die Mission in die Predigt aufnimmt, wird für sich und seine Gemeinde nur Segen davon haben.

Doch das beiläufig! Ich kehre wieder zurück zum Ausgangspunkt dieser These! Ich sage, die Predigt sei durch die reiche Fülle von Missionsgedanken in den Perikopen wie in der heiligen Schrift überhaupt auf die Mission geradezu hingedrängt. Mir ist es unbegreiflich, wie jemand an dieser Thatsache vorübergehen kann. Und doch ist es, wie Warneck sagt: Viele können über die Missionstexte stolpern, sie merkens nicht, daß es solche sind. Ich habe mir darauf hin eine Reihe von Predigtsammlungen aller theologischen Richtungen angesehen, aber es war eine ziemlich fruchtlose Musterung. Öfter finden sich die Missionsgedanken der heiligen Schrift verwertet bei Ahlfeld, Gerock, in der Predigt der Gegenwart bei Ziethen; hin und wieder gestreift bei Hofacker, Tholuk, Schwarz; wenig oder gar nichts ist zu finden bei Textor (Epistelpredigten), Müllensiefen (Worte des Lebens), Arndt (Ich lebe, und ihr sollt auch leben), Steinmeyer, Zwingli Wirth, Monod (ausgewählte Predigten), Hausrath. Die Reihe ließe sich wohl ad infinitum fortsetzen.

Und doch, nimmt man sich die Mühe, nur einmal, abgesehen von dem Reichtum an Missionsgedanken an anderen Stellen der heiligen Schrift, die Perikopen anzusehen auf ihre Verwendbarkeit im Dienste der Mission, welch eine Fülle von Hinweisungen auf dies heilige Werk fällt uns da gleichsam in den Schoß entgegen! Ist es nicht zu weitführend und erlaubt es die Zeit, dann gebe ich einmal die Uebersicht davon an, soweit ich sie nach flüchtiger Durchsicht zusammengestellt habe; wer genauer sucht, findet wohl noch mehr!

1. Advent: Röm. 13, 11—14. Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen.
Matth. 21, 1—9. Der Siegeszug des Königs Zions.

2. Advent: Röm. 15, 4—13. Freuet euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!

4. Advent: Phil. 4, 4—6. Ein Christenleben die beste Missionspredigt.
Joh. 1, 19—28. Die Frage der Heidenwelt an die Missionare und deren Antwort.

1. Weihnachtsfeiertag: Tit. 2, 11—14. Die heilsame Gnade Gottes, erschienen allen Menschen.
Luk. 2, 1—14. Die große Freude, die allem Volke widerfahren wird.
Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!
Die Missionsgemeinde, die Missionsbotschaft, das Missionsziel.

2. Weihnachtsfeiertag: Tit. 3, 4—7. Die Segnungen des Christentums.
Luk. 2, 15—20. Die Hirten ein Bild der sehnsüchtigen und dankbaren Heidenwelt.

Dom. p. Weihn.: Gal. 4, 1—7. Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn. So seid ihr nicht mehr Knechte, sondern eitel Kinder.

Neujahr: Gal. 3, 23—29. Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Jesum Christum. Hier ist kein Jude noch Grieche u. s. w.

Luc. 2, 21. Das neue Jahr — ein Missionsjahr, denn Jesus heißt: er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden.

Epiphaniasfest: Jes. 60, 1—6. Mache dich auf, werde Licht u. s. w.
Matth. 2, 1—12. Die Weisen aus dem Morgenlande.

Dom. I. p. Ep.: Luk. 2, 41—52. Der Segen einer christlichen Jugend (ihr Gegenbild: Das heidnische Haus).

Dom. II. p. Ep.: Röm. 12, 12. Der Wahlspruch der Mission: fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, anhaltend am Gebet.

Dom. III. p. Ep.: Matth. 8, 1—13. Der Hauptmann von Kapernaum.

Dom. IV. p. Ep.: Röm. 13, 8—10. Wer den anderen liebt, hat das Gesetz erfüllt.
Matth. 8, 23—27. Christus im Schiff: Christus der rechte Helfer bei der Missionsarbeit.

Septuagesimae: Matth. 20, 1—16. Arbeiter im Weinberg.

Quinquages.: 1. Cor. 13. Die Liebe Christi die Triebfeder der Mission.
Luk. 18, 31—43. Der Blinde von Jericho, ein Bild der Heidenwelt.

Invoc: 2. Cor. 6, 1—10. Der Weg des Apostels, noch immer der Weg der Missionen (als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet u. s. w.)

Rem.: Matth. 15, 21—28. Das kananäische Weib.

Oculi: Eph. 5, 1—9. Ihr waret weiland Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn.
Luk. 11, 23. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.

Laetare: Joh. 6, 1—15. Christus speist das hungernde Volk.
Für Charfreitag und Ostern denken Sie an das im Eingang Gesagte.

Quasimodogen.: 1. Joh. 5, 4—10. Unser Glaube ist der Sieg, u. s. w.
Joh. 20, 19—23. Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.

Mis. Dom.: 1. Petri 2, 21—25. Ihr waret wie die irrenden Schafe.
Joh. 10, 12—16. Christus, der gute Hirt.

Himmelfahrt: Act. 1, 1—11. Ihr werdet meine Zeugen sei.
Mark. 16, 14—20. Gehet hin in alle Welt.

Exaudi: Joh. 15, 16—16, 4. Ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang an bei mir gewesen.

Pfingsten: cf. These 1.

Dom. II. p. Trin.: Luk. 14, 16—24. Das große Abendmahl.

Dom. III. p. Trin.: Luk. 15, 1—10. Gleichnis vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen.

Dom. V. p. Trin.: Luk. 5, 1—11. Petri Fischzug.

Dom. VII. p. Trin.: Matth. 8, 1—9. Speisung des Volkes.

Dom. X. p. Trin.: Luk. 19, 41—48. Mahnruf an die Heidenwelt: wenn du es wüßtest, du würdest auch bedenken u. s. w.

Dom. XI. p. Trin.: 1. Kor. 15, 1—10. Das Missionsleben Pauli (von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen).

Dom. XII. p. Trin.: Mark. 7, 31—37. Heilung des Taubstummen.

Dom. XIII. p. Trin.: Luk. 10, 23—37. Der barmherzige Samariter.

Dom. XIV. p. Trin.: Luk. 17, 11—19. Der eine Dankbare unter neun Undankbaren.

Dom. XV. p. Trin.: Gal. 6, 9. Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Dom. XVIII. p. Trin.: Matth. 22, 34—46. Das Heidentum im Lichte der beiden vornehmsten Gebote.

Dom. XX. p. Trin.: Matth. 20, 1—14. Das Himmelreich gleich einer Hochzeit.

Angesichts dieser Übersicht kann ich nur dem Urteil beistimmen, welches Hesse (die Mission auf der Kanzel) fällt: Ein Prediger, der nie über die großen Missionsgedanken der Schrift predigt, der jahraus, jahrein von der Missionspflicht der Kirche schweigt, der sich nie ein Urteil bildet über die thatsächlich vorhandenen Missionsbestrebungen der Gegenwart und seine Zuhörer im Dunkeln darüber läßt, ob sie gut thun, sich an etwas derartigem zu beteiligen oder nicht, der thut seine Pflicht nicht.

Daß man nun nicht jeden Sonntag und bei jeder Gelegenheit Mission predigen soll, sondern daß auch hier weises Maßhalten geboten ist; daß man bei der Wahl der Beispiele aus der Missionsgeschichte in der Predigt sich nicht zu beschränken hat auf eine Missionsgesellschaft, etwa auf die, an welche man das Missionsgeld aus der Gemeinde abliefert, sondern daß es Ziel des Geistlichen ist, die Augen der Gemeinde zu öffnen für das ganze, so weite Feld der Mission; sodann, daß man, wie zu jeder Predigt sorgfältige, gewissenhafte Vorarbeit nötig ist, mit der Zeit dafür sorgen muß, daß man auf dem Gebiet der Mission etwas heimisch wird; weiter, daß man in einer Gemeinde, zumal in der bisher wenig oder gar nichts gethan war, Sinn für die Mission zu wecken, nicht mit der Thür ins Haus fallen und gleich Geld und wieder Geld fordern darf für eine Sache, für die das Herz der Gemeinde noch gar nicht erwärmt ist; daß man endlich den Mut nicht verlieren darf, wenn die Sache nur langsame Fortschritte macht: — das alles sind selbstverständliche Dinge. (Fortsetzung folgt.)

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Arolsen.

IX.

49. Daß die von den Philosophen aufgeworfenen Fragen keinem tiefern religiösen Bedürfnis entsprangen, wird ausdrücklich gesagt (17, 21): „Die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anders, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören“. Damit wird den Athenern ein scharfes Urteil gesprochen; zugleich ein Beweis, wie bedeutend sie im Laufe von vier Jahrhunderten entartet waren. Sie

hatten kein Interesse mehr an dem Forschen nach der Wahrheit; sie waren zum Teil skeptisch, zum Teil abergläubisch geworden. Die Philosophen glaubten nicht mehr an die Mythen ihrer alten Religion; ihre philosophischen Ideen aber — mochten sie in mancher Hinsicht auch wahrer und reiner sein als die alten Dogmen — waren für das Empfinden des Volks zu kalt und zu abstrakt. So kam es, daß sich viele von der Religion abwandten, wenn sie auch die religiösen Formen und Gebräuche noch mitmachten, und daß sie dann vollständig Genügen und Befriedigung in den Tagesgesprächen und dem Stadtklatsch fanden. Es ist immer traurig, wenn die Menschen kein höheres Streben haben, als ihre Mußestunden mit leerem Geschwätz zuzubringen und so ihre kostbare Zeit vergeuden. Auch unter uns Christen giebt es noch gar zu viele, die ihre freie Zeit zu ganz etwas anderm benutzen, als zur wahrhaften Erholung des Körpers und des Geistes, durch die sie neue Kraft und Freudigkeit für die geistige Arbeit sammeln. Doch dürfen wir an die Vergnügungen der Kinder dieser Welt nicht unsern christlichen Maßstab legen. Wenn sie ihre Freude daran haben, sich Neuigkeiten zu erzählen, Zeitungen zu lesen und dafür zu schreiben u. s. w., so hält sie das vielleicht von niedrigern Leidenschaften zurück. Es ist überraschend, zu sehen, wie die periodische Litteratur durch die ganze Welt zunimmt. Gewiß ist viel Gutes darin, aber wir dürfen uns auch nicht gegen ihre Gefahren verschließen. Daß sie nur „Neues sagen und hören" wollten, diente zur Verurteilung der Athener, und dasselbe untergräbt bei uns die Lust zum soliden Lernen und gefährdet das selbständige Urteil. Wir Christen und besonders wir Prediger sollen vor allen Dingen versuchen, Freunde Gottes zu werden und seine Geheimnisse zu verstehen. Wenn wir die Gedanken und Pläne des Herrn und die Gesetze seines Reiches zu unserm persönlichen Eigentum, unserm geistigen Besitz machen, dann können wir zu Herolden Gottes bei den Menschen werden.

Die Rede des Paulus auf dem Areopag.

50. . . . . Paulus spricht den Namen Jesus keinmal aus; wahrscheinlich hielt er es für klüger, den heiligen Namen, den er auf dem Marktplatz schon gepredigt hatte (Vers 17—18), nicht zu oft zu wiederholen. Der heilige Geist wirkt nie, ohne Zeit und Ort zu berücksichtigen. Obgleich manche Christen mit dem modernen sentimentalen Typus sich nicht vorstellen können, wie es möglich ist, eine christliche Predigt zu halten, ohne den Namen Jesu oft anzurufen — diesen Namen, der dem Apostel gewiß ebenso teuer war wie uns — so müssen wir doch die Thatsache anerkennen, daß Paulus eine mächtige Predigt hielt, ohne den Namen Jesu zu erwähnen, und daß gerade diese Predigt nach dem Willen des heiligen Geistes als ein Vorbild und Muster der Heidenpredigt aufbewahrt ist. Es zeigt sich heutzutage bei uns ein bedeutender Hang, heilige Dinge und besonders heilige Namen und Worte durch Mißbrauch zu entweihen. Und doch sollten fromme Worte und vorzüglich heilige Namen nur mit dem Gefühl der Ehrerbietung über unsere Lippen kommen. Auch sollten wir an die Ermahnung unseres Herrn denken, wenn wir mit Leuten sprechen, die keine Achtung vor dem Heiligen haben: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen". (Matth. 7, 6). Der Apostel wußte sehr wohl, was er sagte und was er nicht sagen wollte.

Ein andrer bemerkenswerter Zug in der Predigt des Paulus ist es, daß er Christus den Athenern nicht als den Heiland, sondern als ihren Richter verkündet; und darin unterscheidet sich wiederum die moderne Sentimentalität von der apostolischen Predigt. Wo der Heiland gepredigt wird, ehe die wirkliche Bekehrung von der Sünde stattgefunden hat, wird der Erfolg immer nur irreleitend sein. Die Zuhörer werden von Christus und seinem Verkündiger erwarten, daß sie ihnen aus all ihrer Not helfen und sie zu der Seligkeit führen, die ihr fleischliches Herz sich wünscht. Bei dieser oberflächlichen Predigtmethode wird es allerdings mit den Bekehrungen rascher gehn; aber keine Statistik berichtet später, wie viele wieder rückfällig geworden sind.

Das Gericht, das uns erwartet, ist jedenfalls das sicherste Mittel, in dem Gewissen das Bewußtsein der Sünde zu erwecken. Noch etwas ist bemerkenswert: Paulus verkündet den Athenern, daß das Gericht von dem unbekannten Gott eingesetzt sei, und daß es von einem den Heiden unbekannten Mann gehalten werden wird. Dieser Mann, der von Gott berufen wird, die menschliche Sünde zu verdammen, muß selbst sündlos sein, wenn auch, wie alle Menschen, nicht ohne Versuchung; aber siegreich, gerecht und ohne Flecken vor Gott und den Menschen.

Paulus spricht von einem Mann, welcher von Gott schon zum Richter der Menschen berufen ist. Giebt es aber irgend einen Beweis für diese außerordentliche Behauptung? Das führt uns zu einem andern bedeutungsvollen Zug in seiner Rede. Nur die Auferstehung wird als Beglaubigung Christi angeführt, indem „er jedermann vorhält den Glauben" (Vers 31). Weder seine Wunder, noch seine erhabene Lehre, noch die Heiligkeit seines Lebens wird erwähnt. Und selbst die Auferstehung wird nicht als Christi eignes Werk, sondern als das des Herrn dargestellt. Auferstehung im biblischen Sinn bedeutet Sieg über Tod und Grab (Hades). Gott ist das Leben und Christus ist ewig mit Gott vereint, darum konnte durch die Kraft des ewigen Lebens Gottes auch der sterbliche Leib Christi in himmlischer Glorie verklärt werden. Christus stand von den Toten auf, nicht um wieder zu sterben, sondern um auf immer zur Rechten Gottes zu sitzen und seinen Gläubigen das ewige Leben zu schenken.

Paulus beschränkte sich in seiner kurzen Ansprache auf die Fundamentalgrundsätze der geoffenbarten Religion. Er sprach von Gott, dem Schöpfer und Ursprung der Welt, von der Schöpfung und Bestimmung der Menschen, von der menschlichen Sünde und der Notwendigkeit der Buße, von dem nahen Gericht und dem von Gott eingesetzten Richter, einem Mann, der von den Toten auferweckt wäre. Der Erfolg dieser Predigt hätte in den Herzen der Zuhörer jene Frage des Kerkermeisters von Philippi sein müssen: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" Dann würde Paulus auch sicherlich seine Rede ergänzt und ihnen den Weg zum Heil gezeigt haben. Da aber einige über ihn spotteten und andre keine Zeit hatten, ihm zuzuhören, sprach Paulus nicht weiter, sondern „ging von ihnen" (Vers 33). Würden wir wohl alle dasselbe gethan haben? Manche würden vielleicht eine stärkere Sprache, die Sprache von Teufel und Hölle für notwendig gehalten haben, und andere hätten vielleicht sanftere Worte gebraucht, von der Liebe Gottes und dem Blute Christi. Solche gutgemeinten Mißgriffe

geschehen heute täglich, und sind wohl Zeichen von Eifer und Gutherzigkeit, nicht aber Züge der apostolischen Predigt. Ein paar inhaltsvolle Sätze der christlichen Wahrheit sind meistens erfolgreicher als langatmige Reden, welche bei den Zuhörern langweilig, ja abstoßend wirken können. Sich kurz zu fassen, erfordert mehr geistige Kraft und Selbstbeherrschung als zu große Weitschweifigkeit. Wo das Publikum aber gar Unehrerbietigkeit oder Gleichgültigkeit zeigt, da ist ein würdiges Schweigen die allerbeste Rede.

51. „Als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben" (Vers 28).

Es ist das ein direktes Citat aus den heidnischen Schriftstellern; sie werden zwar nicht mit Namen genannt, aber ähnliche Stellen sind uns aus dem Aratus und Kleanthes bekannt. „Wir sind seines Geschlechts" — das bedeutet eine nahe Verwandtschaft zwischen Gott und uns Menschen. Diese natürliche Verwandtschaft zwischen Gott und dem Menschen ist die Grundlage der Religion (siehe Kap. 1 aus meiner „Einführung in die Wissenschaft der chinesischen Religion"). Des Menschen geistige Natur stammt von der göttlichen Natur; von dem Ursprung des Menschen selbst können wir ohne Offenbarung nichts wissen. In dem nicht ganz verderbten Menschen lebt noch etwas von dem Bewußtsein, daß wir höhere Wesen sind als die, welche mit dem Körper vergehen. Dieses Bewußtsein, obwohl mehr ein instinktives Gefühl als ein klarer geistiger Begriff, führt uns auf den festen Grund der göttlichen Wahrheit und zu der Harmonie zwischen natürlicher und offenbarter Religion. Paulus citierte jene heidnischen Dichter, um im Herzen seiner Zuhörer die von ihm verkündeten Religionswahrheiten zu befestigen. Sie hörten da eine Stimme aus ihrer Mitte, nicht nur die von einem Fremden aufgeworfene Behauptung, eine Stimme, die ihnen allen verständlich und unanfechtbar war, wenn auch nur wenige sich den tiefern Sinn derselben für ihr inneres Leben zu deuten wußten.

Dies von Paulus angeführte Citat giebt uns ein Beispiel für Citate aus der weltlichen Litteratur. Diejenigen, welche von irgend welcher Bezugnahme auf die heidnische Litteratur nichts wissen wollen, mögen die besten Gründe dafür haben, aber es fehlt ihnen sicherlich an christlicher Erleuchtung. Der Apostel führte in seiner Rede vor den Athenern keine Stelle aus der Bibel an, und das sollten auch wir nicht thun, wenn wir zu den Heiden reden, die die Bibel entweder gar nicht kennen, oder denen sie wenigstens keine überzeugende Autorität sein kann. Die Griechen hatten keine Sammlung von heiligen Schriften, sondern nahmen bereitwillig auf, was ihnen, besonders durch ihre Dichter, in klassischem Stil geboten ward, zumal die Dichter dem Gefühl des Volks besser Ausdruck geben, als die Philosophen. Die Anhänger der philosophischen Schulen erkannten nur ihre eigenen Gründer und Häupter als Autoritäten an, nicht die der anderen Schulen. Deshalb that Paulus sehr klug daran, daß er sich weder auf die stoischen noch epikuräischen Lehren berief. Die Dichter stehen über den Philosophenschulen. Das ist für uns wichtig; es ist uns klar, daß in einer Ansprache an die Chinesen Citate aus Buddhas Schriften oder denen der Taoisten übel angebracht sein würden. Dagegen werden die aus dem allverehrten Konfuzius entnommenen Citate immer gut aufgenommen werden. Da es jedoch unter der Menge immer nur wenige giebt, welche alle dreizehn klassischen Bücher kennen, wird man gut thun, nicht über die vier ersten

Bücher hinauszugehn und aus den andern nur diejenigen Stellen anzuziehn, die unter dem Volke geflügelte Worte geworden sind. Allgemein gebrauchte Sprichwörter sind immer willkommen und können jeden Zweifel an der eigentlichen Meinung des fremden Predigers niederschlagen. Doch müssen wir vorsichtig sein, und auch nur solche Citate gebrauchen, die zur Sache gehören, wie es bei Paulus der Fall war! Dann sollen wir, wie Paulus, auch gleich den Mittelpunkt des religiösen Denkens und Lebens berühren und nicht auf ferner liegende Gebiete abschweifen, nur um unsere Belesenheit in ihrer Litteratur zu zeigen. Paulus brauchte sein Citat sogar als scharfe Waffe gegen die falsche Religionsübung, auf die er schon hingewiesen hatte, und machte seinen Zuhörern damit klar, daß sie gegen ihr besseres Wissen so handelten. Das ist der eigentliche und nützliche Zweck solcher Citate in den Predigten, daß man nicht nur das Verständnis unterstützt, sondern sich damit auch gleich an das Gewissen richtet und so auf die Entscheidung des persönlichen Willens hinwirkt. Die Athener wußten, daß Gott ein geistiges und ein persönliches Wesen sein mußte, da diese beiden Eigenschaften sogar dem Menschen eigen sind. Darum war es ganz leicht, ihnen zu beweisen, daß der Götzendienst vor der menschlichen Vernunft Thorheit, vor Gott aber, dessen Würde durch Darstellung in Metall und Stein und Menschenarbeit erniedrigt wird, Sünde sei.

Das ist die Bedeutung des Citats, und wir alle müssen seinen hohen Wert anerkennen. Wenn die Rede des Paulus auf dem Areopag weiter nichts enthielte, so würde sie doch um dieser einen Sache willen ein nicht wieder erreichtes Muster für uns sein. Eine größere Lehre für uns liegt aber in dem, wie der Apostel fortfährt. Unsere Methode besteht gewöhnlich darin, daß wir den Leuten sagen, sie müßten bereuen. Paulus sagt: „Gott gebietet allen Menschen, an allen Enden, Buße zu thun". Das ist würdig gesprochen; Paulus redet als der Bote Gottes zu den Menschen. Er bringt seinen Zuhörern nicht mehr wie zu Anfang seiner Rede, Gründe und Beweise; sondern nachdem er das Gewissen seiner Zuhörer getroffen hat, verkündet er ihnen die ihm von Gott anvertraute Botschaft. Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehn; Gott gebietet die Buße; er hat den Tag des Gerichts eingesetzt; er hat den Richter berufen; er hält „jedermann vor den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt". Das sind nicht viele Worte; aber jeder Satz ist ein Hammer, der Felsen zerschlägt. Wer nach einer solchen Kundgebung des göttlichen Willens sich noch abweisend verhält, der weist nicht den Menschen, sondern Gott zurück.

52. . . . Die Ansicht, daß des Apostels Arbeit in Athen und besonders seine Methode zu predigen, einen Mißerfolg gehabt habe, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Nach dieser Ansicht wäre Paulus hier der menschlichen Klugheit gefolgt und hätte später in Korinth Reue darüber empfunden. Das Testament giebt aber auch nicht den geringsten Anhalt dafür, daß Paulus seine Handlungsweise in Athen bereut hätte. Er war verzweifelt über seine schlechten Erfolge in Korinth und mußte vom Herrn selbst ermutigt werden (18, 9 ff.). Da Paulus in Korinth nicht nur ein paar Tage, sondern achtzehn Monate blieb, konnte er dort eingehend über die Buße predigen, denn er hatte ein Volk vor sich, daß die Last seiner Sünden fühlte und sie gerne los sein wollte. In Athen dagegen mußte erst die Überzeugung geweckt werden, daß die Sünde überhaupt vor-

handen wäre, und das war unmöglich, wenn nicht zuvor der wahre Gott und sein Wille bekannt war. Auch die Überzeugung von dem nahenden Gericht ist notwendig, weil sonst die Buße nicht als unerläßlich empfunden werden kann. Paulus faßte das Übel bei der Wurzel an; als kluger Baumeister legte er einen festen Grundstein. Eine solche Predigt wird vor dem Urteil der Welt bestehn. Wo Christus gepredigt und von den Menschen aufgenommen wird ohne Überzeugung der eignen Sünde, wo man seine Sünde beichtet, ohne Gott zu fürchten, der sie verdammt, wo Gott anerkannt, aber nicht im Geist und in der Wahrheit angebetet wird — da finden wir eine Verzerrung der Religion, aber nicht das Christentum.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

Von Prediger H. Ritter in Potsdam.

XVI. Kämpfe und Früchte aus dem Missionsleben in Japan.

Die Missionsfreunde daheim hören gern interessante Züge von den Arbeitsfeldern da draußen. Gewinnt man doch so viel leichter Freunde für das heilige Werk, wenn man greifbare Erfolge, herzbewegende Beweise von der Wirkung des Evangeliums an den Seelen der Bekehrten oder ermutigende Siege aus den Kämpfen mitteilen kann, die die Vorkämpfer des Glaubens in der nichtchristlichen Welt zu bestehen haben. Aber das Reich Gottes gleicht dem Samenkorn, das in der Stille unmerklich wächst, und das Leben des Missionars ist mit nichten immer eine Kette von interessanten Erlebnissen, sondern weit öfter eine lange Reihe von Geduldsproben in unablässigem Lernen, in immer neuen Versuchen und ermüdender, unscheinbarer, ob auch überaus mannigfaltiger Arbeit. Nur hin und wieder wird der fleißige Arbeiter durch einen greifbaren Erfolg, eine überraschende, eigenartige Wirkung des ausgestreuten Samens erfrischt oder auch durch aufregende Kämpfe aus dem ruhigen Geleise seines Wirkens aufgestört. Langweilig ist diese stille Arbeit für den Missionar keineswegs, wenn er anders mit Eifer und Liebe darin steht. Denn für ihn selbst giebt es täglich neue Wahrnehmungen an seinen Pflegebefohlenen, immer neue Erfahrungen, aus denen er lernen kann. Aber für das Auge des Fernstehenden sind das oft zu wenig augenfällige Dinge. Nur in größeren Zeiträumen findet sich wohl eine Auslese interessanter Erlebnisse zusammen, die sich zur Mitteilung an die Missionsfreunde eignen, weil sie in hervortretenden Zügen die Kämpfe und Früchte auf den Missionsfeldern erkennen lassen. Einige Züge dieser Art aus dem japanischen Missionsleben der letzten zwei Jahre sollen hier zusammengestellt werden. Sie sind nicht unserer kleinen Mission entnommen. Was daraus zu berichten ist, wird unter den Vereinsnachrichten oder in den Aufsätzen unserer Missionare gegeben. Sie sind vielmehr aus dem Missionsleben des Amerikanischen Board nach den Mitteilungen des Missionary Herald geschöpft.

1. Zahlreiche Versuchungen und Kämpfe entstehen den japanischen Christen aus dem Gegensatz ihrer Verwandten gegen das Christen-

tum, und sie haben dann öfter Gelegenheit, eine Glaubenskraft zu bewähren, durch die sie uns zum Muster dienen können. In dem Gebirgsland der Provinz Tamba, inmitten der Hauptinsel Hondo, liegt das Dörfchen Goma. Nah demselben wohnte im Jahre 1891 ein unglücklicher Mensch, der vom Aussatz befallen war. Acht Jahre vorher war er Christ geworden. Jetzt war er infolge des Aussatzes erblindet, und Teile seines Gesichts waren von der Krankheit zerfressen und abgefallen. Die Christen hatten ihm am Gebirgsabhang eine kleine Hütte gebaut, wo er in trostloser Abgeschiedenheit lebte, verlassen auch von seinen Brüdern und Verwandten, ja mehr als verlassen. Sie versuchten zweimal während des Sommers, ihn zu vergiften, doch ohne Erfolg. Sie nahmen ihm sein altes Moskitonetz weg und gaben ihn den Moskitos und Fliegen preis. Aber seine christlichen Freunde kochen für ihn und bringen ihm regelmäßig seine Mahlzeit. Ihre Liebe und sein freudiger Glaube sind eine mächtige Predigt in der Provinz. In derselben scheint überhaupt ein frisches Leben sich zu regen. Von zwei Seidenwebereien wird uns erzählt, deren Leiter Christen sind. Die meisten Arbeiterinnen gehen nach zwölfstündiger Tagesarbeit noch zwei (englische) Meilen, um die Bibel zu studieren. Mit ihren Sparpfennigen haben sie sich Bibel und Gesangbuch gekauft.

2. Von einem christlichen Studenten wird folgendes erzählt. Er hatte längere Zeit an einer Sonntagsschule gewirkt und einen christlichen Verein unter seinen Genossen gestiftet. Nach und nach ersparte er so viel von dem Gelde, das ihm für seinen Lebensunterhalt zugemessen wurde, daß er hoffen durfte, mit Hilfe dieses Ersparnisses die theologische Schule in Kyoto besuchen zu können. Er gehört einer alten und vornehmen Familie an. Aber alle seine Verwandten sind unversöhnliche Feinde des Christentums. Als sie von seinem Entschlusse hörten, Theologie zu studieren und christlicher Prediger zu werden, steigerte sich ihr Widerwille dagegen aufs äußerste. Die Mutter gab mit der furchtlosen Entschlossenheit eines Samurai ihrem heißgeliebten Sohne zu verstehen, daß sie, wenn er auf seinem Vorsatz beharren sollte, der Schande durch Selbstentleibung sich entziehen werde. Der achtzehnjährige Sohn kannte nur zu gut den unbeugsamen Sinn der Mutter, und nach einer Woche schweren Kampfes, wie Jünglinge seines Alters ihn selten zu bestehen haben, gab er nach und versprach, Medizin zu studieren. Sein verstörtes Antlitz zeigte dem Missionar, dem er sein Geschick erzählte, welche Seelenpein er ausgestanden hatte. „Aber", sagte er, „ich schwanke nicht in meinem Entschluß, mein Leben Christo zu widmen. Wenn ich Medizin studieren muß, so werde ich die Medizin als Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums benutzen".

3. Der Missionar Newell in Niigata[1]) berichtet im vorjährigen Aprilheft des Missionary Herald über die Kämpfe, die ein junger Buddhapriester infolge seiner Bekehrung zum Christentum durchzumachen hatte und wohl noch durchmacht. Er wurde im Frühling 1892 Christ und schloß sich einem Kreise von jungen Leuten an, die dem Vorsitzenden der einheimischen Missionsgesellschaft der Kumiai-Gemeinden[2]), dem Pastor Ebina,

[1]) Der einzige Vertragshafen am japanischen Meer auf der Hauptinsel Hondo.
[2]) Kumiai Kyokuwai heißen die kongregationalistischen Gemeinden des amerikanischen Board in Japan.

bei seinen Abendmeetings und in der Sonntagsschule halfen. Newell sagt von ihm, daß ihm etwas von jenem Eifer innewohne, der dem Paulus das Wort eingab: „Wehe mir, wenn ich nicht das Evangelium predige!" „Seine Begeisterung hat heftige Opposition bei seinem älteren Bruder hervorgerufen, der Priester in dem größten Tempel der Stadt ist und der in der Opposition gegen das Christentum unversöhnlichsten Sekte, der Jodo-Shinshu, angehört. Seine Eltern sind beide tot; und bis er Christ wurde, war er in dem Tempel seines Bruders angestellt. Auch nachher erlaubte ihm sein Bruder unter thatsächlicher Toleranzübung, dort zu leben, machte ihm aber sein Leben mehr oder weniger schwer durch sein beständiges Einreden auf ihn. Dennoch entstand kein ernster Konflikt bis zu dem folgenden Zwischenfall. Seine häufigen und ernsten Mahnungen auf dem Shima-Predigtplatz, sich von einem Leben in totem Ceremonienwesen zu einem Leben in lebendigem Glauben zu wenden, einem solchen, wie dem, in dem er für sich selbst so großen Segen gefunden, zog bald die Aufmerksamkeit von einigen Anhängern des Tempels auf sich und rief ihrerseits die Forderung hervor, daß er entweder gezwungen werde, seinen neuen Glauben aufzugeben, oder aus dem Tempel ausgewiesen werde. Denn es war unschwer einzusehen, daß, solange er im Tempel bei seinem Bruder wohnte, und das auf des letzteren Kosten, sie, die Anhänger des Tempels, ihn thatsächlich erhielten; und sie konnten sich nicht mit dem Gedanken befreunden, einen christlichen Evangelisten zu erhalten, zumal einen von so ernster Art. Sein Bruder versuchte, die Sache beizulegen, indem er ihm vorstellte, es werde sich wahrscheinlich alles ebnen lassen, wenn er nur das Predigen aufgäbe. Aber er sagte ihm rund heraus, er sei so ganz von der vollen Wahrheit des Evangeliums und der gänzlichen Unzulänglichkeit des Buddhismus überzeugt, daß er fühle, es wäre Verrat, jetzt zu schweigen. Und er setzte sein öffentliches Predigen nach wie vor fort. Ein Aufschub von einer Woche wurde ihm bewilligt, in welcher ihm aufgegeben wurde, sich zu entscheiden, ob er seine Religion oder sein Leben im Tempel, sein einziges Heim, aufgeben wolle. Er entschied sich auf der Stelle dahin, daß er nicht aufhören könne, von seinem Glauben Zeugnis abzulegen; aber, wenn sie dazu geneigt seien, so würde er gern auf eine Woche Gastfreundschaft im Tempel annehmen. Als die Woche um war, wurde eine Besprechung gehalten, in welcher sein Bruder, ein Onkel (auch ein Priester) und einige befreundete Priester versuchten, ihn durch Beweise und Schreckmittel in seiner Stellung wankend zu machen. Doch er blieb fest. Darauf wurde geraten, ihn auf eine buddhistische Schule zu Sanjo zu bringen, und man gewährte ihm eine neue Woche, darüber nachzudenken. Er sehnt sich sehr nach einer guten Erziehung, aber auf der Doshisha. Sein Bruder will ihm jedoch für eine christliche Schule keinen Beistand leisten und hat sich schließlich geweigert, ihn auf irgend eine Schule zu senden. Aber das Anerbieten, die Kosten für seine Unterbringung in einer guten Schule zu decken, wurde zuletzt als ein Mittel der Versuchung benutzt, wobei natürlich die Voraussetzung zu Grunde lag, daß er als Buddhist und nicht als Christ eintreten müsse. Auch diese List schlug fehl, aber sie verschaffte ihm für eine neue Woche ein Heim. Ein Mittel nach dem andern ist versucht worden, eines nach dem anderen fehlgeschlagen, aber jedes hat ihm einige Tage mehr Aufschub verschafft, und er hat denselben jedesmal mit dem

besten Humor angenommen und dadurch gezeigt, daß, was immer sie ihm anthun möchten, sie ihn dadurch nicht reizen könnten, und daß, wenn er überhaupt sein Heim verlassen sollte, es nur dadurch geschehen könnte, daß sie ihn thatsächlich hinaustrieben, und wenn sie wirklich sich entschlössen, dies zu thun, so würde er auf sein Recht bestehen, ein regelrecht geschriebenes Zeugnis mitzunehmen zu dem Zwecke, dadurch möglicher Weise sein Recht für die Zukunft zu sichern. Einmal trieben ihn sein Bruder und dessen Bundesgenossen in einer Anwandlung von Zorn aus dem Tempel hinaus und verweigerten ihm die Unterkunft für die Nacht. Aber am nächsten Morgen kam sein Onkel, der richtig mutmaßte, wo er Aufnahme gefunden haben würde, zu Herrn Ebina, fand ihn und überredete ihn, zurückzukommen. Die Verhandlungen über die Sache schweben noch, und, was dabei herauskommen wird, ist für jetzt schwer vorauszusehen".

Wir müssen angesichts dieses Berichts gewiß ebenso sehr die Langmut der Buddhisten von ihrem Standpunkte aus, wie die Glaubensfestigkeit des jungen Priesters, der das Heil in Christus gefunden hat, anerkennen. Recht verständlich wird uns das lange Verbleiben des letzteren im Tempel erst, wenn wir uns die japanische Sitte vergegenwärtigen, wonach die jüngeren Geschwister nach dem Tode des Vaters unbedingt vom ältesten Bruder abhängen, dieser aber auch dafür verpflichtet ist, für dieselben zu sorgen. Wie wir indes auch das Verhalten der beiden Parteien beurteilen mögen, jedenfalls giebt uns die Erzählung ein lebendiges Bild von den mannigfachen Verwickelungen, welche durch die religiösen Gegensätze in Japan herbeigeführt werden. Möge die Liebe seiner Mitchristen dem jungen Glaubenskämpfer weitere Versuchung und Demütigung ersparen!

4. Von einer 73 jährigen Christin in Amino in der Provinz Tango[1]) erzählt der Missionar Davis im Juliheft des Missionary Herald vom Jahre 1892: Etwa 14 Jahre vorher machte sie sich auf, um die Tempel von Ise zu besuchen. Unterwegs kehrt sie bei Verwandten in Osaka ein, hört von Christus, verweilt einen Monat, um mehr zu hören, wird für das Evangelium gewonnen, giebt ihre Reise nach Ise auf und kehrt heim. Sie kann kein Wort lesen, macht sich aber daran, es zu lernen und ist bald imstande, das Neue Testament zu lesen. Sie stößt auf heftigen Widerstand bei den Verwandten und den Dorfbewohnern, die versuchen, sie einzuschüchtern; aber sie bleibt fest, empfängt die Taufe, baut etwa sechs Jahre nachher eine kleine Kapelle und sorgt seitdem reichlich für den Unterhalt der Evangelisten, die dort arbeiten. Nunmehr hat sie wiederum 300 Yen von den 2000, die sie besitzt, zum Bau einer neuen Kirche hergegeben, und der Missionar Davis hatte die Freude, dieselbe einzuweihen. Strömender Regen hinderte nicht, daß das Gotteshaus dicht gefüllt war. Am nächsten Morgen wurden zwei Taufen vollzogen, die eine an einer Frau, die trotz des Regens eine Meile weit hereingekommen war. Sie ließ sich nicht zurückhalten, obschon ihre Verwandten und Freunde so sehr dagegen waren, daß viele von ihnen beim Anblick ihrer Taufe vor Aufregung weinten.

5. Über einen ergreifenden Anblick berichtet der Missionar Gulick in Kumamoto (Missionary Herald August 1891): „Es war auf der Jahresversammlung

[1]) Provinz der Hauptinsel Hondo an der Wakasabucht (japan. Meer).

der Kumiai- oder kongregationalistischen Gemeinden von Kyushu, der großen Südinsel Japans. Unter den Delegierten, die sich von allen Seiten der Insel versammelten, war einer, den man beim ersten Anblick für einen Bettler halten konnte: so dürftig war seine Erscheinung, und so langsam und unschlüssig waren seine Bewegungen. Sein großer Kopf, mit zottigem Haar und struppigem Bart bedeckt, ruhte auf einem dünnen, kleinen Körper. Beim ersten Anblick schien das Gesicht teilnahmlos und gedankenlos. Die gefärbten Brillengläser vermehrten noch sein trostloses Aussehn. Ohne Glas bewegten sich seine Augen langsam, völlig ziellos umher und schienen all' ihren Glanz verloren zu haben. Als ich ihn zuerst sah, kam mir sofort der Gedanke: „Kann dieser Mann ein Delegierter sein? Vermochte die Gemeinde keinen geeigneteren Mann als Delegierten aufzubringen?" Man denke meine Verwunderung, als ich hörte, daß er nicht nur ein Delegierter, sondern sogar einer von den Evangelisten sei. Oft hatte ich von unserm blinden Evangelisten gehört, aber nie hätte ich mir von ihm eine so bejammerungswürdige Erscheinung vorgestellt. Obwohl nicht völlig blind, war er doch so nahe daran, daß er nirgends gehen konnte, ohne daß ihn jemand führte. Dieser Mann mit solchem Äußern war, wie ich bald lernen sollte, ein Kleinod. Ich zweifle sehr, ob es einen mehr durchgeisteten Christen in diesem Teile Japans giebt. Es scheint, daß dieser Mann als Jüngling ein Mitglied jener vielgenannten Kumamoto-Gruppe war, welche hier in Kumamoto durch Kapitän Janes zuerst von Christus etwas hörte[1]). Durch Schwächung des Augenlichts wurde er gezwungen, die Schule zu verlassen. Aber so groß war sein Eifer, Englisch zu studieren, daß er sich von einer seiner Schwestern in großen Buchstaben, jeder einen Zoll lang, den ganzen zweiten Teil des Englischen »National Reader« abschreiben ließ. Zunehmende Schwächung des Augenlichts machte alles Studium unmöglich. Wann und wie er ein Christ wurde, habe ich nicht genau in Erfahrung gebracht, aber er ist seit vielen Jahren einer der begeistertsten gewesen. Eine Zeit lang erhielt er sich, obschon unfähig zu lesen, durch Unterricht im Englischen. Im letzten Jahr jedoch trat er endlich unmittelbar in den christlichen Gemeindedienst als Evangelist.

„Unter seinen früheren Mitschülern war einer Herr Ebina, welcher seitdem einer der führenden christlichen Geistlichen des Landes geworden ist. Bei seinem letzten Besuch hier, gerade zur Zeit der Jahresversammlung unserer Gemeinden, beherbergten wir Herrn Ebina als Gast. Eines Morgens vor dem Frühstück wurde dieser blinde Evangelist hereingeführt. Er suchte eine Privatunterhaltung mit seinem alten Klassengenossen und Freunde. Und wie zärtlich sie plauderten! Wie ich so dabei saß und einen Teil davon mit anhörte, fing ich an zu staunen über das tiefe Wissen und eigenartige Denken dieses wunderlichen und unkultiviert aussehenden Mannes. Das Thema der Unterhaltung war lange Zeit das Evangelium Johannis: seine Eigentümlichkeit, die Beweise seiner Ächtheit und Authenticität u. s. w. Das Thema führte allmählich zu der Frage, warum Gott eine solche Welt, wie die gegenwärtige, geschaffen habe. Herr Ebina suchte ihn augenscheinlich dazu zu veranlassen, seine eigenen Gedanken auszusprechen; denn Herr Ebina kennt, wie er mir nachher sagte, keinen geistvolleren Mann, mit dem

[1]) „Dreißig Jahre prot. Miss. in Japan", S. 33 f.; Berlin, A. Haack, 1890.

er reden könnte, und keinen, von dem er mehr Anregung empfinge. Länger, als zwanzig Minuten, denke ich, entwickelte dieser blinde und doch sehende Mann seine Gedanken über das Thema, warum Gott diese Welt geschaffen. Ich kann nicht den kunstvollen Weg wiedergeben, auf dem er das klar legte; doch im wesentlichen war es dies: daß Gott bei Erschaffung des Stoffes nur eine Form seiner Herrlichkeit offenbaren konnte; um die Schönheit des Pflanzenlebens zu offenbaren, mußte er Pflanzen schaffen; um die Schönheit des Tierlebens mit allen seinen Wundern zu offenbaren, mußte er Tiere schaffen. Aber bei keinem von diesen, wie wundervoll sie sind, waren die Wunder eines freien, heiligen Wesens zum Ausdruck gekommen; um diese zum Ausdruck zu bringen, mußte er Menschen schaffen. So kommt im Menschen Gottes höchster Schöpfungsakt zum Ausdruck."

„Inmitten dieser Unterhaltung wurde es Zeit, in die Versammlung zu gehen. Es begann zu regnen. So nahm Herr Ebina, er selbst groß und eher eine stattliche Erscheinung, in eine Hand einen Regenschirm, legte den andern Arm um die Schultern des kleinen und unansehnlichen Mannes und zog ihn eng an sich; und so gingen sie zwei (englische) Meilen durch die Stadt, indem sie sich von göttlichen Dingen unterhielten, ohne auf die Stadt und die Leute darin, noch auf den fremdartigen Anblick, den sie gewährten, zu achten. Durch diesen Anblick und das ganze Erlebnis wurden meine Augen, wie selten zuvor, geöffnet, um zu sehen, was für eine wundervolle Gabe das Evangelium für den Menschen ist, wie es aus dem geringsten und dem Aussehen nach unbedeutendsten unter den Menschen einen Fürsten — ja einen Sohn Gottes machen kann."

XVII. Die Verlangsamung des Christianisierungsprozesses in Japan und ihre Ursachen.

In seiner Missionsrundschau vom September v. J. (Allgemeine Missionszeitschrift S. 422 f.) entwickelt D. Warneck ausführlich die Ursachen der auffallenden Verlangsamung, welche der Christianisierungsprozeß in Japan seit etwa fünf Jahren erfahren hat. Der Aufsatz schließt (S. 432) mit einem Angriff auf die liberale Mission, den wir nicht unerwidert lassen können. Je sachlicher die Darstellung im allgemeinen gehalten ist, in um so schärferem Kontrast steht dazu der folgende Schlußpassus: „Heute kam es uns wesentlich darauf an, die Verlangsamung des Christianisierungsprozesses, welche seit fünf Jahren eingetreten ist, nicht bloß zu konstatieren, sondern auch einigermaßen zu erklären und zugleich darauf hinzuweisen, daß der wachsende Einfluß der liberalisierenden Theologie gerade in diese Epoche des Rückgangs des Christianisierungsprozesses fällt, also sich nicht als eine positiv missionierende Macht erwiesen hat". Wenn D. Warneck schon im vorhergehenden den wachsenden Einfluß der liberalen Theologie auf die japanischen Prediger beklagt, so rechten wir darüber nicht mit ihm. Er vertritt damit seinen Standpunkt, welcher der freisinnigen Auffassung abhold ist. Bemerken möchten wir dazu höchstens, daß die liberale Mission selbstverständlich nicht für alle Äußerungen der heranwachsenden japanischen Theologenwelt, die freilich noch sehr der Ausreifung bedarf, ohne weiteres verantwortlich zu machen ist. Indes nicht ohne Entgegnung können wir es lassen,

wenn D. Warneck in der angeführten Stelle den Anschein erweckt, als habe er durch seine vorhergehenden Darlegungen über die Ursachen für die Verlangsamung des Christianisierungsprozesses auch den geschichtlichen Beweis dafür erbracht, daß die liberale Theologie in Japan ihre Unfähigkeit, als positive Missionsmacht zu wirken, zur Genüge zu erkennen gegeben habe. Denn nur das kann doch wohl der Sinn seiner Worte sein? Den Eindruck dürften sie wenigstens in jedem Leser hervorgerufen haben. Oder sollte D. Warneck lediglich gemeint haben, daß auch die liberale Mission so wenig, wie die orthodoxe, die, wie allem Fremden, so auch dem Christentum feindliche Reaktion mit raschem Erfolge zu bekämpfen vermocht hat? In diesem Falle möchte es doch für die Mehrzahl der Leser im Interesse des richtigen Verständnisses einer nachträglichen Erläuterung bedürfen, die freilich im Grunde nur darauf hinauslaufen könnte, die Haltlosigkeit des zu erläuternden Satzes selbst darzuthun. Denn, wenn die liberale Mission nur von demselben Schicksal, wie die orthodoxe, betroffen ist, wozu gipfelt dann der ganze Aufsatz in dem Hinweis auf das Fiasko der liberalen Mission? Das hat nur einen Sinn, wenn D. Warneck nachgewiesen zu haben glaubt, daß bei dem Rückgang des Christianisierungsprozesses der Einfluß der liberalen Mission, dessen Wachstum ja gerade in die Zeit des beginnenden Rückgangs fällt, ganz besonders entscheidend gewesen ist. Hat er in seiner vorausgehenden geschichtlichen Darstellung dafür den Beweis geliefert? Wir können ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er in den Schlußworten den Schein hervorruft, als habe er bewiesen, was zu beweisen er nicht einmal versucht hat. Als Hauptursache für die Stockung im Fortschritt der Mission giebt er eben das an, was auch in diesen Blättern mannigfach hervorgehoben worden ist: das Erwachen des altjapanischen Nationalbewußtseins, durch welches auch die einheimischen Religionen und der Konfuzianismus eine wesentliche Stärkung erfahren haben, während das Christentum vom Standpunkte dieses überspannten Nationalbewußtseins aus als ein Fremdes und der altjapanischen Zucht und Sitte Widersprechendes gehaßt wird. Es ist besonders die Idee der Gleichheit aller Menschen, welche dem Japaner mit der Ehrfurcht vor seinem Kaiser unvereinbar erscheint. Mit Recht hebt D. Warneck hervor, wie hier wohl auch die Weise, in welcher amerikanische — wohl gemerkt, orthodoxe — Missionare im Zusammenhang mit dieser Idee auch dem politischen Liberalismus Amerikas Eingang zu verschaffen suchen, bei vielen Japanern Mißtrauen erwecke. Von der liberalen Mission aber hebt er nur hervor, wie auch die von dieser Seite beeinflußten japanischen Theologen das Christentum gegen den Vorwurf, antinational zu sein, zu verteidigen suchen. Die Weise ihrer Verteidigung findet seinen Beifall nicht. Einerseits sind sie selbst ihm zu sehr von nationalem Dünkel und infolge dessen von der Neigung erfüllt, das japanische Christentum allzu frühzeitig von dem Einfluß der auswärtigen Mission zu emanzipieren. Indes hat er diese Neigung auch bei den orthodoxen japanischen Christen zu beklagen. Andrerseits sind ihre Verteidigungsversuche für das Christentum ihm zu sehr mit kritischen und reformsüchtigen Tendenzen verquickt. Aber diese in seinem Sinne ungeeignete Verteidigung flößt ihm doch höchstens Besorgnisse ein. Sie für den Rückgang des Missionsfortschritts verantwortlich zu machen, versucht er nicht. Wie könnte er auch! Diese Verteidigung ist ja erst durch den Rückgang hervorgerufen. Eine anderweite, etwa direkter von ihren

Missionaren ausgehende Schuld der liberalen Mission an der Stockung in dem Christianisierungswerk hat D. Warneck ebenso wenig nachgewiesen und konnte sie nicht nachweisen, weil die Ursachen dieser Stockung thatsächlich mit dem Unterschied zwischen „Liberal“ und „Orthodox“ garnichts zu schaffen haben, sondern ganz offenbar nach seinen eignen Darlegungen auf politisch-nationalem Boden liegen.

Wir fragen daher: Warum giebt D. Warneck der Sache das Aussehen, als habe er in seinen Ausführungen den sonnenklaren Beweis geliefert, daß der Rückgang des Christianisierungsprozesses in Japan mit dem Fiasko ganz speziell der liberalen Mission gleichbedeutend sei?

Was nun die durch D. Warnecks Angriff nahe gelegte Frage selbst betrifft, ob nämlich die liberale Theologie eine positiv missionierende Macht werden könne oder nicht, so glauben wir, daß der gegenwärtige Augenblick zu einem definitiven Urteil darüber noch sehr verfrüht sein möchte. Von 29 protestantischen Missionsgesellschaften, die in Japan thätig sind, gelten drei als liberal: „der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein“, die „Unitarier“ und die „Universalisten“. Diese drei wirken im ganzen durch 13 abendländische Missionare und Missionarinnen gegenüber einer Gesamtzahl von 574 abendländischen Missionaren und Missionarinnen, die überhaupt protestantischerseits in Japan arbeiten[1]). Unter den Missionarinnen sind auch die Missionarfrauen überall mit eingerechnet. Also 13 liberale Missions-Arbeiter und -Arbeiterinnen gegen 561 orthodoxe! Welche Voreingenommenheit gehört doch dazu, wenn D. Warneck bei diesem Zahlenverhältnis, obwohl es sich um einen Rückgang auf der ganzen Linie der Mission, nicht etwa vorzugsweise auf dem liberalen Flügel handelt — wenigstens sagt uns D. Warneck nichts davon —, die ganze Angelegenheit vor allem zu einer Niederlage des winzigen, im Vergleich mit der Zahl der orthodoxen Missionare geradezu verschwindenden Häufleins der liberalen Mission stempelt! Das tritt noch schärfer hervor, wenn wir bedenken, daß die orthodoxe Mission in ihren führenden Teilen sich bereits 2 bis 3 Jahrzehnte auf dem Kampfplatz befindet. Die Unitarier und Universalisten hingegen haben ihr Werk erst seit 1889 und 1890, also nach Beginn des Rückgangs angefangen. Sie kommen mithin billigerweise noch gar nicht in Betracht. Unser Verein ist erst seit November 1885 thätig. Seine Arbeit ist zwar auch in den wenigen Jahren, die seitdem verflossen sind, von manchen Segenserweisungen Gottes begleitet gewesen. Doch stellt sie nach der Kürze ihrer Zeitdauer und nach der kleinen Zahl der Arbeiter einen viel zu geringen Bruchteil in dem gewaltigen Werke für die Evangelisation des japanischen Volkes dar, als daß wir mit irgendwelchem Stolze auf unsere Erfolge blicken dürften. Aber ebenso wenig sind andere berechtigt, an den Erfolgen unsers Vereins nach einer so kurzen Arbeitszeit und angesichts seiner, im Vergleich mit den amerikanischen Missionen sehr beschränkten Kräfte und Mittel die „positiv missionierenden Macht“ der liberalen Theologie zu messen und darüber den Stab zu brechen, am wenigsten unter dem Schein eines geschichtlichen Beweises, der nicht erbracht ist. Vielmehr dürfte der unbefangene Beurteiler wohl auch hier der Warnung des Apostels folgen: „Richtet nicht vor der Zeit!“

[1]) Die Zahlen sind der missionsstatistischen Tabelle von Loomis entnommen, jedoch mit Berichtigung eines offenbaren Druckfehlers.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Paul Gloatz, Lic., Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

VI.

Der Name, den auch du Chaillu (Reisen übers. Kletke S. 210, 444) bei den Kamma und allen Stämmen, die er besuchte, neben dem bösen Abambu, auf dessen Beziehung zu den Verstorbenen wir später zurückkommen (Aniemba nur in der abgeschwächten Bedeutung „von einem Zauber besessen"), für den guten Geist vorfand, entspricht dem Hambundowort ombera Regen (Serpa Pinto II. 317), das sich aber wieder an jene ostafr. Wörter für Regen und Himmel anschließt[1]). Es war daher wohl auch mehr eine Namens- als Wesensänderung in der alten Religion Angola's (Dongo's), wenn Bastian aus seiner Vorgeschichte berichtet (Salv. S. 232): Die Verehrung des Ozeans tritt zurück vor dem eindringenden Kult Nzambus. Dieser ist offenbar nur wieder eine Variante der Aussprache und Schreibung für Njambe. So heißt Zampi das höchste Wesen bei den Balonda (Liv. S. 304) südlich von Angola. Buchner (Ausland 1883 S. 109) führt hier noch folgende Verbindungen an: diulu dia Nsambi Himmel Gottes, dikemba dia Nsambi Sonne Gottes, kalunga dia Nsambi Meer Gottes, dikua dia Nsambi Axt Gottes (Name eines schneidenden Grases); Nsambi heiße außerdem die (von den Hottentotten verehrte) Heuschrecke Mantis. Schneider (S. 83) schließt daraus, daß Nsambi das göttliche Wesen bezeichne, das in „persönlicher Bestimmtheit" als Himmelsgott erfaßt werde, ohne auf denselben beschränkt zu sein. Der Genitiv in jenen Verbindungen drückt freilich nur eine Beziehung der genannten Dinge auf Gott aus, nicht unmittelbar Identität. Übrigens hat nach Buchner der Nsambi „dort oben in der Luft" für den Neger gar kein Interesse; er thue ihm weder wohl noch wehe und kümmere sich eigentlich nur um die Weißen, die ihm ihre Geschicklichkeit und ihren Reichtum verdanken. Dagegen die Kioko ebenda verehren nach Pogge (Reich des Muata Jamwo S. 236) Zambi[2]) als Geist des Guten, bisweilen mit Festen. Vor allem gilt an der Kongo- und Loangoküste Zambi-am-pungo (d. h.

---

[1]) Als Mbuiri mbounda wirkt z. B. Mbuiri im Regenbogen. Hübbe-Schl. S. 130. Der Regenbogen ist vielen Bantustämmen bedeutungsvoll. Weil mit ihm die Sonne wieder hervorbricht und das in Afrika so nötige Regenwasser schnell verdunsten läßt, fürchten ihn die Zulu als un être animé qui boit dans les étangs et qu'il faut fuir pour n'etre pas dévoré (Rév. p. 142). Die Batoka (am Zambesi) nennen ihn Götterstab (Barth, Ostafr. S. 122). Nach Kropf (Xosa S. 97) nennt ihn der Kaffer, weil ihm der vollkommene Farbensinn fehlt, umnyamá „der schwarze". Jedenfalls hängt auch die hypnotisierende, sich unsichtbar machende, dann nur vom Zauberer gesehene Wasserschlange icanti (Kropf S. 205) mit dem Regenbogen zusammen, der bei den Kongonegern Umchama-umwula (Assundidi) oder Umschama heißt „als die im Wasser befindliche Schlange, die sich vom Horizont aus am Himmel erhebt" (Bastian, Deutsche Exp. II. 229) oder umtschunnu känta (ebd. I. 315); umkänto heißt Frau (ebd.).

[2]) Zambi mochi (deos hum só) in Bunda nach Cannecattim (Bastian D. E. II. 222); mochi ist das Zahlwort für eins in Bunda = kochi in Kongo, m-modza im Ki-suaheli, mue im Herero, nuehela im Se-tschuana, i-nye in Kafir, mari im Mpongwe, muli auf Fern-Po (ebd. S. 268 f. Fr. Müller Spr. I. 2. S. 261), auch ein Beweis für die Variabilität ältester Wurzeln. Das Zahlwort richtet sich gegen den Dualismus eines guten und eines bösen Zambi.

nach Cooley „the spirit above“) als Himmels- und Gewittergott[1]), Schöpfer, Eheſtifter, Rächer des Meineids durch (nach Proyart) gleichnamige Krankheit; daß ſich der böſe Zambi-a-nbi(-imbi)[2]) als Todesgott erſt von ihm abgelöſt, beweiſt die Namenseinheit. Baſtian (Deutſche Exp. II, 218 ff.) und ihn beſtätigend Falkenſtein (Afr. Weſtküſte 1885 I, 220 f.) und Chavanne (Reiſen im Kongoſtaat 1887 S. 407) geben nähere Mitteilungen, z. B. volkstümliche Ausſprüche wie Zambiatumo „Gott hat alles beſtimmt“, Zambi tumesi „Gott hat ihn gerufen“, und Schöpfungsſagen, von denen man aber ausſcheiden muß, was Bekanntſchaft mit den Europäern vorausſetzt (der junge Bruder, der mit dem Hahnſchrei aufſtand und ſich im Brunnen weiß wuſch) und Reminiscenzen an die frühere oberflächliche katholiſche Chriſtianiſierung enthält (z. B. Deſo d. h. Jeſus [mit Anklang von zu Himmel u. portug. deos Gott], Söhne der Sa-Manuela = Santa Maria, jede Perſon bewohnt eins der drei Zimmer im Himmel, uzulu; Genuß der verbotenen Kolanuß durch den erſten Mann; auch die von Oldendorp bei den Kanga und Loango gefundene Tradition von einer Vertilgung des Menſchengeſchlechts durch Himmelseinſturz d. h. Regen wird hier kaum urſprünglich ſein[3]). Urſprünglich war das Land am Zaire (Kongo) von Affen (Mſonſe) bewohnt, die aber die Verehrung Zambis vergaßen und ihn ſchmähten, daher von ihm in zottige Tiere verwandelt wurden, worauf Zambi die erſten Menſchen ſchuf an einem Brunnen[4]). In Kakongo thut es Zambu-ampungo durch den Untergott Zambi,

---

[1]) Einen Donner- und Regengott Npundi im Kongo nennt Labat bei Baſtian D. E. II. 242.

[2]) Die einzige Art, ihm zu opfern, beſtand darin, Bäume mit den Früchten daran zu ſeinen Ehren abſterben zu laſſen. Als von ihm gemacht, ſind in Longebonde Gelähmte und Stumme nach ihm benannt. Baſtian D. E. II 222. Eine geringe Modifikation von ihm iſt Zimbi (Shimbi), der Teufel, deſſen Reden die Brandung (mayo) iſt, und die männlichen und weiblichen Zimbi, die wieder Zimbi zeugen und in chriſtl. Reminiscenz von den Taudia San Zambi-ampungo (Dienern = Engeln Gottes) bekämpft werden Ebd. S. 226. Beim religiöſen Tanz (quina) wird geſungen: Zambi-ampungo kavanga diambuko kavanga diabisako „Gott läßt ſie ſterben, die Menſchen; Gott thut nicht recht daran“. Ebd. S. 227. Auch dies beweiſt, daß der Dualismus hier nicht urſprünglich iſt. Moraliſche Bedeutung erhält derſelbe, wenn die Verletzung von Speiſeverboten auf die Verführungen Zambi-impis, der im Dunkel des Waldes lebt, zurückgeführt werden; jedoch erſcheint letzterer dabei ohnmächtig gegenüber der Rache der dadurch beleidigten Heilfetiſche oder guten Mokiſſo (Mokiſſo in Zambi), wogegen die böſen Fetiſche dem Zambiimpi dienen und bei nächtlichen Beſchwörungen derſelben ihn herbeizwingen, um einen böſen Zauberer, der Krankheiten anhext, am Genick zu packen. Ebd. S. 167 f. Auch nach Lieut. S. Israel (Vom untern Kongo, N. Preuß. Ztg. 19./4. 85.) wird von den Ba-Fiote (wie ſich die Eingeborenen am Kongo nennen), „Nſambi entweder als einheitliches Weſen aufgefaßt, mit guten und ſchlechten Kräften begabt, oder dualiſtiſch gedacht als eine gute und eine böſe Gottheit.“

[3]) Nach Chavanne l. c. fehlt die Sintflutvorſtellung. Bei den Bapedi fand ſie allerdings Merensky S. 124, bei den Herero Hugo Hahn, Gramm. des Her. S. 152.

[4]) Umgekehrt kommen nach der von Froberville mitgeteilten Sage der Ama-kua Mann und Frau zuerſt aus von Gott gegrabenen Löchern hervor, brauchen aber nicht die ihnen gegebene Hacke und Schüſſel zur Bearbeitung der Hirſe, wie das aus zwei nachher gegrabenen Löchern geſchaffene Affenpaar, worauf Gott dies in Menſchen, jene in geſchwänzte Affen verwandelt (Baſt. II. 186 f.). Bei den Zulu gehen an der Spitze der lebenden Weſen die Tiere aus einem moraſtigen Loch hervor; (Rev. p. 143); doch bedeutet der Name des Urahns Umvelinqunge „der zuerſt Herausgekommene“ nach Colenſo (Waitz II, 410), während nach Callaway (Unk. p. 67) umveliqangi der Schöpfer aller Dinge iſt, die Ghn Damup (Bergdamara), ein verkommener mit Hottentotten gemiſchter Stamm, wollen noch vom Papian ſtammen (Livingſt. Südafr. S. 392). Über totemiſtiſche Verehrung der in Tiere inkarnierten Ahnengeiſter vgl. u. Auch der Botakimaaon auf Fernando Po (ſ. ob.) ſteigt in eine tiefe Grube zur Unterredung mit dem Urahn Maaon durch die Schlangen-Ahnengeiſter (Kukaruko) und das Dorf der Moka (Bube-Königs) gilt

der auch durch Beſeſſene, umkullu, redet, aber jedenfalls mit ihm urſprünglich identiſch iſt, und offenbart ſpäter nach Vermehrung der Menſchen zur Beſeitigung von Streit dem älteſten Greis im Traum (loto), daß er ihn zum ihm für alles, was auf Erden geſchehe, verantwortlichen König (umtino) einſetze, der dann wieder die Ganga (Prieſter) zum Kult beſonderer Untergötter (Fetiſche) einſetzt und ſich verantwortlich macht. Nach Erzählung der Muſſoronghi, die vielleicht auf den Wechſel der Jahreszeiten zu deuten iſt, hatte Zambi-ampungu anfänglich viele Sonnen erſchaffen, die er aber, da die Menſchen unter der großen Hitze zu ſehr litten, bis auf eine zerſtörte. Der an der Hand getragene eiſerne Ring Zambis oder Malungu erinnert an den Himmel. Nach Baſtian Seite 229 heißt die Milchſtraße umsila Zambi „der Weg Gottes", und es verurſacht Zambi-ampungu mit einem Rad (tambu, vollſt. tambu miansa ampungu) den Donner (umsasa, nach ſeinem Ton als männlicher (bukala) und weiblicher (tschentu) unterſchieden cf. unsammo Wort S. 314) und den Blitz (umsase S. 316) durch Tuſemo-Tuſeſt (im Reiben); das Mawunda Mawulu oder Regenſieb wird ausgeſchüttet durch Zambu-ampungus Sohn Bemba- (S. 220 Bomba- vgl. S. 273 bembo Stimme, alſo Donner) Kinu[1]) und deſſen Frau Madia d. h. Waſſer (masa, mazia in Kongo, mazei in Loango, Adelung S. 223 vgl. ob.) Nach Seite 220 heißt ſie Kinganga-Kinu, alſo etwa Zauberfürſtin, ihr Sohn Matela (Feuer moto, tuya oſtafr. molelo ſetſchuan. Stanl. II, 537, 541) macht das Waſſer trinkbar (d. h. reinigt es durch den Blitz), deſſen Söhne von ſeiner Frau Panſanſombe (d. h. Stellvertreter [pasan Baſt. I 45] Zambis) ſind Tokoko, der den Wald hervorrief, Kiwandii, Herr der Palmen, Koko-Komalembo, Bereiter einer Heilmedizin, Kombo (d. h. Bruder Baſt. II, 316, 271), Schöpfer der Früchte und Toki-Bana (d. h. Sohn, Ad. S. 223), der mit ſeiner Frau Mabula- [d. h. Regen, Himmel ſ. ob.] Mampango (vgl. mubhangai oder quibhanga, der Wirkende, Schöpfer, Adelung S. 215; mama Mutter S. 223) den Zambu zeugt, von deſſen Ehe mit Taninu (vgl. für Mutter, nana im Ki-Guhu, nene Weſtmanjuema, nane bei den Fan Stanley D. d. d. W. II, 537, 541) Lukulelo, der über das Waſſer herrſcht, ſtammt und dann weiter viele Waſſer-, Regen-, Baum-, Heilmittel-, Stein-, Rat-, Kriegs-, Handelsgötter, die ſich ſchon zum Teil durch den Beinamen Kiſſi als Fetiſche (mokisse ſ. u.) charakteriſieren, zum Teil Zambi (analog dem Ombuiri der Mpongwe, ſ. ob.) in verſchiedener Wirkſamkeit darſtellen; vor allem gilt dies letztere von den erſten Gliedern in der, wie ich vermute, doppelt hier überlieferten und bei dem zweiten Zambu-Mabula (Regen) mit andern Namen von gleicher Bedeutung wiederholten Genealogie, die über das Waſſer und die Bäume herrſchen und einen naturgemäßen Fortſchritt in den Hervorbringungen des Himmelsgottes durch den Regen darſtellen. Verſchiedene dieſer Götter ſcheinen als Glieder am Leibe des großen Himmelsgottes gedacht zu ſein; denn koko heißt Hand, kulu Fuß (Adelung S. 223), lembo Finger (Baſt. D. E. II, 314, 317), bombe Naſe

---

nach Dr. O. Baumann (Berl. Geſellſch. f. Erdk. 1887 Schlußſitzung) für heilig, weil ſich dereinſt dort die Erde geöffnet; es liegt nämlich in einem alten Krater. Damit verbindet ſich die Vorſtellung der Herabkunft von der Höhe des Pik (Baſt. Salv. S. 315); die Höhle fließt mit dem Himmel zuſammen, zumal da auch noch eine Einwanderungsſage (Oberländer Weſtafr. S. 280) ſich erhalten hat, und nach Analogie der noch unten zu beſprechenden kaffriſchen Schöpfungsſagen. Baumann (Fernando Poo 1888, S. 109, Schneider S. 44) hat übrigens von dem Miſſionar Baleycorne, der lange unter den Bube auf der Inſel gelebt, Wutakina als Namen des höchſten Gottes, den Hutchinſon u. a. Rupe nennen, erfahren.

[1]) Vgl. chine-ne groß (im Bunda Serpa P. II, 320), muchino König (in Kongo, mutino in Kabinda), aber auch chinni, chinimbe Seele, chimbinde Geſpenſt. (Baſt. S. 315 ff. 223, Wechſel von k, ch, h. F. Müll. I, 2, S. 240).

(S. 317, auch Feuer S. 315), bembo Stimme (S. 273), cuiwanda unten (S. 317), wenn nicht Kiwandii = vundeh im Ki-Sagara, wingu im Ki-Suaheli wieder nur den Himmel bedeutet. Zeigt sich so auch wieder bei den westafrikanischen Bantu durch Differenzierung des Himmelsgottes ein Fortschritt in der Phantasie zu einem Ansatz von Naturmythologie, so werden wir doch nachher sehen, wie auch der Ahnenkult in dieselbe hineinspielt und die Ahnengeister nicht bloß Bäume und Wasser, sondern selbst Blitz und Donner in ihre Gewalt bekommen, so daß man, wo die Namen nicht ausdrücklich elementare Naturmächte bezeichnen, zunächst an Ahnen denken muß, die im Kult allmählich besondere Naturfunktionen erlangt haben und sogar endlich von diesen einen Beinamen erhalten haben können, der schließlich zum Hauptnamen wurde[1]). Anderseits erscheint Zambi ausdrücklich in funktioneller Differenzierung auch in Form besonderer Götter, welche nicht in jener doppelten Genealogie vorkommen. So Zambi tschakalamba (verstärkt aus Z. Kalumbo s. ob. bei den Molua), der aus der Erde emporsteigt und sich auf einen geweihten Teller niederläßt, um Frauen zum Geständnis ihrer Sünden zu bringen; Zimbi lung-angentschi als Schützer des Regens und wenn Zambis Sohn Bembe (Kinu oder Quinganga-B.) Regen gewährt (beim Gesang: Bumbake-malembe), so dient doch der Ganga Imbemba genannte Priester dem Zambi (Bast. II S. 172). In Chikambo prophezeit der Ganga Njambe die Diagnose von Krankheiten (S. 175). Njembe heißt auch ein Geheimbund der Mpongwe-Frauen (Wilson, Westafr. S. 295). Niango heißt Sonne neben Muine im Mayumbe (Bast. II 315). Mit demselben Himmels- und Wassergott identisch ist jedenfalls auch der jugendliche Numba, dessen Bild du Chaillu (Reisen übers. Kletke S. 139) in einem eigenen Haus bei den Orungu fand und für ihren Neptun und Merkur erklärt, der vorzüglich vor den Gefahren zur See schütze. Dann kam er zu einem Shekiani-Häuptling, der den Gottesnamen Njambai führte (S. 146); als hier Ch. am Sonntag die Bibel las und keine Jagd abhalten wollte, sagten ihm die Neger, wie immer, wenn er auf den Vorzug des Christentums zu sprechen kam: der Gott, welcher die Weißen geschaffen habe, sei nicht derselbe, welcher die Schwarzen gemacht (S. 149), eine Bestätigung dafür, daß die Kongosage von deren jüngern Bruder nicht ursprünglich ist. Von dem Gott Njambai sagt Ch. (S. 338 f.) daß ihn alle Stämme der Bakalai verehren und findet es merkwürdig, daß er überall gleichen Namen führt, wenn dieser auch hin und wieder anders ausgesprochen werde z. B. Njembai an der Küste. Durch alles dieses ist auch als ursprünglich sicher gestellt Enjambe, den die Banoko, Bapuko, Kumbe und Mbinga im Hinterland von Kamerun als höchstes Wesen bezeichnen, was Zöller (IV, 73) auf Einfluß der Missionare zurückführt mit der Vermutung, daß der Name des höchsten Gottes vielmehr

---

[1]) Vgl. Bastian, II, 173: „Als dem König Mani-Bussa in Tumba ein Singa benannter Sohn geboren wurde, der am Tage der Geburt (wie Buddha) aufrecht stand und redete, vertrieb man ihn in das Land der Mussoronghi, weil der Regen ausblieb und dies dem Prodigium zugeschrieben wurde. Da jedoch die Regennot fortdauerte, wogegen bei den Mussoronghi reichlich Regen fiel, bat man den Vater zurückzukommen, und als derselbe mit seinem Sohne diesem Gesuche folgte, trat Überfluß an Regen ein. Der junge Prinz starb bald darauf, begeistert aber seitdem, in das Haupt des Priesters (des Ganga Simba in Tumba) aufsteigend und verkündend, daß er, obwohl gestorben, dennoch lebe." Hier liegt unzweifelhaft Kult eines abgeschiedenen Geistes vor, dem Macht über den Regen wohl nur anfangs darum zugeschrieben wurde, weil bei seiner Geburt derselbe, obwohl er vom Vater als zauberkundigen Häuptling erwartet wurde, ausblieb, in seinem Exil aber eintrat; nun erst erschien auch seine Geburt wunderbar; durch den Namen Singa war er wohl auch schon vom Vater dem Zambi geweiht, so daß sich an ihm um so leichter die Vorstellung knüpfte, er könne Regen verhindern und geben.

das Wort für Teufel, böser Geist oder Gespenst sei. Dagegen spricht auch, was er selbst auffallend findet, daß das letztere Wort fast bei allen Stämmen verschieden ist, so bei den Kumbe: Mokuko (in Mapanja Mokasse II, 187 = Mokisse in Kongo s. u.)[1]), mag auch die dualistische Vorstellung konstant sein. Ja wie am Kongo sich Zambu selbst in einen guten und bösen differenziert, so ist derselbe Gottesname zu 2 Göttern geworden auf der Insel Mondole in der Ambasbucht, zum Wassergott Dschengo[2]) und zum Waldgott Nganga (II, 109). So erklärt sich auch, was Zöller (II, 186) über die religiösen Vorstellungen der Bakwiri sagt (II, 186): „Im größten Teil des Kamerungebirges scheint man einen guten und einen bösen Gott zu kennen; in einzelnen Gegenden hört man jedoch bloß von einem Wasser- und einem Waldgott; ob einer von diesen das gute und der andre das böse Prinzip vertritt, habe ich nicht mit Gewißheit feststellen können, glaube jedoch aus der Furcht, die die Neger besonders vor dem Waldgott an den Tag legen, schließen zu müssen, daß dieser so etwas wie unser Teufel sei. Die einzigen Kultstätten, die ich im Bergland gesehen, waren von einem kleinen Zaun eingefriedigte Gebüsche, vor denen Opfer (Palmnüsse, Palmöl in kleinen Schalen u. s. w.) niedergelegt waren." Den Übergang von Regen- zu Baumgöttern zeigte die Genealogie von Kongo; aber Wald und Busch werden uns auch als Aufenthalt der abgeschiedenen Geister begegnen, und das führt auf den Urahnen als Todesgott.

Bei allen Völkergruppen der Südhälfte Afrikas hat ihr Urahn oder der Stammvater der Menschen[3]) eine hohe, geheimnisvolle, ursprünglich religiöse, obwohl mit der Zeit vielfach fast unverständlich gewordene Bedeutung, wobei es gerade für das hohe Alter der betreffenden Namen und Vorstellungen spricht, daß ihr Verständnis nur mühsam aus abgerissenen Resten der religiösen Überlieferung dieser Völker mit Hilfe einer tieferdringenden Sprachforschung, Religionsvergleichung und Religionsphilosophie annähernd wiedergewonnen werden kann[4]). Eine Probe für die Richtigkeit sowohl des zerstreuten fragmentarischen Materials als seiner Deutung liegt in seiner Vereinbarkeit zu einer zusammenhängenden Gesamtanschauung, bei welcher sich auch die vorhandenen Widersprüche als Entwicklungsmomente ergeben. Kaang, bei den Berg-Buschmännern mit dem Tanz Mokama als Kue-

---

[1]) Verwandt damit ist Makitschi, das böse Wesen in Lobal nach Magyar (Oberländer Westafr. S. 452 f.).

[2]) König Ngala von Bodiman im Wurigebiet (von Kamerun) hat den Dienst des Gottes Dschengu aufgehoben, eines im Wasser lebenden Untergottes, der als Züchtiger der Menschen gilt. Allg. Missionszeitschr., 1892, S. 536.

[3]) So nennen sich ja die Hottentotten, wie die Bantuvölker mit ihrem Volksnamen selbst Menschen oder, wenn man die von Bleek eingeführte Bezeichnung Ba-ntu nicht als eine ursprüngliche Selbstbezeichnung dieser Familie voraussetzt, da sie bei ihrer ungeheueren Ausbreitung die zu ihr gehörigen Völker und Stämme nicht mehr mit einem Gesamtnamen umfaßt, ergiebt sich doch für einzelne Volks- und Stammesnamen die Bedeutung „Menschen"; so für die Gesamtbezeichnung Bube der 5 Stämme auf Fernando Po (aus den 2 Formen des Pluralartikels [Fr. Müller S. 252], der selbst eig. „Menschen" bedeutet); so für die nach der Westküste vordringenden Fan, die man zwar mit den Sande im obern Nilgebiet verwandt gedacht (Hellw. S. 130), Zöller IV, 72 jedoch mit den Bakelle, Jbea, Molinji und den verschiedenen Stämmen des Kamerunvolks zu einer eigenen Gruppe innerhalb der Bantu zusammenfaßt. Sowohl in der Fansprache als im Idiom mehrerer Küstenstämme bedeutet das Wort Fan „Mensch" (Zöller IV, 60).

[4]) Ganz analog verhält es sich mit der Gestalt Yamas in der indischen, Osiris in der ägyptischen Mythologie. Beide sind Beherrscher der Toten, aber sie sind es geworden durch ihren eignen Eingang ins Totenreich als die ersten Sterblichen. Während aber

Aken-teng, „der Herr aller Dinge“ geehrt[1]), fanden wir oben (Jahrgang VIII, 1893 S. 47 ff.) als Himmels-, Mond-, Todesgott und Urahn mit der Stammmutter, die zugleich in der Sonne gedacht ist, neben ihm. Bei den Hottentotten (S. 107 ff.) ist ein Fortschritt in der Unterscheidung des Himmels- von dem Mondgott, welcher letztere aber mit dem Urahnen identifiziert wird und auch als Todesgott sich darstellt, während die Sonne fast ganz zurücktritt im religiösen Bewußtsein[2]). Bei den Bantu kommt zu diesen beiden Stufen, die sich auch hier in Resten finden, (nur daß der Mond hier vielmehr, soweit überhaupt das Geschlecht inbetracht kommt, weiblich, die Sonne männlich erscheint) ein Zurücktreten von Sonne und Mond im gegenwärtigen Zustand dieser Religion, daher eine weitergehende Ablösung der Urahnen von denselben, obgleich der erste Mensch, soweit er von seinem Schöpfer oder Himmelsvater klarer unterschieden wird, doch immer noch Züge desselben an sich behält, die über das menschliche Maß hinausgehn. Es hängt dies aber mit dem Ahnenkult zusammen, der gerade bei den Bantuvölkern durch das Zurücktreten des Gestirnkults und auch (abgesehn von der Westküste) dadurch, daß der grobsinnliche Fetischismus Oberguineas, den wir später behandeln werden, noch fehlt oder nur in primitiven Ansätzen vorhanden ist, sich besonders

---

der persische Yima schließlich ganz dem biblischen Adam konform wird, hat der indische Yama wie Osiris eine wesentliche Beziehung zur Sonne, die in ihrem täglichen Untergang und ihrer herbstlichen Kraftabnahme selbst dem Tode unterworfen, aber in der Unterwelt sich zu einem neuen Leben zu verjüngen scheint. Hier fragt sich: Handelt es sich um eine allmähliche Vermenschlichung des Sonnengottes oder Vergöttlichung des Urmenschen? Max Müller, der mit andern namhaften Mythologen das Erstere vertrat, wurde selbst wieder schwankend, und Sherman (Indische Visionslitteratur 1892, S. 131 ff.) macht die solare Beziehung Yamas als des Urmenschen verständlich durch den Nachweis, daß er zugleich in den älteren Texten als Sohn des Sonnengottes gedacht sei. Gleichwohl meint er „die Hoffnung auf eine völlige Ausrodung des dichten Gestrüpps, das der Forschung hier den Weg hindere, schwinden lassen zu müssen; manche frühe Etappe des Yamamythus scheine unentwirrbar“.

[1]) Bastian, Vorgeschichtliche Schöpfungslieder 1893, S. 37.

[2]) Weiblich ist sie entschieden in der Fabel vom Schakal, den sie schwarz brannte, als sie noch auf Erden war (Fr. Müller S. 23); denn das auf sie bezügliche si im Grundtext ist der Objektskasus des Pronomens der 3. Pers. Sing. feminini generis (Hahn, Sprache der Nama S. 34). Deshalb kann das hai gelb im Namen der Urmutter Hau na maos und auch der flache Stein, mit dem sich Tsui-goab vermählte, sehr wohl die Sonne meinen. Jedenfalls ist aber durch das weibliche Geschlecht der Sonne ausgeschlossen, sie mit dem älteren bösen Bruder des Mondgotts, dem Gau-nam oder Kaunaam, der angeblich im Feuer wohnt, zu identifizieren; er ist vielmehr der gestorbne, finstre (Neu-)Mond, der „die Finsternis (!kaib, Hahn S. 31) liebt“ (nam, ebd.). Nach Zurückführung der Gottesnamen in den Bantusprachen auf die Urwurzel zu drängt sich mir übrigens der Gedanke auf, daß sie auch in Chuvu, Dios, Tsu(i)-goab und Hei-tsi zugrunde liegen könnte, natürlich nicht als Lehnwort von den später eingedrungnen Kaffern, die höchstens umgekehrt den Gottesnamen u-tixo von den Hottentotten entlehnt, wenn dies sich nicht mit dem Gottesnamen Tschikob im kongesischen Reich Bamba deckt (s ob. S. 108). Damit erledigte sich das rätselhafte „Wundknie“ und der Doppelname des lunaren Urahnen bei Kora und Nama aufs einfachste. Heitsi-eibib wäre dann zu übersetzen: „Des Himmelsbaums Feuergesicht“, Tsu-goab aber „des Himmels Sohn“ („/gaam Sohn, für Nama /gõab“, Hahn S. 35. Das beweist, daß die Kora in ihrem Gottesnamen nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung von goab verstanden und an //gõab Knie dachten, sodann aber auch tsu volksetymologisch umdeuteten). Die Wurzel zu findet sich auch in Gottes- (z. B. Tschuko bei den Ibo, Osi = Himmel bei den Ewe) und Volksnamen (O-tschi auf der Goldküste) in Sprachen nördlich vom Äquator. Die Verbreitung dieser Wurzel, die sicher zu den ältesten gehört, dürfte für Robert Hartmanns (Die Völker Afrikas S. 309) „nach reiflichen Studien gewonnene Überzeugung, daß ein innerer Zusammenhang zwischen den afrikanischen Sprachen herrsche“, schwer ins Gewicht fallen.

rein und einfach zeigt. Doch trägt auch schon der Gestirnkult der San und der Hottentotten gar nicht den Charakter eines ursprünglichen Naturdienstes, in dem durch Personifikation von Naturobjekten dieselben sich mehr und mehr vermenschlicht hätten, sondern umgekehrt gelten die Sonne (die sich als Kind in der Hottentottenfabel auf den Rücken des Schakals setzt) und der Mond mit den Sternen als die von der Erde an den Himmel versetzten Urmenschen mit ihren Kindern und (wohl zugleich totemistisch gedachten) Herden. Wenn aber die Herkunft der Urmenschen weiter auf den schöpferischen Himmelsvater zurückgeführt wird, so ist doch auch hier, wie wir es bei den O-tschi-Negern, Polynesiern u. a. finden, eine ursprüngliche Nähe und Einheit von Himmel und Erde vorausgesetzt. Finden sich nun bei den Bantu Reste derselben Anschauungen, so doch auch eine weitere Entwicklung, die die Urmenschen und abgeschiednen Geister mehr von den Gestirnen abgelöst und sie darum auf Erden menschlicher, im Totenreich, Unterwelt und Himmel geistiger gefaßt hat, immer freilich doch zugleich übermenschlich, wie dies der Ahnenkult mit sich bringt. Das Gottesbewußtsein selbst steht eben auch bei den Bantu, und bei ihnen in besonders hervortretender Weise, mit dem Ahnenkult in engstem Zusammenhang. Es vermittelt sich einerseits durch das Bewußtsein der Abhängigkeit von der Vorfahrenreihe; anderseits wird die Abhängigkeit von der höchsten Gottheit mitempfunden in der Abhängigkeit von den Vorfahren, welche damit selbst als göttlich, weil Leben gebend und nehmend gedacht sind. „Unser Vater ist Anfang und Ende unsers Lebens", sagte ein in die Tiefen seiner Volksreligion eingeweihter Zulu zu Missionar Döhne (Wang. III 2, S. 16). Namentlich aber werden die Ahnen als die Nachkommen wieder in das Totenreich nach sich ziehende Todesgötter, welche als solche böse erscheinen, aber sehr mißverständlich von Mohammedanern und Christen als Teufel bezeichnet werden, gefürchtet und deshalb mit Opfern besänftigt. Bei diesen findet aber auch eine kollektive Anrufung der Ahnen statt („ihr Geister unsers Hauses", ebd. S. 23 f., „Ehre sei allen Geistern unsers Stammes" Merensky S. 129)[1]. So bestehen aber auch mehrfach in mündlicher Überlieferung Geschlechtsregister (denen man auch bei allen Stämmen nur eifriger nachforschen sollte), die bis auf die Stammesahnen, wenigstens von Generation zu Generation rückwärts einige Jahrhunderte zurückgehen, ja an ihrer Spitze einen Urmenschen haben, einen Ntu als Vater aller Ba-ntu (s. ob. S. 175). Daß dieser freilich ursprünglich noch mit dem Himmelsgott selbst in einer ungeschiednen Einheit gefaßt war, beweist das Wort ntu selbst. Heißt doch der Mensch auf Fernando Po bo-tschu (Fr. Müller S. 252), was im Volksnamen der Be-tschuana[2]) wiederkehrt und ganz dem der Zulu und Zing oder Sendsch entspricht. Wie alt übrigens dieser ostafrikanische Urstamm der Bantu und so auch die darin enthaltne Sprachwurzel zu, zi ist, beweist das noch über das nach Waitz S. 347 älteste Vorkommen des Namens bei Cosmas 132 B. D. zurückgehende Agazymba (Agysimba) südlich von den Mondbergen bei Ptolemäus, welches Baumann in der Zeitschrift „Natur" 1893 S. 119 mit den gewaltigen vorgeschichtlichen Ruinen von Zymbabwe (Zymbaoe, Zunbabye) im Maschonaland

---

[1]) So ergiebt sich aus einer Vergleichung der Rituale des altindischen Ahnenopfers, daß dabei die Juder vor alters nicht nur ihre nächsten 5 Ahnen mit ihrer Umgebung geehrt, sondern alle Ahnen (Caland, alt-indischer Ahnenkult 1893 S. 177); auch die „Allgötter" (Viçve devâh), denen zugleich mit den Ahnen geopfert wird, sind nur die ältesten derselben, die der Urzeit (ebd. S. 181 ff.).

[2]) Die Deutungen bei Waitz S. 351 als „die Gleichen", nach Moffat „die Weißlichen Hellfarbigen" können doch nicht befriedigen.

kombiniert[1]). Gleichwohl möchte ich nicht ohne Restriktion mit C. G. Büttner, das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena 1884 in Baumgarten, Deutsch-Afrika S. 442 sagen: „Die vergleichende Sprachforschung ergiebt, daß auch die Bantuneger ursprünglich Monotheisten waren und zum Teil noch eine Art Bewußtsein davon haben, wenn sie sich auch um den ewigen Gott im Himmel nicht kümmern und in der Praxis lieber ihre verstorbnen Ahnen anbeten". Denn dieser anfängliche Monotheismus war doch noch auf keinen Fall in sich bestimmt genug, um die Verehrung der Ahnen auszuschließen. Die Sprachvergleichung bekundet auch eine anfängliche Nichtunterscheidung zwischen dem schöpferischen Himmelsgeist und dem Urmenschen, welche eher als Henotheismus bezeichnet werden könnte, darauf beruht, daß man das Abhängigkeitsgefühl nicht rein ausklingen läßt, und zur Folge hat, daß auch die ganze Reihe der Nachkommen wenigstens als Stammeshäupter und abgeschiedene Geister vergöttert werden. Damit ist eine pantheisierende Entwicklung des Gottesbewußtseins eingeleitet, welcher allerdings das Abhängigkeitsgefühl und der Unsterblichkeitsglaube das Gegengewicht hält. So erklären sich sogar atheistische Ausläufer heidnischen Trotzes bei versprengten Stämmen, wie den betschuanischen Bapalami und Batlokwa, wo dem Missionar Temming entgegengehalten wurde: „re ipopile, d. h. wir haben uns selbst gemacht" (Schneider S. 69). Freilich hätte nur weiter gefragt werden sollen, wie das möglich sei; dann hätte sich wahrscheinlich ein

---

[1]) „Times" 10. August 1891: „Die Zunbabye-Ruinen stehen in der Welt einzig da. Innerhalb des auf eine Strecke von 260 Yards von Mauern umschlossenen Platzes sind viele Symbole des Phallusdienstes gefunden worden, und man vermutet, daß sich daselbst ein Phallustempel befunden hat. Die Mauern sind an einzelnen Stellen 16 Fuß dick und 40 Fuß hoch. Man hat 2 Versuche unternommen, den großen Turm zu öffnen. Derselbe besteht jedoch aus solidem Mauerwerk und zeigt keinerlei Öffnung. Auf einem benachbarten Hügel befinden sich Ruinen desselben Stils und Alters. Es sind vorwiegend Mauern, Stufen, Bogen und von Mauern umschlossene Höhlen. Alles deutet darauf hin, daß drei Personen in diesen Höhlen gelebt haben. Die ursprünglichen Erbauer waren wahrscheinlich phönizische Araber. Die Eingebornen haben einen Phallustempel gefunden, dessen Fries Vögel, Vasen und eine Jagdscene aufweist. Man sieht 4 Quaggas, auf welche ein Mann, der einen Hund an der Leine hält, einen Speer entsendet. Im Hintergrund stehen zwei Elefanten. Blaue und grüne persische Thongefäße und eine mit Gold plattierte Kupferklinge sind ebenfalls, doch keine Inschriften gefunden". R. Hartmann (Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas, 1883 S. 290 ff.) betont dagegen die Ähnlichkeit der Baukonstruktion mit den von Hübner abgebildeten alten Befestigungen im Matabale-Lande und sieht mit Fritsch in derartigen Bauten befestigte Metallschmelzstätten der Maschona, nach symba, Eisen genannt, wenngleich er selbst anführt, daß nach Jao de Barros, welcher auch schon hier das Agysimba des Ptolemäus vermutete, die Eingebornen im Reich Monomotapa alle Königswohnungen Symbaoe nannten; für die Richtigkeit der letzteren Erklärung spricht doch das alte Wort für König: Zimba, Zumbe (ob. S. 174), das noch die Bezeichnung der Stammeshäupter blieb, als längst der ganze Volksstamm sich in zahlreiche Zweigstämme mit besonderen Namen entsprechend ihren besonderen Dialekten getrennt. Aber jedenfalls enthält schon der Name jener Ruinen ein Zeugnis gegen phönizisch-arabischen Ursprung; wenn auch Araber sich hier wie anderwärts in Ostafrika zeitweis eingenistet haben können. Die Phallen können am wenigsten phönizischen Ursprung beweisen, treten auch vielfach an den Ahnenbildern der Neger, wo solche verfertigt und verehrt werden, auffällig hervor und können in ganz ehrbarer Weise für sich symbolisch die Ahnen bezeichnet haben, so daß der angebliche Phallusdienst auch nur Ahnenkult wäre. Dieser scheint hier auch noch fortzubestehen; denn R. Hartmann berichtet nach Baines, daß hier alle 3 bis 4 Jahre das Volk zu einem festlichen Opfer zusammen kommt, nach welchem der Oberpriester in den Turm steigt, den Ort besprengt und Mali den Vater bittet, er möge alle Krankheit fern halten. Hartmanns Fragezeichen bei Mali dem Vater ist unnötig; denn Mali ist uns als Himmelsgott der Makalaka schon oben (S. 232) begegnet.

dicker Knäuel von Mythologie ergeben; jene Atheisten wären genötigt gewesen auf den Urahnen zurückzugehn und ihm zugleich göttliche Schöpferkraft zuzuschreiben. So stieß denn jener Atheismus auch auf Widerspruch bei den eignen Volksgenossen: „Die Alten hätten doch an Gott geglaubt, und bei Krankheit rufe man, Gott könne helfen“. — (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Australien und die Inseln der Südsee.

Von Prediger Dr. Luther in Cremmen.

1. Australien.

a) Victoria. Der Zeitpunkt, an dem die Missionare der Brüdergemeine diesen Landesteil verlassen werden, rückt immer näher. Die Zahl der Eingeborenen nimmt rapide ab; sie betrug im Jahre 1889 nur noch ca. 500. Die Mission hat, wenn sie auch einzelnen Seelen Hilfe brachte, doch die Papuas als Volk nicht erhalten können. Ein Vorwurf kann sie dafür nicht treffen, weil diese Aufgabe nirgend die des Christentums als solchen ist. Eine schwere Schuld haftet vielmehr auf denen, die, obwohl Europäer, Jahrzehnte hindurch in der scheußlichsten Weise die Eingeborenen wie vogelfreie, wilde Tiere behandelt haben. Die wenigen Papuas, die noch übrig blieben, leben auf den Missionsstationen der Brüdergemeine, Ebenezer und Kamahyuk; Condah ist jetzt anglikanische Missionsstation. Daß die Halbblutschwarzen durch Gesetz von den Stationen ausgeschlossen sind, ist wohl gut, insofern, als sie damit zu eigener Arbeit innerhalb des Landes gedrängt werden, aber doch auch bedauernswert, weil sie dem erziehlichen Einfluß der Missionare entrückt werden. Materiell werden die Schwarzen jetzt vollständig durch die Regierung erhalten. Freilich sind dadurch die Missionare zu Beamten der Regierung herabgedrückt, denen die volle Freiheit des Handelns entzogen ist; es scheint ihnen das bisweilen recht unangenehm und störend für ihre Arbeit. Das sittliche und religiöse Leben der Eingeborenen steht trotz all der hochherzigen Bemühungen der Missionare auf ziemlich niedriger Stufe. Die Berichte klagen über Stumpfsinn, irdische Gesinnung, Ausschweifung, Wandersucht, hin und her geht allerdings auch ein Samenkorn des Guten auf. — Unter den Chinesen in Victoria missionieren die Wesleyaner, wie es scheint, mit gutem Erfolg.

b) Südaustralien. Zu den verkommensten Stämmen des Innern gingen schon 1866 auf Veranlassung australischer Christen Hermannsburger Missionare. Sie gründeten Hermannsburg am Killalpenninasee, ca. 140 deutsche Meilen nördlich von Adelaide. Später übernahmen diese Station die Neuendettelsauer für die lutherische Immanuelsynode; sie führt jetzt den Namen Bethesda. Die Hermannsburger gründeten am Finkefluß ein zweites Hermannsburg, über 200 Meilen von der Küste entfernt. Ihre Arbeit war trotz aller Treue lange erfolglos. Auch bot die armselige Sprache

fast unüberwindliche Schwierigkeiten dem Bestreben, religiöse Gedanken und Begriffe in das Herz der Eingeborenen zu senken. Doch die unermüdliche Geduld, Liebe und Aufopferung der Missionare gewann mit der Zeit das Vertrauen der Wilden, sie fanden sich auf den Stationen ein, hinderten nicht den Unterricht der Kinder, so daß viele derselben jetzt lesen und schreiben können. Dem Einfluß der Missionare ist auch das Aufhören der mörderischen Kriegszüge unter den einzelnen Stämmen zuzuschreiben. Besonders gewannen die Missionare bei den Papuas durch ihr mannhaftes Auftreten gegen die Europäer, die oft in schamlosester Weise die Papuafrauen und -jungfrauen für die Sünde der Unzucht mißbrauchten. Freilich zog dies Verhalten der Missionare ihnen selbst gehässige Verdächtigungen bei der Regierung zu; dieselbe sandte eine Untersuchungskommission, die jedoch den Hermannsburgern ein glänzendes Zeugnis über ihre ganze Wirksamkeit ausstellte. Die Briefe der Missionare klingen jetzt sehr hoffnungsfreudig. 1887 konnten sie die ersten 7 Eingeborenen taufen, 1891 zählte die Gemeinde 16 Seelen. Da die Missionare nun auch die Sprache der dortigen Wilden beherrschen, so hoffen sie auf einen fröhlichen Fortgang ihrer Arbeit. — Trüber lauten die Berichte über die Neuendettelsauer Station Bethesda. Von den seit Bestehen der Station getauften 60 Seelen sind 15 wieder in heidnisches Wesen zurückgefallen. Die Bessern unter den auf der Station lebenden Schwarzen sucht man durch höhern Lohn von der Station fortzulocken, die Kolonisten befördern Trunk und Unzucht unter den Eingeborenen. Nachkommenschaft haben die heidnischen Papua fast gar nicht, weil die Frauen schlimmer als Sklaven behandelt werden. Die Bestimmung über die Frauen haben die alten Männer. „Ist ein Mädchen heiratsfähig, dann „„wirft““ ein alter Graukopf seine Frau „„weg““ und nimmt das Mädchen, das ihm schon bald nach ihrer Geburt als seine künftige Frau zugesprochen wurde. Da nun die Alten die jungen Mädchen nehmen, so bleibt für die jüngern Männer nichts anderes übrig, als daß ihnen die alten Frauen zufallen.“ — Unter den Chinesen arbeitet hier die anglikanische Mission. Da jedoch die Kolonisten über die immer stärker werdende chinesische Einwanderung sehr entrüstet sind, so sehen sie auch die Mission unter den Eindringlingen ungern und suchen dieselbe auf alle mögliche Weise zu hemmen.

c) Westaustralien. Hier liegt das Werk der Mission arg darnieder. Der Widerwille der Kolonisten gegen die Mission ist namentlich in diesem Landesteil unbezwinglich und weiß alle guten Anfänge immer wieder zu vernichten. 1885 kam Missionar Gribble nach Westaustralien. Er suchte, voll heiligen Zorns über die grausame und unmenschliche Behandlung der Papuas, sie zu schützen und ihre Lage zu bessern. Die Regierungsbehörden in Perth und der dortige Bischof ließen ihn in seinem edlen Bestreben vollständig in Stich. Er kämpfte dennoch weiter und die öffentliche Meinung Australiens zwang schließlich die Behörden ein Gesetz zu geben zur Regelung des Verhältnisses zwischen den Kolonisten und den dienenden Papuas. Eine Aufsichtsbehörde von 5 Personen zum Schutz der Eingeborenen wurde eingesetzt. Freilich scheint kaum von ihr zu hoffen, daß sie in wirklich christlichem Geist ihre Pflicht auffassen und erfüllen werde. Denn Gribble hat inzwischen das Land verlassen müssen als vielgehaßte und unbequeme Persönlichkeit. So wird auch unter den Papuas kaum eigentliche Mission getrieben. Allerdings unterhält der anglikanische Bischof von Perth zwei Missionsschulen, doch werden diese meist nur von Mischlingen besucht.

d) Queensland. Die ersten, die hier an die Arbeit gegangen, sind die Hermannsburger. Mit Unterstützung der Regierung gründeten sie in der Nähe von Cooktown die Station Elim, die später von Neuendettelsau übernommen wurde. Klima und Bodenverhältnisse bieten viel Schwierigkeiten;

1886 mußte, da der Boden um Elim zu wenig ertragreich, eine Zweigstation, Hoffenthal, gegründet werden. Der Missionar hat die schwere Aufgabe, die auf der Station lebenden Schwarzen selbst zu erhalten, da seit Frühjahr 1888 der Regierungszuschuß aufgehört hat. Die missionarische Arbeit ist an der Ostküste Queenslands besonders schwer, weil neben der Grausamkeit der Kolonisten auch der rege Schiffsverkehr den Haß der Papuas gegen die Weißen befördert. Stehlen der Papuaknaben, um sie als Taucher bei der Perlfischerei zu benutzen, der Papuamädchen zu gemeinen Zwecken ist dort etwas Alltägliches. — Die eingehende Kenntnis dieser Dinge bewog den Gouverneur von Queensland, die von der presbyterianischen Generalsynode der australischen Kolonien gerufenen Missionare der Brüdergemeine im Jahre 1891 auf die Westküste der Halbinsel York hinzuweisen. Dort leben wenige Europäer, die Roheiten gegen die Eingeborenen sind bisher nur vereinzelt geblieben, so daß ein nicht allzuschroffes Verhalten der Papuas erwartet wird. Den Missionaren kann es nur lieb sein, ungestört durch die Schandthaten der Kultur, wie sie sonst in Australien üblich sind, arbeiten zu können. Besonders wertvoll ist für sie, daß sie sich des Interesses und der weitgehendsten Unterstützung des derzeitigen Gouverneurs erfreuen. Von Früchten ihres Thuns kann naturgemäß noch nicht die Rede sein. Leicht und dornenlos ist der Pfad sicher auch hier nicht. Die dortigen Eingeborenen charakterisiert ein unbezähmbarer Hang zum Mord. — Auch die deutsch-skandinavische lutherische Synode von Queensland hat im Jahre 1888 eine Missionsstation am Andromachefluß angelegt. — Die chinesische Frage ist für Queensland, wie für Südaustralien, die brennende Tagesfrage. Die Mission unter den Chinesen erfreut sich daher auch hier keiner Sympathien. Um so mehr ist anzuerkennen, daß der Bischof von Brisbane unter ihnen Mission treiben läßt, sie auch in sozialen Fragen zu schützen sucht.

e) Neusüdwales. Die Missionsstationen Warangesda und Maloga, zu denen wohl inzwischen eine dritte in Breewarrina gekommen ist (A. M. Z. 87, 276) erfreuen sich nach wie vor der Fürsorge und Unterstützung der Regierung. Die Missionare halten es für ihre Pflicht, auch der Südseeinsulaner, die in den Kolonien als Dienstboten oder Arbeiter beschäftigt sind, sich anzunehmen; 1888 tauften sie neun solche Polynesier in der Stephanskirche zu Sydney. — Die Chinesen in Neusüdwales sucht die Wesleyanische Mission dem Christentum zuzuführen. Ihr Bemühen scheint besonders an den in den Zinnminen von Tingha beschäftigten Chinesen von Erfolg gekrönt; 1888 bauten sich die Neubekehrten ein Gotteshaus fast völlig aus eigenen Mitteln.

Die Rundschau über die Mission auf dem Festland Australien darf nach Obigem einige erfreuliche Momente konstatieren. Wie wertvoll ist es für die Mission, daß sie zumeist seitens der Regierungen Hilfe und freundliches Entgegenkommen findet, daß ihre Bedeutung nicht mehr unterschätzt, sondern durchaus anerkannt wird. Schöner aber noch ist es, daß die Mehrzahl der australischen Kirchen selber endlich aus ihrem Schlummer erwacht und sich auf die heilige Pflicht der Mission besinnt. Vielleicht schwindet infolge dieser andersartigen Stellung der Kirchen nach und nach auch die große Antipathie der Kolonisten gegen die Mission. Allerdings ein sonnenheller, strahlender Tag wird für die Mission hier nie anbrechen. Schließt das schon der unendlich niedrige Standpunkt der australischen Buschneger aus, so nicht minder das fluchwürdige Verhalten der Ansiedler gegen die Eingeborenen in der Vergangenheit. Ein Bericht der Brüdergemeine sagt mit Recht, daß „die Mission hier, menschlich gesprochen, einige Jahrzehnte zu spät gekommen ist". Um so mehr Ehre den Männern, die treu und unentwegt hier ausharren.

2. Melanesien.

Unser Auge richtet sich hier zuerst auf Neu-Guinea, nicht nur seiner Größe wegen, sondern mehr noch, weil es zu einem Teile deutsche Kolonie geworden ist. Daheim im deutschen Vaterlande hielt man es für eine Ehrensache, auch den Papuas in Kaiser-Wilhelmsland das Licht des Evangeliums zu bringen und neben die Segnungen deutscher Gesittung und Kultur, deren friedlichen, durch weise Maßregeln geschirmten Einzug man erhoffte, die noch größeren Segnungen des Christentums zu stellen. Mutig und hoffnungsfreudig sind daher Missionare deutscher Missionsgesellschaften nach Neu-Guinea gegangen.

Die ersten waren die Neuendettelsauer. Missionar Flierl, früher in Südaustralien thätig, gründete 1886 die Missionsstation Simbang, 1½ Stunden südwestlich von Finschhafen. Jetzt sind dort 4 Missionare thätig; mit ihnen gemeinsam arbeitet noch als freiwillige Missionsgehilfin eine deutsche Dame. Mehr denn irgendwo sonst waren hier sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden. Der Sprachen sind in Neu-Guinea gar viele; oft verstehen sich die Eingeborenen nahe bei einander gelegener Dörfer nicht. Der Boden für die Mission scheint recht günstig zu sein. Die Eingeborenen stehen auf höherer Stufe als die Australneger und auch als die Papuas im niederländischen und englischen Teil der Insel. Sie werden als ein gutmütiges, fröhliches Völkchen geschildert. Von ihren religiösen Vorstellungen ist bisher wenig erkundet. Sie scheinen eine Art Ahnenkultus zu haben; ihm zu Grunde liegt der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, den auch die andern Papuas teilen. Religiöse Bedeutung haben auch wohl die Beschneidungsfeierlichkeiten, die bei ihnen eine große Rolle spielen. Zauberei kennen und pflegen sie, doch giebt es keine Priester. Der Schulbesuch ist nach den Berichten der Missionare noch sehr gering und unregelmäßig; die Eingeborenen möchten für ihr Kommen bezahlt haben.

Den Neuendettelsauern folgten 1887 Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft von Barmen. Bei Constantinhafen in der Astrolabebai richteten sie die erste Station ein, Bogadjim; später eine zweite auf der Insel Siar, eine dritte auf der Dampierinsel. Bei dem Versuch, eine vierte Station bei dem Dorfe Malala, 20 Meilen nordwestlich von Hatzfeldhafen, anzulegen wurden zwei Missionare samt dem Beamten der Neu-Guinea-Kompagnie, der sie dorthin geleitet hatte, von den Eingeborenen ermordet, wahrscheinlich infolge der nach der Masse der Tauschartikel lüsternen Habgier der Papuas. Vielleicht ist die Mordthat auch darauf zurückzuführen, daß die Eingeborenen vorher mit anderen Weißen oder den von der Kompagnie importierten Farbigen Streit gehabt hatten. Die Kompagnie hat zur Strafe mehrere Dörfer der Malalaleute niederbrennen lassen, eine Maßregel von recht zweifelhaftem Werte. Verkannt soll indessen nicht werden, daß die Beamten der Kompagnie, auch der Landeshauptmann, den Missionaren in liebenswürdigster Weise entgegenkommen. Die Rheinische Mission, obwohl anfangs sehr gehemmt durch schwere Krankheiten ihrer Sendboten und mehrere Todesfälle, arbeitet äußerst rüstig in Neu-Guinea. Sie sieht hoffenden Auges in die Zukunft. Die Papuas sind, zumal um Bogadjim, zugänglich; leider sind sie große Diebe. Die Schulen sind auch hier nur erst spärlich besucht; doch wissen die Missionarfrauen mehr und mehr die weibliche Jugend heranzuziehen. Bei den religiösen Besprechungen bringen die Missionare biblische Bilder in Anwendung, was mir vortrefflich zu sein scheint.

In dem holländischen Teil hat die Utrechter Mission noch immer nicht viel erreicht. Sie hat jetzt 5 Stationen, Mansinam, Doreh, Andai, Insel

Rhoon und Wendesste. Aber die Missionare klagen über die zunehmende Unbotmäßigkeit der Eingeborenen. Nach ihrer Meinung sollte die niederländische Kolonialregierung die Eingeborenen schärfer und energischer behandeln. Die Mord- und Raubzüge der Eingeborenen gegen einander nehmen kein Ende, wenn auch eine leise Wendung zum Bessern jetzt allmählich einzutreten scheint. Die Eingeborenenstämme des niederländischen Besitzteils mögen wohl die schwierigsten sein, vielleicht ist auch seitens der Missionare hie und da ein Fehler gemacht worden, der schädigend auf lange nachwirkt.

Im englischen Gebiet Neu-Guineas ist die Londoner Missionsgesellschaft rührig wie bisher. Besondere Sorgfalt wird dem auf der Murrayinsel befindlichen Missionsinstitut zur Heranbildung eingeborener Hilfskräfte zugewandt; 1887 wurden bereits 3 Papuas in Port Moresby ordiniert. Unterstützt werden die Missionare auch durch eingeborene Christen aus der Südsee.

Auch die australisch-anglikanische Kirche will auf Betreiben des Bischofs Barry von Brisbane die Mission unter den Papuas auf Neu-Guinea beginnen. Sie gedenkt außer den Geistlichen auch christliche Handwerker hinüberzusenden.

Die Klage, daß die katholischen Missionare auch hier sich in das Arbeitsgebiet evangelischer Mission eingedrängt und Unfrieden gestiftet haben, müssen wir erneuern. Sie haben sich die Yule-Insel, nordwestlich von Port Moresby, als Sitz erkoren.

Auf den Inseln des Bismarckarchipels arbeiten die Wesleyaner mit Katechisten von Witi und Samoa in Segen weiter. In 36 Volksschulen werden ca. 1200 Kinder unterrichtet, die Übersetzung des N. T. schreitet fort. Bei dem 1887 gefeierten Missionsfeste brachten die Eingeborenen, die sonst als äußerst habgierig gelten, 1800 Mk. für die Sache der Mission auf. Doch wird die pharisäische Art des Gebens und Nehmens bei diesen Festen von verschiedenen Seiten getadelt, ebenso die allzu vielen unter Leitung der Missionare eingeübten und ausgeführten Tänze. Für die Mission ists von großem Wert, daß die Neuguineakompagnie und der Landeshauptmann bemüht sind, durch Gesetze die Eingeborenen gegen unwürdige Behandlung zu schützen. Verkauf von Spirituosen und Schießwaffen nebst Munition an Eingeborene ist verboten — ein nachahmenswertes Beispiel. Die deutschen Behörden bewiesen den Wesleyanern anfangs eine große Zuvorkommenheit, da sie den Einfluß der Missionare auf die Eingeborenen wohl zu schätzen und zu verwerten wußten; neuerdings scheint das Verhältnis ein kühleres geworden zu sein. — Die katholische Mission im Archipel war fast eingegangen, doch seit 1890 ist man sehr geschäftig, ihr wieder aufzuhelfen. 1890 wurden 4 deutsche Missionare der Congrégation du Sacré Coeur dorthin gesandt; mehrere Ordensschwestern sind ihnen, wie beabsichtigt war, wohl inzwischen gefolgt.

Von den Salomonsinseln, St. Kruzinseln und den nördlichen Neuhebriden lauten die Berichte der melanesischen Mission günstig. Die drei nördlichsten der Salomonsinseln stehen seit einigen Jahren bekanntlich unter deutschem Protektorat: Bougainville, Choiseul und Ysabel. Auf letztgenannter Insel tauften die Missionare 1888—90 vierhundert Heiden. Lebhaft bedauert wird von den Missionaren die hier in der Volkssitte begründete überaus geringe Teilnahme der Frauen und Mädchen am Schulunterricht.

Auf den südlichen Neuhebriden bahnen die Presbyterianer dem Evangelium den Weg. Die Schulen sind gut besucht, auf fast allen Inseln verteilten die Missionare die Evangelien; die Herstellungskosten tragen die Eingeborenen mit Freuden. 1886 annektierte Frankreich diese Inseln. Flugs

stellten sich katholische Missionare ein, in gewohnter Rücksichtslosigkeit und Frechheit ihren Sitz wählend an einem Punkte, wo die evangelische Mission bereits lange in Segen gewirkt. Den Schutz der französischen Behörde haben sie nun freilich wieder verloren, da die Franzosen im nächsten Jahre auf Andrängen der Engländer die Inseln wieder räumen mußten.

Die Evangelischen auf den Loyaltyinseln haben trübe Zeiten durchzumachen gehabt. Der französische katholische Gouverneur unterdrückte sie in jeder Weise, verbannte den Londoner Missionar Jones, hielt Pastoren und Älteste gefangen. Die Evangelischen feierten ihre Gottesdienste in Höhlen und Klüften. Seit 1887, als ein andrer Gouverneur kam, scheints besser geworden zu sein, doch wird die von der französischen Kolonialregierung gehaßte Londoner Mission das Feld räumen müssen. Ihre Nachfolgerin wird die Pariser evangelische Missionsgesellschaft. Die Berichte klagen über den schlimmen Einfluß Numeas, der französischen Hauptstadt Neukaledoniens; die Jugend wird dort durch die Ausländer vollständig verdorben.

3. Neuseeland.

Auf Neuseeland ist das Volk der Maori durch die englisch-kirchliche Mission, die Wesleyaner und die Hermannsburger fast völlig christianisiert. Die Pfarrer der einzelnen geordneten Gemeinden sind meist Eingeborene, die ihre Vorbildung auf dem Seminar zu Gisborne erhalten. Aufgabe eigentlich missionarischer Arbeit ist die Zurückgewinnung der in mancherlei heidnisch-christliche Sekten Verfallenen. Die Mormonen sind noch keineswegs aus dem Lande gewichen, haben vielmehr inzwischen das „Mormonenbuch“ in die Maorisprache übersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Dr. C. G. Büttner †.

Dr. C. G. Büttner, Professor am orientalischen Seminar zu Berlin, von dem wir noch in unserm letzten Heft (Z. M. R. 93, 4 S. 235) litterarische Arbeiten besprechen konnten, und der erst vor kurzem wieder ein neues Werk (Gedichte und Geschichten der Suaheli) der Öffentlichkeit übergeben hatte, ist am 14. Dezember v. J. in einem Alter von 45 Jahren an den Folgen der Influenza verstorben. — Büttner hat seit 1887 als Lehrer des Suaheli an dem orientalischen Seminar gewirkt und ist litterarisch sehr eifrig thätig gewesen; außer seinen größeren Druckwerken schrieb er Aufsätze für die verschiedensten Zeitschriften. Er hatte noch zuletzt die Redaktion der Monatsschrift „Afrika“ übernommen, die der Evangelische Afrika-Verein in diesem Jahre herauszugeben beabsichtigt. — Den Grund zu seiner Kenntnis afrikanischer Sprachen und Lebensverhältnisse hatte Büttner an Ort und Stelle selbst gelegt; er ist nämlich nach beendetem theologischem Studium 8 Jahre lang als Missionar im Dienste der Rheinischen Mission in Südwest-Afrika gewesen.

W.

Studentische Missionsvereine.

Es ist gewiß erfreulich zu hören und darf als ein verheißungsvolles Zeichen für die Zukunft der Mission betrachtet werden, daß dieselbe auch in

den Kreisen der Studierenden ihre Freunde und Anhänger findet. — Uns liegt ein Bericht des akademischen Missionsvereins zu Göttingen über die zehn ersten Jahre seines Bestehens (1882—1892) vor, aus dem wir ersehen, daß dem Verein in dieser Zeit die stattliche Anzahl von 631 Mitglieder angehört hat. Für besonders bedeutsam wird es gelten müssen, daß darunter auch Angehörige der juristischen, der philosophischen und der medizinischen Fakultät anzutreffen sind. Es sind in den 20 Semestern 84 Vorträge gehalten worden, von Berufsarbeitern auf dem Missionsfelde, von Geistlichen, von Professoren, aber auch von Mitgliedern des Missions-Vereins selbst. Es mögen hier die Themata der Vorträge aus dem letzten Semester aufgeführt werden: 1. Die evangelische Kirche in Livland. 2. Sind Kulturvölker oder Naturvölker zugänglicher für das Christentum? 3. Die Mission unter den Buschnegern in Suriname. 4. Das Lebendes Missionars A. Johnson.

Auch der akademische Verein für äußere und innere Mission an der Berliner Hochschule hat uns einen Bericht für das Winter-Halbjahr 1892/93 eingesandt. Darnach wurden folgende die äußere Mission behandelnde Vorträge gehalten: 1. Die Mission in Japan. 2. Die Berliner Mission am Nyassasee. 3. Koloniale Mission. — Der Verein zählte 37 Mitglieder und hat auch unserm Missionsverein einen Beitrag von 15 Mk. zugewandt.

W.

Litteratur.

D. R. A. Lipsius, Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. Dritte bedeutend umgearbeitete Auflage. Mit einem Verzeichnis der litterarischen Veröffentlichungen des Verfassers. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. (Appelhans u. Pfennigstorff.) 1893. XXXVI, 904 S. Preis Mk. 12,80.

Am 19. August ist es ein Jahr gewesen, daß R. A. Lipsius der Jenaer Universität, die ihn seit 1871 mit gerechtem Stolz zu den Ihrigen zählte und ihm noch kurz vor seinem Tode den ehrenvollen Auftrag erteilte, ihren großen Gast, den alten Reichskanzler, zu begrüßen, — der weimarischen Landeskirche, in deren oberster Behörde und Synode er Sitz und Stimme hatte, und der deutschen Theologie, die er seit 1853 mit zahlreichen wertvollen litterarischen Leistungen auf exegetischem, historischem und systematischem Gebiet gefördert hat, im Alter von 62 Jahren entrissen wurde. Auch unser Missionsverein betrauert in ihm einen seiner verdienten Stifter und Leiter, der durch seinen Braunschweiger Vortrag von 1887: „In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium predigen?“ (2. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 129—139) gewissermaßen das Programm der Vereinsarbeit in klassischer Weise formuliert hat. Mehrere der hier aufgestellten Sätze eignen sich auch trefflich zur Charakteristik der Auffassung des Christentums, die Lipsius in seiner Dogmatik vertritt; es ist ihm allezeit „nicht die einzige, aber die vollkommene Offenbarung“ (Satz 2) gewesen; er hat es, wie er in der Ausführung dieses Satzes (S. 132) von der Apologetik verlangt, „mit weitem, freiem Blick in den großen Zusammenhang menschheitlicher, welt-

geschichtlicher Entwicklung hineingestellt". Er hat es ferner allezeit „nicht als eine Summe erstaunlicher Lehren, sondern als eine Gottesthat zu unserm Heil; nicht als eine vergangene Geschichte, sondern als eine Gotteskraft, welche der Christ im eigenen Innern erlebt" (Satz 5 und 6), verstanden und dargestellt.

Von der 1876 zum ersten Male herausgegebenen Dogmatik des Verewigten ist jetzt nach seinem Tode die 3. Auflage erschienen. Die Verlagsbuchhandlung hat Anspruch auf den Dank aller Verehrer des Verstorbenen und aller für die Fortentwicklung der dogmatischen Wissenschaft Interessierten, daß sie diese Ausgabe veranstaltet hat, obgleich die vorige noch nicht völlig vergriffen war. Denn nun kann der Verstorbene so zu uns reden, wie er zuletzt gedacht hat. Seine Entwicklung hat auch in den letzten 14 Jahren seines Lebens nicht stillgestanden. Sie bewegte sich, kurz gesagt, in der Richtung vom Protestantenverein zum Evangelischen Bunde hin, ohne daß der „Ehrenschild der liberalen Theologie, die volle Treue gegen die geschichtliche Wirklichkeit, welche die Anschauungen der klassischen Originalzeiten des christlichen Denkens, des Urchristentums wie der Reformation, unverworren läßt mit den weitabliegenden Anschauungen moderner Denk- und Empfindungsweise", von dem Verfasser jemals weggeworfeu worden wäre. Die angeführten Worte stammen von Prof. Baumgarten, dem die Herausgabe des erneuerten Werkes übertragen worden ist, und der auch die zahlreichen und bedeutenden Veränderungen, welche die neue Auflage im einzelnen aufweist, mit dankenswerter Ausführlichkeit dargelegt hat. Er selbst hat „bis zum § 765, wo die Bleistiftnotizen auf dem Krankenlager einsetzen, nur eine ganz äußerliche Redaktionsarbeit" verrichtet. Von da an hat er selbstständiger verfahren müssen, besonders vom § 792 an, bei dem der Bleistift lag, den der Entschlafene aus der Hand gelegt hatte. Mit Hilfe dreier Nachschriften von Zuhörern, des von Lipsius bearbeiteten Teils des „Theol. Jahresberichts", seiner „Hauptpunkte der christlichen Glaubenslehre" und seines für die Eisenacher Versammlung des Evangelischen Bundes verfaßten Vortrags: „Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom" hat Baumgarten versucht, die Arbeit rein im Sinne des Verewigten, mit dem er bis zuletzt iu regem Gedankenaustausch gestanden hatte, zu vollenden.

Es ist weder auf knapp bemessenem Raume möglich, noch liegt es im Plane dieser Zeitschrift, einen Auszug aus dem ganzen umfangreichen Werke zu geben, als dessen Aufgabe der Verfasser in § 1 „die wissenschaftliche Darstellung des christlichen Glaubens vom Standpunkte des christlichen Glaubens aus und für die Genossen dieses Glaubens, zum Zwecke gemeinsamer Verständigung über den Inhalt desselben und über den diesem Inhalte angemessensten gedankenmäßigen Ausdruck" bezeichnet. Nur über die Einleitung, den religions-philosophischen und religions-geschichtlichen Abschnitt sei hier berichtet. Da berührt gleich im Anfang wohlthuend die freimütige Beurteilung der Tragweite, die der Autorität auch auf kirchlichem Gebiete allein zukommt: „sie soll die gemeinsame Entwickelung sicherstellen, nicht aber stillstellen" (S. 5). Die Dogmatik nimmt im Unterschied von der (allgemeinen) Religionswissenschaft die Realität des christlichen Grundverhältnisses zwischen Mensch und Gott zur Voraussetzung, sucht aber dieses nicht bloß zu beschreiben und auseinanderzulegen, sondern auch religions-philosophisch zu begründen durch Aufweisung seines Zusammenhangs „mit den praktischen Nötigungen, welche zur religiösen Weltanschauung führen" (S. 8). Aber auch mit der Gesamtheit unserer sonstigen Erfahrungen ist unsere religiöse Erfahrung zu einer einheitlicheu Weltanschauung zusammenzuziehen. „Dieselbe Welt, welche für die Wissenschaft der kausalen Betrachtung unterliegt, ist für das

sittlich-religiöse Subjekt die Welt der Zwecke, in welcher wir unsre Lebensbestimmung erreichen sollen" (S. 16). Das theologische Denken muß beide Betrachtungsweisen mit einander verbinden. „Wie die Teleologie sich in die Natur hineinerstreckt, so erstreckt sich der natürliche Kausalzusammenhang auch in das geschichtliche und sittliche Leben der Menschen hinein" (S. 18).

Nach diesen einleitenden Erörterungen giebt Lipsius zunächst eine theologische Prinzipienlehre, die sich in konzentrischen Kreisen bewegt und zuerst die Religion überhaupt, dann das Christentum und zuletzt den Protestantismus seinem Wesen nach charakterisiert. Als zweiter und weitaus größerer Hauptteil folgt dann das dogmatische System selbst, welches mit der Lehre von Gott beginnt, zur Lehre von der Welt und vom Menschen fortschreitet und schließlich bei der Lehre von dem in Christus erschienenen Heil am längsten verweilt. Dabei zerfällt die Behandlung der einzelnen Lehrstücke regelmäßig in einen prinzipiellen, einen historischen, einen kritischen und einen positiven Teil, sodaß die Oberabteilungen Biedermanns bei Lipsius als Unterabteilungen erscheinen.

Die Hauptgedanken des „religionswissenschaftlichen" Teiles sind folgende.

1. Bei der Bestimmung des *Wesens der Religion* will Lipsius nicht irgend einen Idealbegriff aufstellen (wie neuerdings noch Reischle), sondern das hervorheben, „was den innersten Kern *aller* religiösen Vorstellungen, Gefühle und Willensantriebe bildet" (S. 25). So findet er denn (§ 20): „Für die *empirisch-psychologische* Betrachtung ist die Religion in allen ihren Erscheinungsformen ein persönliches Verhältnis der hilfsbedürftigen und Hilfe begehrenden Menschen zu einer überweltlichen und übernatürlichen Macht, mittelst dessen er der begehrten Hilfe teilhaftig zu werden, sein Leben zu schützen und zu behaupten sucht". Welchen *relativen* Sinn hier die Epitheta überweltlich und übernatürlich haben, nämlich nur den, daß der Mensch die Mächte, die er als Gottheiten verehrt, „über die ihm *bekannte* Welt und deren Kausalzusammenhang hinausverlegt", wird in § 25 erklärt. In der obigen Definition ist das *Motiv* der Religion schon mitenthalten.

2. Sozusagen die Rechtfertigung dieses Motivs liegt in seiner *metaphysischen Ableitung* aus der „von der empirischen scharf zu scheidenden" (nicht vielmehr bloß: „zu unterscheidenden"?) transcendentalen oder intelligibelen Freiheit des Menschen (S. 39). Diese Freiheit, die im Bewußtsein eines unbedingten Sollens mitten in der uns von allen Seiten bedingenden Welt mitgesetzt ist, kann aber nur in der Unterordnung unter einen unbedingten oder überweltlichen Willen verwirklicht werden. So möchte ich den Gedanken einfacher wiedergeben, den Lipsius mit Hilfe der etwas schwerfälligen Kantischen Terminologie in § 40 folgendermaßen ausdrückt: „Ihrem metaphysischen Wesen nach ist daher die Religion die Erhebung über die empirische Abhängigkeit in der Welt zur intelligibeln Freiheit über sie in der transcendentalen Abhängigkeit von Gott". Jedenfalls ist auf diesem Wege ebensowohl das „Spezificum" der Religion, der Glaube an eine *überweltliche* Macht oder überweltliche Mächte, als der Fortschritt von der Naturreligion zur *sittlichen* Religion richtig erklärt. Daß es sich aber in der Religion nicht um ein bloßes „Glauben", sondern um eine wirkliche Lebensgemeinschaft mit Gott handelt, läßt sich niemandem andemonstrieren, der nicht von dem oben beschriebenen Sollen und Können eine Erfahrung gemacht hat; auch läßt sich die göttliche Kraftquelle und ihr Einströmen in unser Geistesleben, das der religiöse Mensch erfährt, nicht in durchsichtige Verstandesbegriffe fassen.

3. Die Lebensgemeinschaft mit Gott tritt in *psychischen Vorgängen*

als ihren Wirkungen zu Tage, die Lipsius im folgenden Abschnitt analysiert. Er unterscheidet zwei Seiten des religiösen Innenlebens, die Frömmigkeit oder das (gefühlsmäßige) Innewerden unserer Abhängigkeit von Gott (die receptive Seite) und den Glauben oder die (triebmäßige) Erhebung unserer Geister zu Gott (die aktive Seite), die aber nie von einander isoliert werden dürfen. Auch Vorstellen (Phantasie- und Denkthätigkeit) und Handeln (inneres und äußeres, darstellendes und wirksames) gehört mit zur Religion, aber nur, sofern es die Vergewisserung über das in der Lebensgemeinschaft mit Gott liegende Heil oder die Befestigung in dieser zum Ziele hat.

4. Wie geht nun aus dem unmittelbaren religiösen Bewußtsein der Prozeß des religiösen Erkennens hervor? Das religiöse Bewußtsein selbst ist weder ein gegenständliches, noch ein zuständliches rein für sich, sondern „die unmittelbare Einheit eines Gefühls mit einer inneren Anschauung", ein „Sich-Wissen um seine Beziehung auf Gott" (S. 57 f.). Schreitet nun das religiöse Subjekt dazu fort, sein Objekt an und für sich vorzustellen, so kann es dies nur in Bildern thun, die der zeitlich-räumlichen Erfahrungswelt entnommen sind. Wir können dieser Bildlichkeit unserer religiösen Vorstellungen uns bewußt werden und sie von unwürdigen und plumpen Elementen läutern, aber sie nie ganz abstreifen, wie dies Biedermann mit seinem „reinen Denken" zu erreichen meinte.

„Die fortschreitende Vergeistigung der religiösen Vorstellungen wird durch die Gesamtentwicklung des geistigen Lebens notwendig gefordert, vom religiösen Interesse aber immer nur insoweit, als ein innegewordener Widerspruch zwischen geistig-sittlichem Gehalt und sinnlicher Form das fromme Bewußtsein selbst mit Trübung bedroht" (§ 76). Nur das, was das fromme Bewußtsein selbst als solche empfindet, wird von ihm als „Aberglaube" verworfen, die noch nicht von ihm selbst als notwendig erkannten Umbildungen dagegen als „Unglaube". Denn zunächst scheint begreiflicherweise auch die psychologisch und geschichtlich bedingte Form der Vorstellung des religiösen Verhältnisses, das als ein gottbegründetes empfunden wird, mit göttlichem Ansehen bekleidet. Dies ist der Grund der Orthodoxie. Je bestimmter aber diese, von der zunehmenden Verstandeskultur gedrängt, den Inhalt ihrer Vorstellungen im Dogma zu definieren sucht, desto deutlicher springen deren Widersprüche in die Augen. Es wird daher zunächst im einzelnen an ihnen herumkorrigiert, und so entsteht die Heterodoxie, welche prinzipiell noch dieselbe Autorität anerkennt wie die Orthodoxie. Aber da gerade der Kern der Religion, die Lebensgemeinschaft Gottes und des Menschen, für den Verstand unfaßbar bleibt, so führt die konsequente Verstandeskritik, die vor diesem Mysterium nicht Halt macht, schließlich zur Leugnung der Realität des religiösen Verhältnisses, zum Unglauben im religiösen Sinne. Ein festes Bollwerk vor dessen Anfechtungen kann nur eine wirklich wissenschaftliche Dogmatik bauen, indem sie „den thatsächlichen Glaubensgehalt als einen Komplex von inneren Thatsachen der religiösen Erfahrung" (S. 68) von der wechselnden Form, in der er vorgestellt wird, unterscheidet. Sie hat den göttlichen Offenbarungsakt und den menschlichen Glaubensakt, „die göttliche und die menschliche Seite des religiösen Vorgangs, zusammenzuschauen, als real unterschieden und doch wieder eins, d. h. nicht als zwei verschiedene Fakta oder Vorgänge, sondern als zwei Seiten eines und desselben Vorgangs" (S. 71). Irrt die wissenschaftliche Bearbeitung des religiösen Bewußtseins von dieser fein gezogenen Linie ab, so kann dies in dreifacher Weise geschehen. Entweder wird die Unterscheidung und Vermittelung zwischen der göttlichen und menschlichen Seite außer Acht gelassen, und es ergiebt sich der Mystizismus, als einseitige und unwissenschaftliche Theorie wohl zu unterscheiden von der gesunden

Mystik, dem unreflektierten Ausdruck der Erfahrung lebendiger Gottesnähe im eigenen Inneren; oder der göttliche und der menschliche Faktor werden auseinandergerissen und einander äußerlich gegenübergestellt, und zwar unter Betonung des einen auf Kosten des andern; so ergeben sich die Gegensätze des Supranaturalismus und Rationalismus mit ihren mannigfachen Schattierungen.

Fassen wir Gott nicht bloß als den Urgrund und Ankergrund des religiösen Bewußtseins ins Auge, sondern sein Verhältnis zu der gesamten Welt, mit der sich der Fromme zusammenfaßt, und zum Menschen als sittlicher Persönlichkeit, so ergiebt sich für die dogmatische Arbeit eine analoge Aufgabe, nämlich die, die göttliche Ursächlichkeit von dem Zusammenhange der endlichen Ursachen und Wirkungen zu unterscheiden und doch ihm nicht äußerlich gegenüberzustellen, und ähnliche Gefahren, nämlich die des Pantheismus und Deismus, des Determinismus und Pelagianismus. Je das erste Glied dieser beiden Paare liegt auf dem Wege des Supranaturalismus, je das zweite auf dem des Rationalismus.

5. Wie alles geistige Leben, so ist auch das religiöse Leben des einzelnen durch das der Gesamtheit bedingt, der er angehört. Aber in der Religion liegt auch noch eine besondere Nötigung zur Gemeinschaft, denn das religiöse Verhältnis erscheint dem Frommen nicht als ein willkürliches, rein privates, sondern als ein allgemein-giltiges. Die ethische Religion insbesondere setzt die sittliche Gemeinschaft, das Gottesreich, zum göttlichen Welt-Zweck (S. 81). Der die religiöse Gemeinschaft beseelende Gemeingeist stellt sich im gemeinsamen Kultus dar, welcher der „gemeinsamen Vergewisserung des gegenwärtigen göttlichen Waltens" dient (S. 83). Das religiöse Vorstellen und Handeln, das in ihm vereinigt auftritt, ergiebt, für sich fixiert, die religiöse Lehre und Sitte.

In der Geschichte verwirklicht sich die religiöse Gemeinschaft in verschiedenen Religionsformen, die sich teils als verschiedene Stufen, teils als verschiedene Arten zu einander verhalten. Die höheren Stufen treten immer in geschichtlichen Persönlichkeiten zu Tage, „welche für die Gläubigen den Willen der Gottheit offenbaren, und in denen das neue gottgewollte religiöse Leben und das den Menschen göttlich dargebotene geistige Gut eine äußere Geschichtsthatsache ist, in welcher der geschichtliche Verlauf des neuen Lebens in der Gemeinschaft seine zureichende Begründung findet" (S. 86). Kurz: das Grundverhältnis einer neuen Religion kommt durch eine Grundthatsache zustande, schließt in sich ein eigentümliches Grundgefühl religiöser Abhängigkeit und Freiheit und eine eigentümliche Grundanschauung über Selbst und Welt in ihrem Verhältnis zu Gott und setzt aus sich unter dem Einfluß der jeweiligen Zeitbildung einen „eigentümlichen, aber mehr oder minder im Flusse begriffenen Umkreis religiöser Vorstellungen und Handlungen" heraus, der die eine Religion von der anderen in wahrnehmbarer Weise unterscheidet (S. 87).

6. Mit dem religiösen Bewußtsein als dem Bewußtsein einer Wechselbeziehung zwischen Gott und Mensch ist der Glaube an göttliche Offenbarung schon gegeben. Er ist auf seine psychologischen Motive und geschichtlichen Bedingungen und Formen zu untersuchen, „findet aber seine volle Würdigung immer erst auf dem Standpunkte gemeinsamer und individueller religiöser Erfahrung" (§ 120). Sehr treffend und für die Lösung gegenwärtig viel verhandelter Prinzipienfragen förderlich ist, was Lipsius im Folgenden über die Bedeutung und Zusammengehörigkeit äußerer und innerer Offenbarung sagt. Die inneren Erlebnisse religiös bahnbrechender Persönlichkeiten knüpfen stets an ein schon vorhandenes, auf Offenbarung zurück-

weisendes religiöses Gemeinschaftsbewußtsein an, und die Kunde von ihnen tritt andrerseits von außen an die heran, auf die jene Persönlichkeiten wirken; aber als Offenbarung werden sie erst dadurch für den einzelnen beglaubigt, daß er sie selbst innerlich nacherlebt. Dieser Akt geistigen Nacherlebens ist selbst wieder als Akt göttlicher Offenbarung, als testimonium Spiritus sancti internum, zu fassen.

Verwandt, und doch nicht identisch, mit der eben erwähnten Unterscheidung zwischen geschichtlicher und innerer Offenbarung ist die zwischen Manifestation und Inspiration. Die Manifestation ist nämlich ein weiterer Begriff als die geschichtliche Offenbarung; sie umfaßt Vorgänge sowohl in der Natur als in der Geschichte, durch welche das fromme Abhängigkeitsgefühl vorzugsweise erregt wird. Das naive Bewußtsein führt sie unmittelbar auf Gott als auf eine endliche Einzelursache zurück. Während aber dieser naive und durch die Reflexion dogmatisch fixierte Wunderbegriff der Verstandeskritik verfällt, bleibt die religiöse Betrachtungsweise bestimmter Ereignisse als Wunder in dem Sinne berechtigt, daß sie uns den zwecksetzenden Willen Gottes lebendig vergegenwärtigen. Das „religiöse Wunder im strengsten Sinne", das „rechte hohe" Geisteswunder, ist aber die „Inspiration", d. h. die Selbst-Aufschließung des göttlichen Geistes im menschlichen zu dessen Erhebung „über seine endlich-natürliche Bestimmtheit hinaus", ohne daß die gesetzmäßige psychologische Vermittelung aufhörte (§ 137). Damit ist schon gesagt, inwiefern die Prädikate „übernatürlich" und „natürlich" zwei Seiten aller Offenbarung, nicht aber zwei getrennte Offenbarungsarten bezeichnen.

Weniger klar erscheint mir die Unterscheidung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Offenbarung oder Offenbarung im engeren und weiteren Sinne bei Lipsius. Nach ihm „grenzt sich gegenüber dem Gebiete des im Lichte göttlicher Offenbarung erscheinenden Wechselverhältnisses des Menschen und seiner Welt (Vernunft und Naturordnung; Gewissen und sittliche Weltordnung) noch ein engeres Gebiet ab, welches sich speziell auf das Wechselverhältnis des Menschen mit Gott bezieht. Und nur dieses Gebiet ist die Sphäre der Offenbarung im engeren Sinne". (S. 111.) Giebt es wirklich noch ein drittes, speziell religiöses Erfahrungsgebiet? Ist nicht „die innere und äußere Erfahrung des Ich in der natürlichen und sittlichen Welt" (S. 109) allezeit die Vermittelung für das Aufleuchten des religiösen Bewußtseins? Selbst der Gebetsverkehr mit Gott, auf den Lipsius hinweist, hat doch seine Anlässe, seinen Inhalt und seine Wirkungen auf dem Gebiete der natürlichen oder sittlichen Erfahrung. Oder ist nicht der Friede Gottes, die religiöse Freiheit, wenn sie nicht bloß eine schwärmerische Selbsttäuschung ist, die allerhöchste sittliche Kraft? Man muß dann freilich nicht mit Lipsius und A. Schweizer die Heilsordnung der sittlichen Weltordnung gegenüberstellen, sondern zwei Stufen der Auffassung der sittlichen Weltordnung, ihre Auffassung unter dem Gesichtspunkt der vergeltenden Gerechtigkeit und dem der erlösenden und versöhnenden Liebe unterscheiden, wie dies auch Christ, Schweizers dankbarer Schüler und Züricher Nachfolger, in seiner Antrittsvorlesung thut. (Th. Z. Schw. 1889, III. 180 f.) Richtiger versteht darum Biedermann unter unmittelbarer Offenbarung „jeden Selbsterweis Gottes als des absoluten Geistes im Ich des Menschen" (Dogmatik[2] I, § 107), unter mittelbarer die Selbsterweisung Gottes durch die natürliche und sittliche Weltordnung, sofern sie „nicht ein Moment des menschlichen Ich selbst, sondern erst Objekt für sein Bewußtsein" ist. (Ebd. § 112 f.) Für Biedermann ist demnach das Gewissen selbst ein religiöses Phänomen (ebd. S. 275), während es nach Lipsius (S. 107) diesem nur „formell durchaus analog" und

darum zu seiner Veranschaulichung geeignet ist. Zwar muß natürlich Lipsius die Thatsache zugegeben werden, daß „das Gewissen in einem Menschen sehr rege sein kann, ohne sich darum mit dem Gottesbewußtsein verbinden zu müssen“ (S. 110); aber dann fehlt entweder dem Gewissenserlebnis gerade das charakteristische Merkmal der unbedingten Verbindlichkeit noch, oder es fehlt dem Gewissenhaften bloß noch das klare Gottesbewußtsein, vielleicht auch nur Verständnis und Zustimmung für einen gegebenen, autoritativ auftretenden Gottesbegriff, nicht das Gottesgefühl, das noch dazu gebracht werden kann, sich zum Gottesbewußtsein zu entwickeln und als solches auszusprechen; denn im Gefühl unbedingter Verpflichtung liegt schon das einer unbedingten Lebensmacht, die unser inneres Heil und Unheil in der Hand hat, und gerade dies ist doch das Wesentliche des Gottesbegriffs. Auf dieses Ergebnis kommt übrigens Lipsius S. 209 selbst hinaus.

Diesen Punkt betone ich aus pädagogisch-apologetischen Gründen. Auch Lipsius sagt (S. 110), die Phänomene des sittlichen Lebens, vor allem der Gewissensakt, seien auf der heutigen Bildungsstufe geradezu „der natürliche Weg des Menschen zu Gott“. Ich möchte weitergehen und behaupten: im Gewissensleben ist der Mensch schon bei Gott; er soll nur das geistige Auge aufschlagen und ihn schauen. Ich fürchte, wenn man von der religiösen Erfahrung immer redet, als ob sie etwas so Apartes wäre, das nun einmal „dem nicht andemonstriert werden kann, der das innere Erlebnis“ (des Glaubens) „nicht gemacht hat“ (S. 92), wenn man nicht ein religiöses Erlebnis schon in der Gewissenserfahrung unumwunden anerkennt, die jeder normale, geistig entwickelte Mensch doch einmal gemacht hat, so wenden auch in Zukunft nicht die Schlechtesten dem bewußten religiösen Leben den Rücken. Sie erblicken dann in der christlichen Lehre eine Winkelpredigt für apart geartete Seelen, zu denen sie sich als einfach natürliche und sittliche Menschen nicht rechnen, und lassen die stehen, die in einer ihnen unverständlichen Zunge die geschichtliche Persönlichkeit Christi als „das Wunder schlechthin“ bezeichnen (vergl. S. 102).

7. Nach eingehender Erörterung des Begriffs der Offenbarung, auf die sich alle Religionen berufen, giebt Lipsius noch einen kurzen Überblick über die Geschichte der Religion. In dem Verzeichnis der hierher gehörigen Litteratur ist die Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye vergessen. Die beiden Hauptstufen der Religion ihrem inneren Charakter nach sind die Naturreligion und die ethische Religion, — eine Zwei- (und keine Drei-)teilung, die ich vielleicht noch zur Unterstützung der obigen kritischen Bemerkungen geltend machen darf. Dem äußeren Umfang nach schreitet die Religion als Gemeinschaft von den Familien- und Stammesreligionen zu den Volksreligionen und — durch die Vermittelung persönlicher Stiftung — zu den Weltreligionen fort. Die Ethisierung der Religion findet erst im geschichtlichen Völkerleben allmählich statt; und erst in der ethischen Religion kommt es zum wirklichen (geistig gefaßten und im absoluten Sinne gemeinten) Monotheismus.

„Der geistige Gehalt des Gottesglaubens entwickelt sich aus dem Bewußtsein von der göttlichen Macht zur Anerkennung der göttlichen Intelligenz und von da weiter zum Glauben an die sittliche Vorbildlichkeit[1]) der Gottheit, welche letztere wieder in dem Maße, als der Mensch zur Erkenntnis seiner sittlichen Bestimmung gelangt,

von dem naiven Glauben an die unmittelbare Gottverwandtschaft des Menschen

[1]) Ich würde hier den Ausdruck Urbildlichkeit vorziehen.

zur Anerkennung der schlechthinigen Erhabenheit des rein geistigen Gottes über den sinnlich-natürlichen und sündigen Menschen oder der Heiligkeit Gottes und seiner vergeltenden Gerechtigkeit fortschreitet, über diesen Gegensatz zwischen Gott und Mensch aber selbst wieder hinausstrebt, bis er in dem Glauben an die erlösende und versöhnende Gnadengegenwart Gottes wirklich zur Ruhe kommt."

Ich habe diesen § 147 wörtlich, aber mit Unterstreichung der entscheidenden Worte und sichtbarer Unterscheidung der Unterabteilungen hierhergesetzt, um eine Probe der Gedankenfülle, Feinheit und klaren Gliederung vieler Lipsius'scher Paragraphen zu geben. Denn ihre Ausdehnung kann zuweilen auf den ersten Blick den Leser erschrecken, der weiß, wie unerbittlich der Verfasser sie in einem einzigen Satze unterbringt. Zugleich ist aber mit diesem nicht willkürlich konstruierten, sondern geschichtlich begründeten Stufenbau, dem im nächsten Paragraph ein Überblick über die Entwicklung des praktisch-religiösen Verhältnisses zu der so vorgestellten Gottheit folgt, die Würdigung des Christentums als des Gipfels der Religionsgeschichte vorbereitet. Dabei wird auch das Verhältnis der Religion des Alten Testaments zu der des Neuen mit meisterhafter Knappheit und voller Gerechtigkeit charakterisiert: das Christentum ist sowohl die Verwirklichung des prophetischen Ideals, als der Gegensatz zu der Gesetzesreligion des späteren Judentums, in beiden Beziehungen die Vollendungsstufe der ethischen Religion.

Leipzig. P. Mehlhorn.

Dr. Albert Wittstock, Schuldirektor a. D. Über die große ethische Strömung in unsern Tagen. Richard Lessers Verlag. Berlin 1893. Preis 50 Pf.

Dieser „Beitrag zur Klärung der öffentlichen Meinung" stellt sich in den Dienst der ethischen Gesellschaft und will an der Lösung der ethischen Frage mitarbeiten. Sein Urteil gipfelt in dem Satze, daß die ethischen Wahrheiten mathematische seien — keine Glaubenssätze, über die man streiten könnte —. Religiöse Meinungsverschiedenheiten und Dogmen hätten zu Zwistigkeiten, selbst zu Blut und Mord geführt. Aber welcher Mensch würde wohl zur Gewalt greifen, um die Wahrheit der geometrischen Lehrsätze zu begreifen? u. s. w. Hierauf ist zu entgegnen, daß die ethischen Wahrheiten von Alters her wohl bekannt sind, daß es sich zur Zeit jedoch um die Frage handelt, wie ihre Anwendung auf das Leben am sichersten durchgesetzt werden könnte, und diese Frage hat der Verfasser nicht hinreichend beantwortet.

Dr. Otto Veeck, Pastor in Bremen. Buddha und Christus. Richard Lessers Verlag. Berlin 1893. Preis 50 Pf.

Seit auf der ganzen Linie des Christentums ein junger, frischer Missionseifer erwacht ist, hat er sich in besonderem Maße auch nach Ostasien gewendet, wo er einer Religion begegnet, die innerlich manche verwandtschaftliche Züge mit dem Christentum aufweist und äußerlich ein größeres Kontingent von Anhängern stellt, als selbst jenes. Nachdem Schopenhauer in seinen Schriften zuerst in nachhaltiger Weise auf den Buddhismus aufmerksam gemacht hat, steht die Diskussion über ihn bei uns auf der Tagesordnung, und die Religionswissenschaft ist mit einer Auseinandersetzung zwischen beiden Religionen beschäftigt. Wieweit dieselbe fortgeschritten ist, darüber giebt der Vortrag von Dr. Otto Veeck einen gedrängten und doch ausgiebigen Beleg. Es ist schwer, auf eine Wiedergabe einzelner Stellen und Gedanken verzichten zu sollen, so

vortrefflich sind dieselben in ihrer überzeugenden Kürze; um so rückhaltloser kann der Verfasser als ein Führer empfohlen werden, der mit ruhig abwägendem Wahrheitssinn das Übereinstimmende und Trennende in beiden Religionen aufzeigt, und schließlich — und das ist der nachhaltigste Eindruck, den das Buch zurückläßt — den christlichen Leser mit freudiger Genugthuung erfüllt über die Oberhoheit des Christentums über alle Religionen der Erde. Es ist so, wie es am Schluß des Vortrags heißt: „Unter allen, die von Töchtern Indiens geboren sind, war kaum ein Größerer als Buddha. Doch der Kleinste im Himmelreich ist größer, denn er".

Dr. Tobias Cohn, Rabbiner zu Potsdam. Israels Gemeinschaftsleben mit den vorchristlichen Völkern. Richard Lessers Verlag. Berlin 1893. Preis 50 Pf.

Dieser Vortrag entbehrt nicht einer gewissen Kühnheit. Er will zeigen, daß Israel zu allen Zeiten zu einer Gemeinschaft mit Andersgläubigen geneigt gewesen sei, und wählt nun die Zeit der vorchristlichen Völker, um schon an ihr die Wahrheit des behaupteten Satzes darzuthun. Wir glauben diese Wahrheit des Behaupteten ein wenig einschränken zu sollen. Was zuerst Israels religiöses Leben betrifft, so klagen römische und griechische Schriftsteller über seine Absonderung von Andersgläubigen, und der Verfasser selbst kann es nicht leugnen; was Israels sittliches Leben betrifft, so hat es Männer gegeben, ausgezeichnet durch Weisheit und Gerechtigkeit, die über die Schranken des Judentums hinaus an dem Gesamtwohl der Menschheit mitgearbeitet haben, obwohl solche Gestalten, soweit sie durch Geschichte nnd Litteratur zu unsrer Kenntnis gelangen, nicht allzu dicht gesäet waren; unbestreitbar aber ist, daß Israel zu allen Zeiten die Gemeinschaft mit Andersgläubigen zum Zwecke des Handels gesucht und den, wie der Verfasser es nennt, ihm eignen Aneignungstrieb auf materiellem Gebiet nicht immer in uneigennütziger Weise geltend gemacht hat. Dieses Urteil fällen wir vom Standpunkt der Geschichte, nicht von dem der Partei. Großes Unrecht ist den Juden von Christen widerfahren, aber dieses Unrecht war auf Seiten der Juden nicht immer unverschuldet. Wer in Israel nur Licht sieht, aber für seine Schattenseiten kein Auge hat, hinterläßt bei dem unbefangenen Leser den Eindruck des Unwahren. Dabei wollen wir gern anerkennen, daß die vorliegende Schrift von einem edleren Geist getragen ist und auch christliche Religion zu würdigen weiß. Da beide demselben Boden entsprossen und eigentlich Zweige desselben Stammes sind, wie sollte es nicht möglich sein, daß Bekenner der jüdischen und christlichen Religion im Frieden mit einander leben und wirken, wenn nur beide den ernsten Willen und den rechten Sinn mitbringen.

Dr. Gustav Dierks, Marokko und die deutschen Interessen. Richard Lessers Verlag. Berlin 1893. Preis 50 Pf.

Die gut geschriebene und interessant zu lesende Broschüre belehrt uns, daß zur Zeit wieder die Marokkofrage auf der Tagesordnung der europäischen Politik erscheint, und sie will die Interessen beleuchten, welche namentlich auch Deutschland an ihrer Lösung hat und haben kann. Wir haben hier zu fragen, ob auch für die evangelischen Interessen eine kleine Ernte abfallen wird; die Aussichten sind jedoch nicht sehr verheißend. Wenn der Muhammedanismus überhaupt sich für die christliche Mission als ein sprödes Feld erwiesen hat, so wird das hier um so mehr der Fall sein, als die Marokkaner als die festesten Träger und Stützen des Islam gelten. Noch ein Zweites können

wir aus dem Schriftchen lernen. Wenn Marokko trotz seines natürlichen Reichtums noch heute Zustände aufweist, welche einer der niedrigsten Entwicklungsstufen des Kulturlebens entsprechen, so kommt das von dem Fanatismus seiner Bewohner her, von ihrer Unduldsamkeit gegen die Christen. Der Fanatismus lebt vom Haß und verarmt in seiner Einseitigkeit. Das ist eine Warnung auch für andere als muhammedanische Kreise, die uns aufs neue einschärfen möchte, daß das Ziel des Menschenlebens nicht die Abschließung und Trennung ist, sondern der Verkehr und die Gemeinschaft.

Dr. Lic. Gustav H. Dalman, Privatdozent der Theologie in Leipzig, Kurzgefaßtes Handbuch der Mission unter Israel. Reuther & Reinhard. Berlin 1893. Preis 2,80 M.

Es wird uns hier eine Reihe von Aufsätzen geboten, welche in der von Professor H. L. Strack herausgegebenen Zeitschrift „Nathanael" erschienen und hier zu einem Sammelwerk zusammengefaßt sind, das den Zweck hat, Missionsfreunden und Missionsarbeitern ein Buch zum Nachschlagen in die Hand zu geben und sie mit Wesen und Werk der Judenmission bekannt zu machen. Das Buch erfüllt den angegebenen Zweck durchaus, und wer sich zu orientieren wünscht, findet hier alles Wissenswerte beisammen. Es ist manches aus dem Buch zu lernen, z. B. auch dieses: „Eine große Zahl sonst ganz tüchtiger Theologen pflegt vom alten Testament wenig, vom Judentum und jüdischer Litteratur gar nichts zu wissen. Über Islam und Parsismus sind die meisten besser unterrichtet, als über die Religion unsrer nächsten Nachbarn". Das ist eine bittere Pille, die zum Zweck einer besseren Wirkung indessen stillschweigend hinunterzuschlucken ist. Von besonderem Wert sind die Mitteilungen der Pastoren Gottheil in Stuttgart und Bieling in Berlin über die Praxis der von ihnen geübten Judenmission. Durch das ganze Buch zieht sich, wie es wohl nicht anders sein kann, ein judenfreundlicher Geist, eine Art von religiöser Liebe zu dem Volk Israel, die neben den lärmenden Kundgebungen des Antisemitismus einen höchst wohlthuenden Eindruck macht.

Dr. F. Nippold, Professor. Der christliche Adel deutscher Nation. Ein Rückblick und Ausblick auf seine Vergangenheit und Zukunft. Mit besonderer Beziehung auf die deutsche Adelsgenossenschaft und das Adelsblatt. Georg Reimer. Berlin 1893.

In dem deutschen Adelsblatt, dem Organ der deutschen Adelsgenossenschaft, machen sich seit einigen Jahren römisch jesuitische Einflüsse bemerkbar, die darauf ausgehen, unsern evangelischen Adel in ebenso undeutsche als unevangelische Wege zu leiten. Man könnte sagen, was geht das uns an; das Leben des Volkes geht seinen eigenen Weg und bedarf der Führung des Adels nicht mehr. Es würde vorschnell sein, so sprechen zu wollen, denn der Adel gehört noch immer als ein wichtiger Teil zu dem Ganzen des Volkes; es würde aber auch undankbar sein, vergessen zu wollen, was er in besseren Zeiten, und zwar sowohl schon vor der Reformation, als besonders in und seit derselben dem deutschen Volke geleistet hat. Um so bedauerlicher ist es, ihn hier zu römischen Angriffen auf den Evangelischen Bund u. s. w. nicht bloß unritterlich schweigen, sondern mit Preisgebung seiner evangelischen Stellung sogar päpstlichen Zwecken zu Diensten stehen zu sehen. Es sind starke Dinge, die hier an das Licht treten, und Professor Nippold hat sich

ein Verdienst erworben, als er diese Vorgänge der öffentlichen Beurteilung unterbreitete. Wir brauchen im übrigen nicht anzunehmen, daß alle Leser des Adelsblattes oder alle Mitglieder der deutschen Adelsgenossenschaft jenes Treiben billigten; der Vorwurf, der hier erhoben wird, trifft in erster Linie die Redaktion des ersteren und den Vorstand der letzteren. Viele Leser werden Nippold Dank wissen, daß er ihnen rechtzeitig die Augen öffnete. Wenn von römisch-jesuitischer Seite unausgesetzt die den deutschen Adel empfindlich berührende Meinung ausgesprengt wird, als sei die Reformation der Herd aller Revolutionen und Luther der erste Revolutionär, so werden sie bei Nippold lernen, daß die Revolution nicht aus der Reformation, sondern vielmehr aus der Gegenreformation stammt, und werden zugleich einen Einblick in die wahre Natur des jesuitischen Geistes gewinnen, der sich auch auf dem Missionsfelde nur versetzend und verstörend gezeigt hat.

Rosenhagen. Fr. Groch.

Deutsch-Ostafrika, Wandkarte; Deutsche Kolonialgesellschaft.

Eine von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebene Wandkarte von Deutsch-Ostafrika im Maßstabe von 1 : 1000 000 in sechs Blättern und in der Gesamtgröße von 1,40 × 1,82 m. Die Grenzen sind scharf und in die Augen springend markiert: die ganze Karte ist klar und übersichtlich. Wird dieselbe daher allen für unsere Kolonialgebiete interessierten Kreisen ein willkommenes Hilfsmittel sein, so kann sie den Freunden der Mission noch in Sonderheit empfohlen werden, da sie die Missionsstationen kenntlich macht und zwar die der evangelischen und die der katholischen Mission in unterschiedener Weise. W.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

J. Richter, Die schottische Freikirche — eine Missionskirche (Forts. A. M. Z. 93, Okt., Schluß ebenda, Nov.). Warneck, In Sachen des morgenländ. Frauenvereins (ebenda). P. Hartmann, Bitte betreffs der Schreibung außereuropäischer Namen (ebenda). Eine lehrreiche Korrespondenz (Warneck; F. Lange, Herausgeber der Tägl. Rundschau; Rade (ebenda, Nov. Beibl.). P. Berlin, Die freikirchlichen Missionsunternehmungen in Schweden (ebenda, Dez.). A. v. Doring, Noch ein Wort zur Bremer Missionskonferenz (B. M. M. 93, Okt.). Der Religionskongreß in Chikago (Monatsbl. f. öff. Miss.-St. 93, Dez.). Die Kirche Christi und die heidnische Sitte (Hermannsburg. M. Bl. 93, 11). Jahresfest der Rhein. Miss.-Ges. in Barmen (Rhein. M. 93, 10). J. Websky, Die Jahresversammlung des Allg. ev.-prot. Miss.-Ver. in Weimar (Prot. K.-Z. 93, 41, 42, 44.) Der Religionskongreß in Chikago (Christl. Welt 93, 44, 45, 47). Gloatz, Der altägyptische Götterglaube mit besonderer Berücksichtigung des gleichnamigen Werkes von V. v. Strauß u. Torney (Neue Jahrb. f. deutsche Th. II. 4 S. 607 ff.). A. Audollent, Bulletin archéologique de la religion

Romaine (Revue de l'hist. des rel. XXVIII 2). Réville, De l'état actuel des études sur la mythologie germanique (aus dem holländ.; suite et fin; ebenda). Bonet-Maury, Le Parlement des Religions à Chicago (ebenda). Narbel, H., Les missions et la théologie (Revue de théol. et de philos. 1893, 4). J. Bouzon, Les missionaires de l'Islam en Afrique (Revue chrétienne 1893, Oct.). H. Jessup, Modern triumphs of the gospel in the Ottoman empire (Church at H. and Abr. 93, 11). George Ensor, Missions or science, the maker of India's homes? (Church Miss. Int. 93, Nov.). Amelinean, The rôle of the demon in the ancient Coptic religion (The New World 93, Sept.). C. Poensen, Welke beteekenis heefs de Genees-en Heelkunde in en voor ouze Zendingen (Mededeelingen v. Nederlandsche Zendelingg, 37, 3). Livsbilleder af nordiske Missionaerer; VIII. Bengt Petter Lundahl (Nordisk M. T. 93, 3). Udg, Om nordiske Missionaerer (ebenda). E. K. Alden, The Personal Factor in the Missionary Problem (The Miss. Her. 93, Nov.). Annual Survey of the Work of the American Board 1892—1893 (ebenda). A. N. Andrus, Impressions from a Missionary Experience of twenty-five Years (ebenda, Dez.)

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Die Cherokee-Mission (Miss.-Bl. d. Brüderg. 93, 10). Moskitoküste (ebenda, 11). Missions in South Amerika (Church at H. and Abr. 93, 11).

B. Afrika.

J. Kopp, Die Mission unter dem weiblichen Geschlecht Afrikas (B. M. M. 93, Okt., Schluß Nov.). J. G. Christaller, Das Jahresfest des Sia in Nkonya (ebenda, Nov.). Nachrichten aus Südafrika [Synode Nord-Transvaal] (Berl. M.-B. 93, 19/20; Schluß 21/22). Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika (ebenda, 19/20, 21/22). Nachrichten aus Südafrika [Synode Natal] (ebenda, 21/22). Der Kampf der katholischen Christen gegen die evangelischen in Uganda (Schluß. Missionsfreund 93, 10). Becker, Leben und Wirken des Negerbischofs Dr. Samuel Adschai Crowther (ebenda, 11). Südafrika, -West und -Ost (ebenda, 12). Deutsch-Ostafrika (ebenda). Aus der Hereromission (Rhein. M. 93, 12). Aus unserer Arbeit: Ein Bild aus Hohenfriedeberg (Ostafr. M. N. 93, 10). Eine Taufeier in Hohenfriedeberg (ebenda, 11). P. Döring, Nach Usambara, nach Hohenfriedeberg (ebenda, 11 und 12). Ein deutscher Missionar in Klein-Popo (Calw. M.-Bl. 93, 12). Die Landschaft Ewhe (Nordd. Miss.-Bl. 93, 10). Der Jewhedienst (Forts., ebenda). Unsre Ewheschule in Deutschland (ebenda, 11). R. Hamil Nassau, Bantu Fetish Worship (Church at H. and Abr. 93, 10). Salvation Army in Madagascar (ebenda, 11). Ch. Hole, The history of the Church Miss. Society, The Afrika Mission (Church Miss. Int. 93, 12). Affairs in Uganda (ebenda). L. Vig, Om Madagassernes religiose Forestillinger (Forts. — Nordisk M. T. 93, 3). Die Lage in Kamerun (D. Kol. Z. 93, 11). Dr. Kärger, Drei Tage in Südwestafrika (ebenda, 12). Das Deutsch-Englische Abkommen, betreffend das Hinterland von Kamerun (ebenda, 13). The West Central African Mission in 1893 (The Miss. Her. 93, Oct.). Judson Smith, The Work of the Americain Board in Africa (ebenda, Nov.).

C. Asien.

Grundemann, Die Mission in den Centralprovinzen von Brit. Ostindien. Eine missionskritische Studie zugleich als orientierende Übersicht (A. M. Z. 93, Okt.,

Nov.). Grundemann, Missionsrundschau, China (ebenda, Okt.). Die Christenverfolgungen in China 1891—1892 (ebenda, Nov.). Grundemann, Missionsrundschau, Britisch Indien (ebenda, Dez.) J. Frohnmeyer, Erinnerungen aus Bombay (B. M. M. 93, Okt.; Schluß Nov.). Rundschau, China (ebenda, Okt.). Die Englisch-Kirchliche Mission unter den Bergvölkern Indiens (ebenda, Nov., Schluß Dez.). Rundschau, Japan (ebenda). Ärztliche Mission in Indien (Monatsbl. f. öff. Miss.-St. 93, Nov.). Aus unserer rheinischen Mission (Rhein. M. 93, 10 u. 12). Aus der Batta-Mission (ebenda, 11). Japanische Christen und was wir von ihnen lernen können (Calw. M.-Bl. 93, 11). Dr. Nottrott, Allgemeines und Besonderes (Biene a. d. Miss. 93, 10). E. Just, Die Gotteslehre der Sittanta und ihre Berücksichtigung in der missionarischen Predigt (Neue kirchl. Ztschr. 1893, 9). H. Loomis, An Evangelistic campaign in Shikoku (Church at H. and Abr. 93, 10). Missions in Persia (ebenda). S. G. Wilson, Movements for the reform of the Armenian Clergy (ebenda). B. Labaree, The Babi-religion in Persia (ebenda). Summer School in Japan (ebenda, 11). Missions in Syria (ebnda, 12). J. Kreemer, De Javaan en zijne hoenders (Mededeelingen v. Nederlandsche Zendelingg 37, 3). C. Poensen, Iets over de Javaansche desa (ebenda). Z. B. Hoekzema, Een en ander over de de toestanden in de Minahassa (ebenda). Java, De erste Tenggereezen gedoopt (Maandber. v. Nederlandsche Zendelingg 93, 11). Br. Wijngaarden, Een an ander uit de aanteekeningen der Minahassasche onderwijzers in Deli (ebenda, 11 u. 12). R. A. Hume, The Contact of Christian and Hindu Thought (ebenda, Dez.). An Oriental's View as to Female Education (ebenda). O. Finsch, John Whiteheads Reisen, besonders in Nord-Borneo (Deutsche Geogr. Bl. 93, 4). E. Gelcich, Zur Geschichte regelmäßiger Schiffahrtsverbindungen zwischen Europa und Ostindien (ebenda). H. Zondervan, Die Bewohner der Kei-Inseln (ebenda).

D. Südsee.

Neuguineamission (Rhein. M. 93, 11). Der Bismarck der Südsee [König Georg von Tonga] (Calw. M.-Bl. 93, 10).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Berichte unserer Missionare.

Über den gegenwärtigen Stand der Mission in Japan, zumal der unsrigen, über ihre Aussichten und Aufgaben für die Zukunft ist uns von unsern dortigen Missionaren ausführlich berichtet worden. Da dieser Bericht geeignet ist, über das gesamte, in Japan betriebene Missionswerk unsere Leser zu orientieren, so teilen wir im folgenden größere Auszüge aus demselben mit:

Die mannigfachen Wechselfälle, welchen unsere Mission seit ihrem Bestehen unterworfen war, entsprechen auf das genaueste den Strömungen, welchen das japanische Christentum im ganzen während dieser Zeit ausgesetzt war. Gerade zu der Zeit, als die neuere japanische Missionsentwicklung ihren Höhepunkt erreicht hatte, kam unser erster Missionar hier an. Bei der Persönlichkeit Spinners konnte

unter der Gunſt der damaligen Zeitverhältniſſe ein Erfolg nicht ausbleiben. Derſelbe wuchs und hielt an auch noch während der erſten Zeit, wo Schmiedel neben Spinner wirkte. In jener glücklichen Periode waren alle Miſſionen hier von jenem Erfolg begleitet, welcher in Europa und Amerika hohe Verwunderung hervorrief und in dem Geiſte ſelbſt nüchtern denkender Männer jenen ſanguiniſchen Traum von der Chriſtianiſierung Japans in 25 Jahren lebendig machte.

Wohl durfte man hoffen, daß die vierte Periode der japaniſchen Miſſionsgeſchichte, eingeleitet durch den glänzenden Erfolg der verfaſſungsmäßigen Bürgſchaft der Religionsfreiheit im Februar 1889 noch glänzender als die glückliche Vergangenheit ſich geſtalten werde. Aber die Hoffnung hat ſich als trügeriſch erwieſen, denn die vierte Periode iſt eine kritiſche geworden: nach innen ſowohl durch den ſkeptiſchen Geiſt, der ſich breit macht und Tauſende wieder dem Chriſtentum entriß und tauſend andere ihm fernhielt; als auch nach außen durch die ſchonungsloſen, weil verzweifelten Angriffe der alten Lebensmächte, insbeſondere des Buddhismus und des ſchon totgeglaubten Schintoismus. Unter der Flagge des Nationalismus iſt es dieſen Mächten gelungen, die Maſſe des japaniſchen Volkes, ja ſelbſt religiös indifferente Kreiſe gegen das Chriſtentum in das Feld zu führen.

Wie für das Chriſtentum im ganzen, ſo galt es während dieſer Periode auch für uns, ſich weſentlich auf die Verteidigung zu beſchränken. An neue große Fortſchritte war nicht zu denken. Für uns war die Lage um ſo ſchlimmer, als gerade kurz zuvor, ehe die Reaktion ihren Höhepunkt erreichte (in dem Attentat auf den ruſſiſchen Thronfolger), unſer erſter Miſſionar uns für immer verlaſſen hatte. Trotzdem haben wir im großen und ganzen den Boden behauptet, auf welchem wir ſtanden und in einigen Richtungen iſt es uns gelungen, weiter voran zu ſchreiten.

Von einer Abnahme der reaktionären Bewegung vermerkt heute der, welcher nicht innigſte Fühlung mit dem japaniſchen Volksleben und der Entwicklung des chriſtlichen Gedankens hat, noch kaum etwas. Doch wollen erfahrene Männer Zeichen bemerkt haben, aus welchen ſie ein baldiges Umſchlagen des Windes folgern zu müſſen glauben. Zwar die Zeit dürfte für immer vorüber ſein, wo die Perſon des fremden Miſſionars noch einmal eine ſolche Rolle ſpielen könnte, wie ſeiner Zeit ein Verbeck von der holländiſchen reformierten Kirche Amerikas, welcher nicht nur bei dem Volk zeitweiſe eine faſt abgöttiſche Verehrung genoß, ſondern auch auf die Entwicklung breiter japaniſcher Verhältniſſe, beſonders des Erziehungsweſens einen bahnbrechenden Einfluß ausübte. Der fremde Miſſionar iſt heute weſentlich der Berater des japaniſchen Chriſten, ihr väterlicher Freund, ohne japaniſcherſeits anerkannte rechtliche Autorität. Das Selbſtgefühl des japaniſchen Chriſten iſt heute ſtärker denn je. Doch findet ſich der Miſſionar heute im allgemeinen willig in dieſen Zuſtand, welchen er vor 3 Jahren auf das tiefſte beklagte, denn das Selbſtgefühl des japaniſchen Chriſtentums macht heute einen anderen, mehr Vertrauen erweckenden Eindruck als damals. Der Hauptgrund dafür iſt, daß das japaniſche Chriſtentum aus eigener Kraft die innere Kriſis des Glaubens überwunden hat. Der Glaubensgrund, welcher überall während der letzten Jahre ſchwankte, hat heute zwar meiſt ein anderes Anſehen als früher: hier iſt er breiter, dort enger und ſtarrer, aber im ganzen hat er eins gewonnen, nämlich Feſtigkeit. Es iſt ein Boden geſchaffen, auf welchem ſich ſtehen läßt. Beim Kampf nach außen braucht man nicht immer zu fürchten wie früher, von einem Erdbebenſtoß aus dem eignen Gebiet umgeworfen zu werden. Japaniſche Prediger und Miſſionare ſind ſich deſſen bewußt: neue Entſchloſſenheit belebt ſie, und mag nun wahr oder unwahr ſein, daß der äußere Feind im Erſchlaffen begriffen iſt, jedenfalls wird das Chriſtentum hier aus ſeiner Verteidigungsſtellung zum Angriff übergehen. Damit dürften wir bei dem Anfang einer neuen fünften, oder doch bei dem Übergang zu einer ſolchen Periode angelangt ſein.

Nachhaltigen Erfolg hat die Verkündigung des Chriſtentums auch in Japan

nur dann, wenn der innere Geistesgehalt in eine äußere Form gebracht wird, also nur mit Hilfe eines Organismus. Darum streben die Missionen mit Recht dahin, Kirchen zu gründen. Freilich entstehen dadurch schwere Mißstände, insofern als infolge der vielen aktiven Missionsgesellschaften, welche abgesehen von den deutschen einen sektenhaften Charakter tragen, ebensoviele Kirchen ins Leben gerufen werden, eine Thatsache, welche für die äußerliche Auffassung des Nichtchristen die ideale Einheit der Kirche auf den Kopf stellt und eins der schwersten Hindernisse für die Ausbreitung des Christentums bildet. Gleichwohl läßt sich das für den Anfang der Missionsthätigkeit auf einem Gebiet kaum vermeiden. Doch so weitherzig sollten die einzelnen Gemeinschaften sein, daß sie selbst keine Kirche für die Ewigkeit gründen wollen, sondern bereit sind, einst wenn die Zeit erfüllt ist, in einer einzigen großen Kirchengemeinschaft Japans aufzugehen. Die Missionsarbeit muß darauf angelegt sein. Insbesondere wäre es ein Unrecht, wenn kleine Missionen die von ihnen gegründeten Kirchen schon in sich selbst organisatorisch völlig abschlössen. Eine große Kirche, wenn sie die Aussicht hat, die dereinstige Nationalkirche zu werden, darf es wohl eher; den kleinen Gemeinschaften muß soviel als möglich das Zusammengehörigkeitsgefühl zu dem Ganzen der Christenheit und der einzelnen andern Gemeinschaften innerhalb ihrer Nation gewahrt bleiben. Wir, die wir die geistige Einheit der Kirche besonders zu schätzen wissen, und die wir dem Sektenwesen aus guten Gründen abgeneigt sind, hatten nie die Absicht, unsererseits Japan um eine Sekte reicher zu machen. Wohl haben wir eine Kirche gegründet, aber eine auf die Dauer berechnete Sonderkirche wollten wir nicht schaffen. Eines der Ziele, denen wir zustreben, ist das Aufgehen in einer großen Gemeinschaft. Wir wissen aber, daß bei diesem scheinbaren Untergang wir erst recht gewinnen würden, indem unsere Ideen um so leichter von innen die Gemeinschaft durchdringen würden, in welche wir sie jetzt von außen her hineinzutragen versuchen. In der einstigen Nationalkirche Japans eine große Geistesmacht zu werden und jetzt schon auf die Entwicklung zum Christentum und auf die Entwicklung des Christentums einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen, wie wir es der heilsbedeutenden Kraft unserer Auffassung der Religion Jesu für würdig erachten, muß unser nächstes Ziel sein.

Wie wird dieses möglich?

Der Weg der Mission ist ein zweifacher: er führt in die Tiefe und in die Breite, nach innen und nach außen. Das Christentum ist gleich einem Sauerteig und einem Senfkorn. Das Richtige ist, beide Wege zugleich zu gehen, und es giebt wohl keine Mission, welche dies nicht wollte. In der Praxis freilich gestaltet es sich anders. Eine Mission geht in der Regel vorwiegend den einen oder den andern Weg. Man sagt, und wohl mit gewissem Recht, daß der Katholizismus mehr auf das Außen, der Protestantismus mehr auf das Innen Gewicht lege. Der Katholizismus hat von jeher die Macht der Masse wohl gekannt und klug benutzt. Die griechisch-katholische Kirche arbeitet in Japan wohl am ausgesprochensten nach Maßgabe des Expansionsprinzips, bei entschiedener Vernachlässigung des andern Weges. Den römischen Katholiken hier würde man Unrecht thun, wollte man behaupten, daß sie nur die möglichste Verbreitung im Auge hätten. Mit der Missionspraxis, welche in Südamerika oder im 16. Jahrhundert in Indien, China und Japan geübt wurde, scheint die katholische Kirche heute in Japan gebrochen zu haben.

Die Protestanten sind hier ihrem Prinzip der Innerlichkeit nicht immer treu. Es sind zu viele Gesellschaften hier, und es ist natürlich, daß dieselben mit einander rivalisieren: jede sucht es der andern zuvor zuthun. Die Welt verlangt den Beweis des Erfolges schwarz auf weiß. Man beurteilt eine Mission nicht nach der Geisteskraft, welche sie mitteilt, sondern nach der Zahl ihrer Bekehrten, ihrer Gemeinden und Institute; die Quantität tritt in den Vordergrund auf Kosten der Qualität. Eine gewisse Hast und Oberflächlichkeit

ist in der japanischen Mission nicht zu verkennen. Vielfach bemerkt man ein ängstliches Ausschauen, wo man wieder einmal einen Gläubigen gewinnen könnte. Dieses Fieber in der Missionsarbeit wirkt ansteckend, und es ist wohl kaum eine Mission hier, ob groß oder klein, die nicht daran leidet. Die Verkehrtheit dieses Vorgehens ist hinlänglich erwiesen. Denn dadurch kommt es, daß hier unverhältnismäßig viele getauft werden konnten, welche bei Annahme des Christentums unlautere Motive hatten, sei es, daß sie bei den Missionaren Englisch lernen, oder Anstellung finden oder sonst wie Geschäfte machen wollten. Daher kommt es auch, daß in den Zeiten der Reaktion unverhältnismäßig viele abfallen konnten. Am besonnensten scheinen die Kumiai-Kirchen zu verfahren, denn sie blieben am festesten; sie haben bewiesen, daß sie trotz verhältnismäßig sehr starker Expansion den andern Weg nicht vernachlässigt haben. Sie sind am einflußreichsten, weil neben der geistigen Kraft, die sie ausüben, auch die Zahl ihrer Bekenner schwer ins Gewicht fällt. In der Entwicklung des japanischen Christentums wirkt diese Kirche so wie auch die Itchi (Presbyterianer) schon wesentlich durch ihre Massen.

Freilich arbeiten diese Kirchen mit sehr großen Mitteln. Und diese sind immer nötig, wenn man eine energische Ausbreitung beabsichtigt. Es ist aber ein Fehler, wenn eine kleine Mission das Expansionsprinzip in den Vordergrund stellt. Rivalisieren können wir nicht mit Gesellschaften, welche wie die Kongregationalisten und die Presbyterianer auf dem einen Felde je 150—200 fremde Arbeiter unterhält mit einem Aufwand von vielleicht je 2 bis 3 Millionen Mark jährlich. Wenn eine kleine Mission ihren Gliedern nicht einen sehr bestimmten Charakter aufprägt, wird sie dereinst in dem großen Ganzen aufgehen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Wenn sie freilich keinen bestimmten Charakter hat, so ist auch nichts verloren. Dagegen ist eine kleine Mission mit ausgeprägtem Charakter, welche, wie wir, das Bewußtsein hat, ein besonderes hohes Gut zu besitzen und mitteilen zu können, von vornherein darauf angewiesen, den Hauptnachdruck auf das Sauerteigsprinzip zu legen, ohne darum den andern Weg bei Seite zu lassen. An Stelle der Massen tritt als Hauptfaktor der Geist, welcher so nachdrucksvoll mitgeteilt werden muß, daß er selbst das natürliche Bedürfnis hat, sich wieder geltend zu machen, sich wieder anderen und so immer weiteren Kreisen mitzuteilen. Wohl würde die Liste der Bekenner nicht die Namenszahl aufweisen, als wie die jener großen Kirchen, aber wenn der Geist dieser kleinen Mission der Geist jener großen Kirchen würde, so dürfte man im Besitze dieses Erfolges auf einen Wettstreit um die größere Namensliste willig verzichten.

In diesem Sinne hat unsere Mission bisher schon gewirkt. Es ist eine Thatsache, daß unsere Mission, die kleinste der hier vertretenen, doch auf die innere religiöse Entwicklung der letzten Jahre einen großen Einfluß übte. Die Nachrichten darüber drangen ja auch nach Deutschland, freilich in der Form, daß unsere Mission eine große Verwirrung im japanischen Christentum angerichtet habe. Wohl mag die Krisis, oder sagen wir besser, die Entwicklung, welche zum Teil durch unsern Einfluß einen Teil des japanischen Christentums von der Autorität zum Gewissen, vom Dogma zur Bibel, von der Bibel zur ursprünglichen Predigt Jesu geführt hat, manchem anfangs als eine Verstörung erschienen sein. Die maßgebenden japanischen Christen aber wissen heute, wo die Krisis überstanden ist, daß es eine Entwicklung zum Guten war.

Machtlos fühlen wir uns darum nicht, trotz unserer geringen materiellen Mittel. Wir wissen es, daß eine große Aufgabe unser hier noch wartet und wir sind bereit sie zu erfüllen.

Wir bedürfen dazu dreier Mittel, derselben welcher wir uns auch seither schon stets bedient haben, nämlich: litterarischer Arbeit, theologischer Schulen und Gemeinden.

a) Litterarische Arbeit.

Über die Bedeutung und Notwendigkeit der litterarischen Arbeit für die Mission ist kaum noch ein Wort zu verlieren. Wer auf dem Missionsfeld selbst die Erfahrung macht, wie mancher durch die Lektüre christlicher Litteratur zuerst interessiert wird selbst da, wo man es gar nicht vermutet hätte, der söhnt sich selbst mit der seinerzeit viel geschmähten Traktätleinmission bis zu einem gewissen Grade aus. Litterarische Arbeit mag als weitreichendstes Vorbereitungs- und Erhaltungsmittel bezeichnet werden, wenn ihr auch eigentlich schöpferische Kraft in hohem Grade abgeht.

Für uns ist diese Art der Arbeit von besonderer Wichtigkeit, haben wir doch in unserm Programm die Überbrückung der Kluft zwischen herkömmlichem Christentum und moderner Kultur, die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen. Man darf hier wohl sagen, daß das größte Hindernis für die Annahme des Christentums unter den maßgebendsten Klassen des japanischen Volkes die Stärke des modernen Bewußtseins ist. Losgelöst von der geschichtlichen Entwicklung stellt sich dasselbe abstrakt als absoluter Gegensatz dem Christentum gegenüber, welches seinerseits, gleichfalls abstrakt, nicht in dem Zusammenhang der Geschichte, dem Japaner zunächst entgegentritt. Infolge der für den Japaner unversöhnlichen Gegensätze von Glauben und Wissen verhält er sich dem Glauben gegenüber indifferent, ebenso wie er den Vertretern des Glaubens näher zu treten nicht gewillt ist. Beikommen kann man ihm in der Regel nur auf dem Wege des Wissens und auch hier nicht zunächst persönlich, da er sich sofort reserviert zurückziehen würde, sondern durch litterarische Erzeugnisse. Und so sehr wir populäre religiöse Schriften für eine Notwendigkeit halten (wenn auch für eine spätere Stufe der Entwicklung, nämlich zur Erhaltung von bereits Bestehendem), so wichtig ist für uns als Vertreter der Harmonie zwischen Glauben und Wissen eine wissenschaftliche Litteratur, theologisch-wissenschaftlich für die japanischen Theologen, philosophisch-wissenschaftlich für all die Gebildeten, welche das Bedürfnis nach einer Weltanschauung besitzen. Hier in Japan hat ohnedies zur Zeit eine Litteratur das Übergewicht, die geeignet ist, auf die Dauer die Volksseele zu vergiften; auf populärem Gebiet schmutzige Romane, an welche die europäischen modernen Erzeugnisse gewissenloser Litteratur noch nicht heranreichen; auf wissenschaftlichem Gebiet die pessimistisch-materialistische Litteratur der modernsten Philosophie und Naturwissenschaft. Demgegenüber gilt es, ein Gegengewicht zu schaffen. Darum betonen die Christen hier immer und immer wieder das raschere Wachsen einer christlichen Litteratur, von christlichen Romanen bis hinauf zu den wissenschaftlichsten Darstellungen der christlichen Weltanschauung.

Christliche Litteratur hier ist eine solche Notwendigkeit, daß die Behauptung mit großem Ernst aufgestellt wurde, es sei höchst verdienstvoll von einer Mission, sich mit aller Macht dieses Gebiets zu bemächtigen, um ausschließlich auf demselben zu arbeiten. Uns selbst wurde dieser Vorschlag gemacht, indem man uns sagte, daß man uns zu dieser Art Arbeit eben wegen unserer Fähigkeit, das moderne Bewußtsein mit dem Christentum zu versöhnen, für ganz besonders geeignet halte.

Gleichwohl würden wir uns aus guten Gründen dazu nicht entschließen können, denn wir halten dafür, daß litterarische Arbeit als eine unpersönliche keine wirklich schöpferische Kraft besitzt. Sie ist vorbereitend, aber ohne das Eintreten der Persönlichkeit würde die Wirkung minderwertig bleiben. Die Idee allein erobert nicht Geister und Herzen, nur die in einer Persönlichkeit verkörperte Idee ist imstande Leben in Persönlichkeiten zu wecken. Daher kommt der so oft ausgesprochene Wunsch aus Kreisen, welche durch litterarische Vermittlung interessiert sind, nach persönlicher Bekanntschaft. Eine orthodoxe Bibel- und Traktatgesellschaft bedarf freilich direkt keiner eignen Persönlichkeiten als Träger ihrer Ideen, da ebenso viele Persönlichkeiten als orthodoxe Missionare existieren, jene Gedanken vertreten. Wir aber stehen im wesentlichen isoliert; wir haben die

Persönlichkeit selbst zu stellen. Da wir als Fremde diese Persönlichkeit nur bis zu einem gewissen Grad sein können, so erachten wir die Bildung von japanischen Persönlichkeiten als Träger unserer Ideen für eine Notwendigkeit.

b) Theologische Schule.

Diese Bildung muß zunächst durch uns und kann zunächst nur durch uns erfolgen. Da aber, wie schon bemerkt, die Öffentlichkeit nicht das Feld ist, auf welchem der Fremde hier persönlich etwas Nachhaltiges wirken kann, so wird die Schule zum eigentlichen Mittelpunkt der Wirksamkeit des Missionars. Hier wird er es nur mit wenigen zu thun haben, mit welchen er täglich in persönliche Berührung kommt, die sich auch bald an die Thatsache des nationalen und Rassenunterschiedes in hohem Maße gewöhnen. Hier ist der Missionar imstande, von Person zu Person zu verkehren und sein eignes Leben, nicht nur sein Wissen mitzuteilen. Es muß eine Lebensbeziehung sein, welche Lehrer und Schüler verbindet, auf daß der Schüler von dem religiösen Geist des Lehrers durchglüht werde und so die nötige warme Begeisterung erhalte, ohne welche eine Arbeit an Geistern überhaupt unmöglich ist. Stets aber muß dem Lehrer vorschweben, daß er das, was er giebt, nicht bloß dem Schüler geben will, vielmehr will er es durch denselben möglichst vielen andern mitteilen.

Der Schüler muß also eine gewisse Bürgschaft geben können, daß er imstande ist, seinerseits den Überleiter jener Gedanken an seine Landsleute zu werden. Schon bei der Aufnahme der Schüler fällt dieser Punkt schwer ins Gewicht. Neben dem Besitz einer vertrauen erweckenden, gewinnenden Persönlichkeit muß der Schüler auf der Höhe der gelehrten Durchschnittsbildung stehen; er muß nach japanischen Begriffen klassisch gebildet sein, sonst wird es ihm bei der japanischen Schätzung der Bildung, die so weit geht, daß der Mensch hier fast überhaupt erst mit dem Gebildeten anfängt, nicht gelingen, das Vertrauen der maßgebenden japanischen Kreise zu gewinnen. Also ein sehr hohes Maß der Herzenskultur und ein gutes Durchschnittsmaß der allgemeinen Geisteskultur ist unbedingt erforderlich.

Daneben ist aber für ihn, welcher innerhalb des japanischen Christentums noch die spezielle, ebenso schwere wie große, weil einzige Aufgabe hat, Glauben und Wissen zu versöhnen und auch die Wissenden zum Glauben zu führen, eine gründliche theologische und philosophische Durchbildung unerläßliche Bedingung. Lücken in diesem seinem Wissen würden ihn unbedingt der Kritik der atheistischen wie der orthodoxen Welt preisgeben. Ein in dem obigen Sinn von Natur und durch Bildung gleich ausgezeichneter Mann ist der Aufgabe, Träger und Überleiter der von uns vertretenen Ideen zu werden, wohl gewachsen. In welcher Weise soll er diese seine Aufgabe erfüllen? Soll er sich auch nur an Persönlichkeiten als solche wenden und mit der Gewinnung von Persönlichkeiten zufrieden geben? Zunächst sicherlich. Die Persönlichkeit besteht hierzuland vor der Gemeinschaft. Zum Beispiel eine Kirche zu bauen, bevor sichere Persönlichkeiten gewonnen sind, ist prinzipiell eine Verkehrtheit. Aber der japanische Theologe darf sich nicht bloß mit Persönlichkeiten begnügen, das wäre ebenso verkehrt. Er muß gewonnene Persönlichkeiten in Gemeinden sammeln.

c) Gemeinden.

Wir haben auf dem Missionsgebiet oft genug Gelegenheit zu bemerken, wie der einzelne abgesondert von der Gemeinschaft sich selbst verliert. In einer engen Gemeinde ist das religiöse Leben ungleich höher als in solchen Gemeinden, welche mehr oder weniger ein Aggregat von Individuen bilden, mögen diese Individuen auch noch so gut und in der Vergangenheit oder selbst in der Gegenwart noch so religiös sein. Wo das Gemeinschaftsbewußtsein sich in Individualismus auflöst, geht das religiöse Leben selbst seinem Untergang entgegen. Die Durchbildung des christlichen Charakters,

der Persönlichkeit, wird erst in der Gemeinde vollendet. Im Zusammenschluß mit Gleichgesinnten wird der einzelne gehalten und gemäß einem natürlichen Gesetz wird er durch die Wärme der Herzen, die in nächster Nähe um ihn schlagen, selbst erwärmt, ebenso wie er bei Absonderung in der kalten Umgebung nach und nach selbst erkalten muß. Wir Missionare verkennen beide die hohe Bedeutung der Gemeinde nicht, wir vertreten voll und ganz das, was Munzinger seinerzeit (Z. M. R. 1891, S. 65) über das innere Leben der Missionsgemeinde ausgesprochen hat.

An eine Gemeinde stellt man aber mit Recht die Anforderung, daß sie selbst wieder missionierende Gemeinde sein soll, daß sie durch die in ihr vorhandenen Persönlichkeiten das Evangelium, in welchem sie ihr Heil findet, selbst wieder auf andere übertrage. Jede lebendige Gemeinde ist dazu imstande, da sie durch das Feuer der Begeisterung und die leuchtende Reinheit ihrer Glieder, selbst ohne es zu beabsichtigen, ihrer dunklen Umgebung zu einem Lichte wird. Solange diese Wirkung freilich nur durch eine reine passive Gemeinde lediglich durch ihr Vorbild sich vollzieht, geht sie nur langsam vor sich. Und eine kleine Mission sollte zusehen, daß sie vorzugsweise solche Gemeinden schafft, welche selbst imstande sind, aktiv die Überleiter des Evangeliums auf andere zu werden. Dazu aber gehört auf Seite der Gemeindeglieder schon ein ziemliches Maß sittlicher und geistiger Bildung. Der einfache Bauer und Handwerker in Japan ist zwar imstande, ein guter, wackerer Christ zu werden, aber er ist nicht imstande, der neuen Lebenskraft, welche in ihm wirksam ist, andern gegenüber aktiven oder vollends überzeugenden Ausdruck zu geben. Wenn er andere dem Evangelium gewinnt, so geschieht es erst im Laufe einer langen Zeit durch sein Vorbild. Eine raschere Ausbreitung wird ohne Zweifel erzielt, wenn das Evangelium zunächst verkündigt wird in Centren des Lebens und Geistes, wo man von vornherein die Gewißheit hat, daß solche Elemente vorhanden sind und gewonnen werden können, welche ihrerseits imstande sind aktive, missionierende Kräfte zu werden.

Nicht als ob dadurch die Gebildeten oder die Bewohner großer Städte absolut bevorzugt sein sollten vor den Bewohnern des Landes und den niederen Schichten des Volkes. Aber auch in der Mission gilt nur ein planmäßiges Verfahren und hier erst recht. Man muß das eine zuerst, das andere nachher thun, und darf sich nicht leiten lassen von dem abstrakten und darum falschen Verständnis des an sich völlig wahren Satzes, daß das Evangelium für alle ist. Missionen, welche große Mittel haben, mögen wohl ihre Gaben als reines Geschenk ohne jede Forderung einer Gegenleistung darbieten, kleine Missionen wenn sie, wie wir, etwas Besonderes zu bieten imstande sind, sollten ihre Gaben nur geben, wo sie eine gewisse Bürgschaft haben, daß dieselben zwar nicht zurückgegeben, wohl aber an andere weitergegeben werden, sonst hat man sich bald ausgegeben.

Darum gilt es für uns, Mission zu treiben zuvörderst in den Centren des japanischen Geistes und Lebens, in großen Städten und unter maßgebenden, einflußreichen Kreisen. Nicht als ob wir damit solchen, die unfähig sind, unsere Ideen aktiv zu vertreten, die Thüren unserer Kirche verschließen wollten: auch sie sind willkommen, das Heil ist für alle. Aber in den Gemeinden soll es wenigstens an solchen nicht fehlen, die unserem Ideal von aktiven Gemeindepersönlichkeiten entsprechen. Eine Anzahl von Gemeinden in den Städten Japans stehen auf der Höhe dessen, was wir hier als unsere Absicht aussprechen; besonders ist es auch hier wiederum die Kumiaikirche, welche mit großem Erfolg nach dieser Richtung gearbeitet hat.

(Fortsetzung folgt).

Shinri.

8. August. Der Inhalt dieses Heftes kann erst das nächste Mal mitgeteilt werden.

9. September. H. Minami, Über Sektenwesen. — J. Bolljahn, Über Erziehung (Fortsetzung Heft 10). — M. Maruyama, Verteidigungsschrift gegen Prof. Dr. Inouye. — Dr. Christlieb, Das Gewissen, seine Erscheinungsform und sein eigentliches Wesen (Forts. Heft 10). — O. Schmiedel, Einleitung in die Offenbarung (Forts. Heft 10 und 11).

10. Oktober. H. Minami, Auslegung schwieriger Stellen in den Evangelien. II. — R. Aoki, Meine Pflicht. — H. Minami, Mancherlei, was mit dem Missionswerk zusammenhängt (Forts. Heft 11).

11. November. M. Maruyama, Mißbrauch der historischen Kritik. — H. Hoshino, Über kritische Einwände gegen Uchiushinkyo-Kwakuron und Sektenwesen. — Pastor Lühr in Gotha, Das Evangelium des Grafen Tolstoy. — Dr. Banrikensanjin, Wie erreicht die Bestrafung ihren Zweck? — Die Christologie und Nippon Kristokyokwai.

Bazar der Missionarin.

Der von unserer Missionarin, Fräulein Diercks, im November v. J. in Tokyo veranstaltete Bazar, zu dem zahlreiche Gaben in Deutschland gesammelt waren, (vgl. Z. M. R. 93, S. 254) hat einen Reingewinn von 300 Yen = 720 M. gebracht. Die Missionare verbinden mit der Mitteilung dieser Thatsache an uns den Ausdruck ihrer Freude über den schönen Erfolg in dieser für alle japanische Missionsarbeit so schweren Zeit.

Aus China.

Unser Missionar Dr. Ernst Faber

ist im Oktober von Amerika wieder abgereist und nach kurzem Besuche bei unseren Missionaren in Japan am 24. November wohlbehalten in Shanghai eingetroffen. Heute holen wir zunächst zur Ergänzung unseres Jahresberichts in Z. M. R. 93, S. 247 einen eigenen Bericht Dr. Fabers über seine Arbeit im ersten Viertel des Jahres 1893 nach. Er schrieb uns im April vorigen Jahres:

„Bereits in meinem von Hongkong aus abgesandten Jahresbericht für 1892 habe ich mitgeteilt, daß der Monat Januar 1893 mich fieberkrank ans Zimmer fesselte. Im Februar erholte ich mich langsam von den Folgen. Es gelang mir, während dieser Zeit einen Aufsatz über die Termquestion für den Messenger zu bearbeiten. Derselbe erschien in der Aprilnummer. Auch für den Missionary Recorder schrieb ich auf dringendes Ersuchen einen Artikel über das Füßebinden. Dieser erschien in der Aprilnummer des Recorder. Beide Aufsätze behandeln brennende Fragen der Missionsarbeit in China. Ich suche stets den Sinn des spezifisch-christlichen Geistes zu erfassen und zur Geltung zu bringen. Dieses aber im Anschluß an chinesische Stützpunkte. Da bieten die konfuzianischen Klassiker die Namen Shang-ti für Gott und Shin für Geist. Leider hat der römische Papst für Tien-chu entschieden. Die Protestanten gebrauchen Shangti, Tienchu, Shang-chu, Shin (Chin Shin), Shin-ming und streiten sich darüber. Manche gehen soweit, ein Buch, das nicht ihre Terms gebraucht, keinem Chinesen in die Hand zu geben. Für „Geist" dienen die Wörter Shin oder Ling. Zwei andere Terms Hi (Luft) und Fung (Wind) sind wohl nur noch bei Absonderlingen im Gebrauch. Wir haben also mit fünf verschiedenen Gottesnamen zu thun und mit zwei Namen für „Geist", also mit zehn verschiedenen Gruppen von Missionslitteratur, resp. zehnerlei Kirchenchinesisch.

Über die Stellung der Mission zur herrschenden Sitte der verkleinerten Füße der Frauen ist ebenfalls Meinungsverschiedenheit vorhanden. Manche halten den Gebrauch für Landessitte, welche wir ruhig gewähren lassen könnten.

Die Praxis aber des ganzen chinesischen Altertums bis um 900 nach Christo, und das Beispiel des Kaiserlichen Hofs der regierenden Dynastie sind gegen das Füßebinden. Da die herrschende Unsitte schwere soziale Übel zur Folge hat, so kann man nicht dringend genug deren Beseitigung empfehlen. Ich hoffe, daß die beiden Aufsätze, obschon Predigten von der Krankenstube aus gehalten, nicht spurlos verhallen. Je mehr Erfolg die Mission unter den Chinesen erlangt, desto dringlicher wird die prinzipielle Lösung solcher praktischen Fragen. Entgegengesetzte Praxis führt zu bedauerlichen Mißständen und Streit in den Christengemeinden, wodurch ihre Kraft zur Ausbreitung unter den Heiden geschwächt wird. — Weiter habe ich eine Probenummer von Anmerkungen zum Markus-Evangelium (Chinesisch) revidiert. Die ganze h. Schrift mit kurzen Anmerkungen und Summarien, nicht dogmatischen Inhalts, zu versehen ist eine der von der Allg. Missionskonferenz zu Shanghai, 1890, beschlossenen Arbeiten. Die großen Bibelgesellschaften, die Britische, wie die Amerikanische, sind durch ihre Statuten gebunden, nur den Bibeltext, d. h. hier chinesische Übersetzung, ohne alles Beiwerk zu drucken. Es soll nun von der schottischen Bibelgesellschaft der Versuch gemacht werden, einzelne Bücher der h. Schrift mit ganz kurzen erklärenden Anmerkungen herauszugeben. Ausführliche Kommentare werden dadurch nicht entbehrlich gemacht. Dieser Versuch ermöglicht nur das einfachste Wortverständnis. Jetzt ist es für einen heidnischen Chinesen ohne Beihilfe ein Ding der Unmöglichkeit, an den vielen fremden Namen beim Lesen einer Übersetzung der Evangelien vorbeizukommen. Es geht da dem Chinesen wie etwa dem deutschen Leser bei Übersetzungen aus dem Chinesischen. Man mache eine Probe und lese was Pfizmaier übersetzt und die Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hat.

Das Werk über chinesische Anthropologie habe ich ins Reine schreiben lassen. Ich will doch versuchen es bald an die Öffentlichkeit zu bringen. Damit wird ja eine spätere Überarbeitung resp. Erweiterung nicht ausgeschlossen. Da der Druck nur einen mäßigen Band füllen wird, so kann ich gelegentlich noch einen Band folgen lassen, Anthropologie und Psychologie umfassend in eingehender Behandlung soweit es für die Chinesen und in chinesischer Sprache zunächst möglich ist. Ein solches Werk ist schon längst ein fühlbares Bedürfnis. Der Ausarbeitung stellen sich jedoch nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegen. So bieten sich immer neue Aufgaben gerade für meine eigentümliche Thätigkeit. Vorläufig nimmt mich die Bearbeitung des Konfuzianismus völlig in Anspruch. Im Zusammenhang damit steht eine kritische Bearbeitung der konfuzianischen Klassiker, sowie Darlegung der Religion und Moral der chinesischen Gegenwart."

Aus den Berichten des Missionars Pfarrer Kranz.

Pfarrer Kranz hat uns im vergangenen Jahre in regelmäßiger Folge eine Reihe hochbedeutsamer und allgemeiner interessanter Quartalsberichte gesandt, deren Inhalt in unseren bisherigen Veröffentlichungen, so auch im Jahresberichte, vgl. Z. M. R. 93, S. 248, nur zum Teil berücksichtigt werden konnte. Wir fühlen uns verpflichtet, die wichtigsten Abschnitte aus diesen Berichten unseren Lesern mitzuteilen und ihnen dadurch einen Einblick in die Arbeit und Studien des Pfarrers Kranz zu ermöglichen. Sein Herzenswunsch, seine ganze Kraft der Mission ausschließlich widmen zu können, wird bald erfüllt werden, da, wie wir weiter unten mitteilen, sein Nachfolger im Pfarramt der evangelischen Gemeinde zu Shanghai bald ausgesandt werden wird.

Pfarrer Kranz berichtet am 3. Januar 1893: „Wie sehr hat sich doch das Gefühl unserer allgemeinen Missionsverpflichtung gegenüber dem Millionenvolk der Chinesen in mir seit meinem Aufenthalte hier vertieft! Ich wünschte, die Freunde daheim könnten diese bezopften Menschenmassen in den Straßen Shanghais einmal mit eignen Augen sehen, es müßte ihnen klar werden, daß es die dringende Pflicht

der heimatlichen Kirchen ist, diesem großen, bewunderungswürdigen Volke die frohe Botschaft von Jesus Christus und von der Liebe Gottes zu vermitteln. Wie klein erscheinen uns von hier die heimatlichen Verhältnisse, wie unwichtig und zeitverschwendend so mancher Streit der Pastoralkonferenzen! Christus kam, um der Menschheit neues Leben zu geben, nicht daß wir Stoff hätten über Theorien zu streiten. Welche Geisteskräfte sind in unserem geliebten deutschen Volk, in unserer deutschen Theologie vorhanden und wie wenig sind diese Schätze nutzbar gemacht für die große Welt um Europa herum! — Ganz anders der praktische Engländer. Englische Sprache, englischer Handel, englisches Christentum dominieren hier, wie an allen überseeischen Plätzen der Erde. O, möchte die junge deutsche Theologenwelt endlich ihren Weltberuf ergreifen! Wie viel Segensströme würden in unser eignes Vaterland zurückströmen! Wie viel geschieht hier doch auch von Engländern und Amerikanern für die Mission! Wie würde mancher Kollege zu Hause erstaunen, wenn er z. B. die großen Missionsanstalten der Methodisten hier sähe, über die man zu Hause als „Sektierer“ vielfach verächtlich und geringschätzig redet. Wie arm und schwach erscheinen wir Deutschen daneben! Müssen wir uns nicht in der That noch sehr bedanken, wenn die englischen Bibel- und Traktatgesellschaften Dr. Fabers wertvolle Werke drucken und herausgeben? Oft schämt man sich unter all den englischen und amerikanischen Missionsleuten, daß man als Deutscher so allein da ist. Ist Deutschland wirklich so arm, so furchtbar arm, daß es hinter den Missionsleistungen der englisch redenden Christen so zurückstehen müßte? Nein, das religiöse Leben Deutschlands selbst liegt danieder und bedarf einer Erweckung. Mehr wahres Christentum in den Herzen, so wird auch mehr Geld für Mission vorhanden sein!

Die Mission in China befindet sich immer noch erst in ihrem Anfangsstadium. Bei einem so konservativen, zäh' am Alten fest hängenden Volk darf man sich nicht wundern, daß die Erfolge der Mission bis jetzt noch gering sind. Obwohl ich noch kein maßgebendes Urteil abgeben kann, habe ich doch den Eindruck empfangen, daß hier auch viel Menschenkraft und viele Geldmittel unnütz verwendet werden aus Mangel an einer vernünftigen, einheitlichen Methode. „Was wir am meisten bedürfen“, sagte mir unlängst ein erfahrener Missionar (Mr. Richard), „ist eine klare Methodenlehre der Mission“. Jedenfalls dürfen wir uns glücklich schätzen, daß Dr. Fabers Arbeiten dauerhaften Wert auch für die Zukunft haben. Seine Werke nehmen in der chinesischen christlichen Litteratur die erste Stelle ein. Wenn unser Verein sich hier in China vorläufig auf litterarische Thätigkeit beschränkt, so kann er mit verhältnismäßig geringen Mitteln doch viel Gutes wirken. Es fällt freilich mehr in die Augen und sieht besser aus, Anstalten und Missionskirchen zu gründen, doch diese Missionsmethode erfordert viel Geld.

Durch Dolmetscher in Predigten oder Vorträgen auf die Chinesen zu wirken, ist hier in China ganz unmöglich und unnütz, es würde bei den alles Fremde verachtenden Chinesen wenig oder vielmehr nichts dabei herauskommen.

So ist denn die Aufgabe eines jeden, der auf das chinesische Volk erfolgreich christlich einwirken will, erst die Sprache gründlich sprechen und lesen zu lernen. Zu diesem Zweck wäre es jedenfalls gut gewesen, wenn ich erst einige Jahre ans orientalische Seminar in Berlin gegangen wäre (dies wird mir auch vom Dolmetscher der hiesigen Gesandtschaft gesagt). Aber ich glaubte, die Sprache hier schneller lernen zu können, weil ich mir dachte, man hörte sie doch täglich sprechen und könnte von seiner Umgebung lernen. Das ist aber nicht so, weil der Shanghaidialekt von dem Kuan hoa, dem Hochchinesischen, was ich nach dem Urteil aller Einsichtigen zu lernen habe, ganz verschieden ist. So bin ich also ganz auf den das Kuan hoa sprechenden Chinesen angewiesen, welchen Dr. Faber mir als Lehrer empfohlen hat. Er ist kein Lehrer in dem Sinne von unseren Sprachlehrern, sondern ein einfacher chinesischer Christ aus Hankou, der seinen Dialekt deutlich sprechen und lesen kann. Er versteht kein Wort Englisch. Ich zeige also in meiner

Grammatik (Ballers Mandarin Primer von der China Inland Mission) auf ein Zeichen nach dem anderen, er spricht es aus, ich spreche den Laut nach und suche Zeichen, Laut und die englisch daneben stehende Bedeutung im Gedächtnis zu behalten. So nehme ich täglich morgens von $7^1/_4$—$8^1/_4$ eine Stunde und habe bis jetzt 30 Lektionen aus jener Grammatik durchgearbeitet, kann aber die darin vorkommenden Charaktere noch nicht alle behalten, sondern muß noch viel wiederholen. Das ist in der That eine sehr nüchterne Missionsarbeit, ein langsamer Weg zu einem fernen, vielleicht nie erreichten Ziele.

Faber, den ich sonst täglich in seinem kleinen Stübchen im Family-Hotel besuchte und der mir so manchen guten Rat gegeben hat, sodaß ich ihn lieben lernte wie einen Vater, Faber hat mich nun verlassen; am letzten Mittwoch spät Abends habe ich ihn allein aufs Schiff gebracht und dort bei herrlicher Mondnacht von ihm Abschied genommen. Er ist nach Hongkong gegangen, um dort im milderen Klima seine geschwächte Gesundheit etwas zu kräftigen. Er litt nämlich in den letzten 5 Wochen fast täglich an Malariafieber-Anfällen und heftigen Kopfschmerzen und hielt es für ratsam, den schneidenden sibirischen Winden hier aus dem Wege zu gehen. Möchte er dort unten im südlicheren Klima sich recht erholen, daß er im Frühjahr mit gekräftigter Gesundheit seine Reise zur Weltausstellung antreten kann. Hoffentlich kommt er dann hierher zurück.

Mir ist es in gesundheitlicher Beziehung, Gott sei Dank, gut ergangen; ich war zwar zweimal etwas erkältet und hatte dann und wann etwas Kopfschmerzen, aber im ganzen habe ich mich wohl gefühlt. Der Winter ist hier ja auch die beste Jahreszeit, im Sommer soll es nach allen Beschreibungen, die ich höre, oft furchtbar heiß werden, sodaß man sich oft zu jeder Arbeit unfähig fühle und auch Nachts wenig schlafen könne. Wenn es zu schlimm wird, gehe ich dann vielleicht auf einige Wochen nach Japan hinüber, wovon hier jedermann als von einem Paradiese spricht und was von vielen hiesigen Fremden als Sommerfrische besucht wird.

Die Mission in China hat einen viel härteren Boden zu bearbeiten als in Japan. Die Japaner haben die Übermacht der christlichen Kultur erkannt und sind darum geneigt, auch über die Quelle dieser Kultur, über das Christentum nachzudenken. Die Millionen Chinas aber verharren noch in selbstgefälliger Ruhe und stolzer Abneigung gegen alles Fremde. Mag China äußerlich den Fremden offen stehen, innerlich ist es doch noch verschlossen. Vielleicht müssen erst neue politische Umwälzungen und Demütigungen den Herzensacker dieser Leute lockern und ihnen die Notwendigkeit einer schnelleren Einführung moderner Einrichtungen und Ideen zeigen. Vielleicht wird sogar das verhältnismäßig so kleine Japan hierbei eine Erzieherrolle für China spielen. Jedenfalls aber ist es sicher, auch wenn wir jetzt nur erst wenig von Missions- und Kulturerfolg sehen, auch ganz China wird sich noch dem neuen Leben erschließen, dessen Kräfte durch Jesus Christus in die Menschheitsgeschichte hineingebracht sind. Wenn aber diese begabten, fleißigen und ausdauernden Millionen erst einmal anfangen werden, nach unserer Weise zu denken, unsere Methoden in die Erziehung einzuführen und sich dem wahren Gotte zuzuwenden, dann wird China bald eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Stimme im Völkerkonzert erhalten. Wir arbeiten hier mehr für die Zukunft als für die Gegenwart, aber auch diese Hoffnungs-Arbeit wird nicht vergeblich sein in dem Herrn".

Am 7. April 1893 schrieb uns Pfarrer Kranz:

„Über die letzten drei Monate habe ich nicht viel zu berichten. Die Gottesdienste für die deutsche Gemeinde habe ich regelmäßig am 1. und 3. Sonntag im Monat gehalten. Am 27. Januar zu Kaisers Geburtstag fand an Bord des „Wolf" ein Festgottesdienst statt, welchem auch mehrere Damen und Herren von Shanghai beiwohnten. Der Besuch der Gottesdienste ist im wesentlichen derselbe geblieben, er hat sich vielleicht etwas gebessert. Seit Januar habe ich an vier

deutsche junge Christen (zwei Mädchen von 17, ein Knabe von 16 und ein Knabe von 14 Jahren) wöchentlich zweimal Konfirmandenstunden gegeben und sie am Charfreitag, den 31. März vor zahlreich versammelter Gemeinde konfirmiert. Den Charfreitag haben wir dazu gewählt, weil die englische Uniongemeinde an diesem Tage keinen Gottesdienst hält, wir also die Kirche um 11 Uhr haben konnten, eine für hiesige Verhältnisse günstigere Zeit, als unsere gewöhnliche Gottesdienststunde um $9^1/_2$ Uhr Morgens. Nach Schluß des Hauptgottesdienstes hielt ich Beichte und Abendmahl, woran circa 85—90 Personen teilnahmen, davon 62 Matrosen von den Kriegsschiffen Iltis und Wolf. Dr. Faber, der am 18. März hierher zurückgekehrt war, assistierte in dankenswerter Weise bei der Austeilung des heiligen Abendmahls. Die Abendmahlsgeräte mußten wir uns von der englischen Uniongemeinde borgen. Auch am Osterfest am vorigen Sonntag war der Gottesdienst gut besucht. Die Matrosen bilden meist die größere Hälfte der im Gottesdienst Anwesenden und wenn einmal gar kein (deutsches) Kanonenboot im Hafen ist, so macht sich ihre Abwesenheit bedenklich fühlbar.

Meine chinesischen Sprachstudien habe ich regelmäßig fortgesetzt. Jeden Morgen um 7 Uhr kommt mein Lehrer und ich lese 1 oder $1^1/_4$ Stunde mit ihm chinesisch. Nachdem ich die Lektionen von Ballers Mandarin Primer durchgearbeitet, habe ich das Konversationsbuch von Haas und von Möllendorfs „Anleitung" kursorisch durchgelesen. Darauf habe ich das Johannesevangelium in chinesischen Charakteren gelesen; (zuletzt täglich 2 Kapitel) und beginne jetzt mit der Lektüre von Kaiser Kanghis heiligem Edikt nach der von Baller für die China-Inland-Mission bearbeiteten Ausgabe. Dr. Faber hat mir nämlich den Rat gegeben, möglichst viel zu lesen, das sei die beste Methode die Sprache zu lernen, und ich glaube das auch. Es freut mich, daß ich allmählich Fortschritte mache, immerhin geht es langsam und es wird noch mehrere Jahre dauern, bis ich im Stande sein werde, aktiv an der litterarischen Missionsarbeit teilzunehmen.

Die litterarische Arbeit ist auch in der Gegenwart viel nötiger als Herumreisen und Predigen. Denn Reiseprediger und Kolporteure giebt es eine große Anzahl im Lande, aber wirklich verständliche und für chinesische Gelehrte anziehende litterarische Arbeiten zu liefern, sind nur sehr, sehr wenige Missionare imstande. Dr. Faber hat in der Beziehung anerkanntermaßen das Beste geleistet. Wie viele Jahre hat er aber auch an jedem einzelnen seiner Werke gearbeitet! Es wird nun zwar auch noch viele andere christliche Litteratur hier fabriziert, aber nach allem, was ich von sachverständigen Leuten höre — ich selbst kann es noch nicht beurteilen — sind es meistens unverdauliche Steine statt Brot für die Chinesen. Was z. B. die Übersetzungen aus dem Englischen ins Chinesische anlangt, so fehlen für unzählige moderne Begriffe und Gegenstände im Chinesischen die Wörter und Charaktere (Schriftzeichen). Folglich werden von den Herren Übersetzern neue Wortzusammenstellungen, ja womöglich neue Charaktere gebildet. Ein in seiner alten Litteratur vielbelesener chinesischer Gelehrter wird, wenn er ein solches von „einem fremden Teufel" verfaßtes Buch liest, es bald verächtlich als unverständlichen fremden Unsinn bei Seite legen. So schrieb der chinesische Sekretär des Generalgouverneurs Chang Chi Tung an Faber, daß die meisten Übersetzungen (über Realien, naturwissenschaftliche Gegenstände) von englischen Büchern ins Chinesische mehr Verwirrung anstiften als Aufklärung bringen[1]).

---

[1]) Anmerkung. Daß Dr. Faber das Anerbieten Chang Chi Tungs abgelehnt hat, halte ich jetzt für vollkommen richtig, da es vorläufig überhaupt noch unmöglich ist, gute verständliche Übersetzungen von spezialwissenschaftlichen Werken ins Chinesische zu liefern. Solche Werke müssen von Chinesen angefertigt werden, die selbst mehrere Jahre in den betreffenden einzelnen Wissenschaften gründlich unterrichtet sind. — Auch die Leitung der Bibelübersetzung hat Dr. Faber mit Recht abgelehnt, wegen der herrschenden Uneinigkeit über Terminologie und Text-Fragen. Er kann seine kostbare Zeit und Kraft besser verwerten.

Der chinesische Gelehrte hat in den ersten 15 bis 20 Jahren seines Studiums keinen anderen Zweck im Auge als möglichst viele tausend Charaktere und einen guten Bücherstil schreiben zu lernen. Dieser Aufgabe widmet er mit riesigem Fleiß seine Jugend. Darum wird auch der begabteste Fremde, der erst spät mit dieser Hieroglyphenkunst anfängt, hierin den chinesischen Gelehrten nie erreichen, mag er ihm auch sonst an Ideen- und an Wissensreichtum weit überlegen sein. Wir Missionare werden also stets der Hilfe von chinesischen Gelehrten zu unseren litterarischen Arbeiten bedürfen. Wenn wir sie aber zu unseren Arbeiten benutzen wollen, so müssen wir wenigstens soviel von Charakteren und vom Buchstil verstehen, daß wir sie bei der schriftlichen Ausarbeitung und Darstellung unserer ihnen mündlich klar gemachten Ideen kontrollieren können. Das schon ist eine Riesenaufgabe für den Fremden. Diese Fähigkeit hat Dr. Faber nach vieljähriger Arbeit sich, ich darf wohl sagen, wie kein anderer, erworben, und es würde darum die heiligste Pflicht des Vereins, ja der ganzen Christenheit sein, ihn pekuniär in die Lage zu versetzen, daß er diese Fähigkeit in der ausgiebigsten Weise zum Wohle Chinas und seiner 400 000 000 Einwohner nutzbar machen könnte, d. h. daß er sich irgendwo eine zum Studieren wohlgeeignete, gesunde Wohnung mieten und mehrere (vielleicht 5) tüchtige chinesische Gelehrte (für je einen etwa 20 Dollars Monatsgehalt) in seinen Dienst nehmen könnte.

Ich selbst hätte wohl das sehnlichste Verlangen, später einmal in bescheidenem Maßstab in Fabers Weise zu arbeiten, wenn es mir meine Gesundheit gestattet. Zu jenem Zweck müßte ich aber noch enorm viel Chinesisch lernen und das Sprachstudium in ganz anderer, intensiverer Weise betreiben als bisher. — Zum Erlernen der Mandarinsprache ist Shanghai nach meiner bisherigen Erfahrung ein sehr wenig geeigneter Platz. Wenn man erst soviel gelernt und fortwährend etwas zu veröffentlichen hat wie Dr. Faber, dann ist ja Shanghai als Aufenthaltsort insofern günstig, als hier die große amerikanisch-presbyterianische Druckerei ist und die englisch-amerikanischen Missionsvereine, mit denen wir wegen des Druckes und Verkaufs der Bücher und Aufsätze Fühlung halten müssen, hier ihren Centralpunkt haben. — Für einen Anfänger im Chinesischen aber, wie ich es bin, ist Shanghai wenig geeignet, 1. weil das Kuanhoa, der Mandarindialekt, hier vom Volk nicht gesprochen wird, sondern ein häßlicher Lokaldialekt [vom Kuanhoa vielleicht so sehr verschieden wie das Ostfriesische Platt vom Hannoverschen Hochdeutsch], ich also mit keinem anderen Chinesen reden und die Laute von keinem anderen hören kann, als von dem am Tag in der Londoner Bibelgesellschaft beschäftigten Lehrer, in der einen Stunde von 7—8 Morgens; und 2. weil die ganze Lebensweise in Shanghai äußerst zeitraubend ist und sehr wenig Ruhe zum Studieren übrig läßt. So lehrreich auch für einen jungen deutschen Theologen die Pastoration einer solchen Kolonistengemeinde ist, wenn er die Absicht hat, nach einigen Jahren in der Heimat wieder Pfarrer zu werden, so ungünstig und hemmend ist dieses Doppelamt für mich, der ich nun einmal für die Missionierung Chinas begeistert bin. So oft ich auch im vergangenen halben Jahr den Entschluß faßte, trotz all der gesellschaftlichen Verpflichtungen, der für mich nötigen genauen Vorbereitung auf Predigten und Kasualreden und den sonstigen Abhaltungen, energisch mehrere Stunden täglich Chinesisch zu treiben, so oft rächte sich die Anstrengung dadurch, daß ich zwei bis drei Tage lang heftige Kopfschmerzen bekam.

Nun ist es aber natürlich mein dringender Wunsch, daß die deutsche Kirchengemeinde hier nicht wieder eingeht, und da ich weiß, wie lange es dauert, ehe ein junger Theologe für ein solches Amt angeworben ist, und glücklich hier herauskommt, so fühle ich mich verpflichtet, dem Centralvorstand schon jetzt in der Beziehung vertrauungsvoll meine Wünsche zu äußern. Ich bin gern bereit bis Michaelis 1894 das deutsche Pfarramt hier mit allem Fleiß und Sorgfalt zu verwalten. Von da an würde ich dem Vereine für die weiteren Jahre, die ich mich in China zu arbeiten verpflichtet habe, meine Dienste unentgeltlich zur Verfügung

ſtellen, da mir Gott die Mittel dazu gegeben hat, falls ich durch einen jungen Kollegen von der Paſtoration der Deutſchen befreit würde.

Wenn ich erſt etwas mehr Chineſiſch kann, wird es auch nötig ſein, daß ich Reiſen ins Innere und hinauf nach Peking mache. Das kann ich aber nicht, ſolange ich hier an die deutſche Gemeinde gebunden bin. Hoffentlich finde ich im Sommer Zeit, auf 14 Tage nach Chefoo hinaufzufahren, welches nahe am Meere liegt (2 Tagereiſen von hier) und von vielen Kaufleuten und deren Familien als Sommerfriſche benutzt wird. Dort wird das Kuanhoa geſprochen (wie überhaupt im größten Teil Chinas, von etwa 200 Millionen) und ich habe die Hoffnung, daß ich vielleicht dort ſpäter mehrere Jahre ruhig leben und ſtudieren könnte.

Dr. Faber hat ſich in Hongkong unter der treuen Pflege der Baſeler von ſeinem heftigen Fieber wieder ziemlich erholt und ich hoffe, daß ihm der Sommer in Amerika recht gut bekommen wird. Jemehr ich Faber kennen lerne, deſto mehr ſchätze ich mich glücklich ſeinen Umgang genießen zu können. Erſt in Jahrzehnten wird man ordentlich würdigen lernen, was er für China, den vierten Teil der Menſchheit, geleiſtet hat. Freilich iſt, wie er ſelbſt ſagt, noch immer viel, furchtbar viel hier zu thun. Möchte beſonders die deutſche Theologenwelt immer mehr erkennen lernen, welche herrliche Aufgabe ihr hier geſtellt iſt. Gott ſegne alle Miſſionsfreunde."

Aus den Zweigvereinen.

Der Pfälziſche Hauptverein

feierte ſein 7. Jahresfeſt am 16. Juli in der Schloßkirche zu Dürkheim. Die Feſtpredigt des Stadtpfarrers Unger-Landau auf Grund von Luk. 9, 49. 50 und Luk. 11, 23 war eine hervorragende Leiſtung. Den Jahresbericht erſtattete der Vorſitzende des Pfälziſchen Hauptvereins, Stadtpfarrer Bickes-Ludwigshafen. Die Jahreseinnahme beträgt 5000 Mk. exkl. der Vermächtniſſe von Frl. Maurer-Landau von 200 Mk. und 2000 Mk. von H. Heilmann in Gerolsheim.

Der Braunſchweiger Zweigverein

hielt am Sonntag, den 10. September, ſeine von großer Teilnahme begleitete Jahres-Feier ab. Den Gottesdienſt hielt in der überfüllten großen Martini-Kirche Stadtpfarrer Dr. Haſenclever aus Freiburg i/B. Bei der Nachverſammlung ſprach zunächſt Paſtor Bach aus Calvörde über den Segen, den die Miſſion der Chriſtenheit in der Heimat bringt. Dann erzählte Pfarrer Schmiedel von ſeiner Thätigkeit in Japan und das Schlußwort ſprach Paſtor Dr. Pini.

Am folgenden Dienstag Abend hat Miſſionar Schmiedel noch in einer Verſammlung der Konfirmierten der Martini-Gemeinde einen Vortrag über ſeine Wirkſamkeit in Japan gehalten. Auf beſondere Einladung des dortigen Geiſtlichen waren zu dem Vortrage über 100 Konfirmierte erſchienen, welche mit geſpannter Aufmerkſamkeit den intereſſanten Erzählungen des Redners lauſchten.

Die Predigt des Stadtpf. Dr. Haſenclever iſt inzwiſchen im Verlage von Benno Göritz zu Braunſchweig zum Beſten unſeres Vereins im Druck erſchienen.

Der Potsdamer Lokalverein

beging am 29. Oktober in der ſehr gut beſuchten Heiligen-Geiſt-Kirche ſein Jahresfeſt. Die Predigt des Herrn Prediger Stage von der Dankeskirche in Berlin, von warmer Begeiſterung getragen, übte auf die Zuhörer eine tiefgehende Wirkung aus. Herr Prediger Ritter erſtattete Bericht über den Stand unſerer Miſſion. — Die Kollekte brachte über 50 Mark. — Bei einer Nachfeier im Pfarrhaus der Heiligen-Geiſt-Gemeinde, an der die Kirchen-Älteſten der Gemeinde, ſowie die Vorſtands-

mitglieder des Männer- und des Frauen-Missionsvereins teilnahmen, wurde noch von verschiedenen Seiten manch anregendes Wort gesprochen.

Der Berliner Missions-Frauen-Verein

veranstaltete am 29. November im Architektenhause einen gut besuchten und trefflich gelungenen Familienabend. Unser früherer Missionar, Pfarrer O. Schmiedel, hatte einen Vortrag übernommen, in welchem er sehr anschauliche Bilder von seiner Arbeit in Japan entwarf. Namentlich suchte er dem Publikum vorzuführen, wie ein neuankommender Missionar sich Anknüpfungspunkte für seine Thätigkeit zu verschaffen habe. — Einen kurzen Bericht erstattete Prediger Dr. Arndt; darnach zählt der vor 4 Jahren gegründete Verein bereits über 200 Mitglieder und hat im letzten Jahre gegen 1500 Mk. zusammengebracht. Durch Gesangsvorträge erfreuten die Versammlung die Damen Frau Helene Krüger und Fräulein Klara Keller. — Die Kollekte des Abends ergab 150 Mk.

Pfarrer O. Schmiedel,

unser früherer Missionar, hat im verflossenen Jahr in dankenswertester Weise eine große Reihe von Missionsvorträgen gehalten. Einzelne haben wir schon erwähnt (vgl. oben und Z. M. R. 93, S. 256). An folgenden Orten hat er sei es durch eine Missionspredigt, sei es durch einen Missionsvortrag in den Monaten Mai bis Dezember 1893 für unsere Sache gewirkt: Jena, Braunschweig, Bortfeld bei Braunschweig, Tautenburg, Flensburg, Ülvesbüll bei Husum, Wöhrden, Osterhever, Wesselburen, Tetenbüll, Kiel, Chemnitz, Bremen, Hamburg, Billwärder bei Hamburg, Moorburg, Eimsbüttel, Berlin. Außerdem hat er, wie schon bekannt, auf den Jahresfesten zu Tannroda und zu Weimar gesprochen.

Aus dem Centralvorstande.

Professor Max Müller in Oxford,

Ehren-Mitglied unseres Centralvorstandes, feierte am 6. Dezember v. J. seinen 70. Geburtstag. Wir haben ihm zu diesem Tage die Glückwünsche des Vereins telegraphisch übermittelt. Daraufhin übersandte uns Professor Müller einen Katalog seiner Hauptwerke, der mit Abbildungen von ihm aus den verschiedensten Stadien seines Lebens geziert ist.

Besetzung des Pfarramts in Shanghai.

Für das Pfarramt der evangelischen Gemeinde zu Shanghai hatten sich bei uns einige 20 Bewerber gemeldet. Von diesen hat der Geschäfts-Ausschuß, nachdem ihm der Centralvorstand dazu das Mandat übertragen, in seiner Konferenz am 17. Januar den Privatdozenten der Theologie an der Universität Göttingen, Lic. theol. H. Hackmann erwählt. Derselbe wird am 18. Februar bei Gelegenheit des Jahresfestes des Berliner Hauptvereins feierlich verabschiedet werden und schon am 12. März aus Genua abreisen, um voraussichtlich am 16. April in Shanghai einzutreffen und den bisherigen Pfarrer Paul Kranz von seinen pfarramtlichen Funktionen abzulösen. — Pfarrer Kranz hat sich im November mit Miß Emma Algar verlobt und wird voraussichtlich bald nach Ankunft des neuen Pfarrers Shanghai verlassen und in Chefoo seinen Hausstand gründen.

An unsere Zweigvereine und Vertrauensmänner.

In der Überzeugung, daß der Beschluß der Weimarer Generalversammlung am 27. September 1893, unsere Zeitschrift noch mehr, als es bisher der Fall war, zum wirklichen Vereinsorgan zu erheben, von allen unsern Mitgliedern und Freunden freudig begrüßt worden ist, haben wir schon in diesem ersten Hefte des

neuen Jahrganges das Kapitel „Vereinsnachrichten“ umfangreicher als sonst angelegt. Die wertvollen Berichte unserer Missionare, die von großem allgemeinen Interesse für jeden Missionsfreund um ihrer missionsgeschichtlichen und missionstheoretischen Bemerkungen willen sind, sollten nicht länger in unserem Archiv verborgen bleiben. Wir hoffen, daß die Leser unserer Z. M. R. gern den Schilderungen und Gedankengängen unserer Missionare folgen werden. Die Vorstände der Zweigvereine aber und die Vertrauensmänner bitten wir, das reichhaltige Material dieser Berichte ausgiebig zur Mitteilung an die Missionsgemeinde bei Festen, Vorträgen und Versammlungen zu benutzen; wir zweifeln nicht, daß von solcher Verwertung der Berichte unserer Missionare eine Neubelebung des Missionsinteresses in weiteren Kreisen ausgehen wird.

Um unserem Vereinsorgan einen immer größeren Leserkreis zu verschaffen, bitten wir die Zweigvereinsvorstände, zum Abonnement auf die Z. M. R. bei ihren Mitgliedern und Freunden fleißig zu ermuntern. Wir werden zu diesem Zwecke an jeden Vorstand und Vertrauensmann ein Probeexemplar dieses Heftes schicken. Dabei bemerken wir, daß unsere Z. M. R. nicht nur für theologisch gebildete Leser, sondern für jeden gebildeten Missionsfreund überhaupt, auch für Frauen, gemäß ihrem schon im 1. Jahrgange 1886 aufgestellten Programme bestimmt ist. Die Redaktiou wird dies Programm streng einhalten und sich bemühen, nur solche Aufsätze zu bringen, die, „ob sie auch wissenschaftlich gründlich durchgearbeitet sind, doch nach Inhalt und Stil so geschrieben sind, daß jeder Gebildete, Laie wie Geistlicher, sie ohne Mühe und gern lesen wird“. Unsere Zeitschrift wird auch nicht nur die japanische und chinesische Mission in ihren Artiteln berücksichtigen, sondern auch alle andere Missionsgebiete berühren, so daß sie wohl beanspruchen kann, die billigste aller allgemeinen Missionszeitschriften genannt zu werden, zumal sie neben der Mission auch die Religionswissenschaft im weitesten Umfange behandelt. Das Abonnement kann bei jedem Postamt und bei jeder Buchhandlung erfolgen, auf direkte Bestellung beim Verleger A. Haack, Berlin NW., Dorotheenstr. 55 wird die Zeitschrift portofrei zugesandt.

Auf der 4. Seite des Umschlages eines jeden Heftes unserer Zeitschrift werden wir von jetzt an stets die Adresse des Bureaus unseres Centralvorstandes, sowie die Adressen unserer Generalschatzmeister, an die alle Beiträge und Gaben für unseren Missionsverein aus Deutschland und der Schweiz einzusenden sind, verzeichnen.

Nachdem das Defizit des vorigen Jahres gedeckt ist, bitten wir dringend, uns einen unentbehrlich gewordenen Betriebsfonds schaffen zu helfen. Wir müssen unsere Missionare in Japan und China in den Stand setzen, ihre laufenden Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen. Unser Werk in Japan bedarf außerdem durchaus neuer Mittel, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Wir ersuchen daher unsere Zweigvereinsvorstände und Vertrauensmänner recht dringend, auf Vermehrung der laufenden Jahreseinnahmen bedacht zu sein und recht bald alle flüssigen Gelder an unsern Generalschatzmeister einzusenden.

Neue Geschäftsstellen

zum Zweck der Propaganda für unseren Verein sind errichtet:

1. in Jena für Thüringen und Königreich Sachsen unter der Leitung von Pfarrer Dr. Kind, Pfarrer O. Schmiedel in Göttern, Pfarrer Ernst in Weimar;
2. in Braunschweig für Braunschweig, Hannover, Westfalen, Oldenburg unter der Leitung von Pfarrer Dr. Pini, Pastor Gerlich und Schuldirektor Schaarschmidt.

Eingesandte Beiträge.

An Prediger Ritter in Potsdam durch Pfarrer Büttner in Buenos-Ayres 112 Mk. 15 Pf. N.N. Sigmaringen 20 Mk., Frau Rokesch Oldenburg i. H. 3 Mk. Herzlichen Dank!

Welche Mittel haben wir, um in unseren Gemeinden das Interesse für die Heidenmission zu wecken und zu fördern.

Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar b. Gotha.

II.

4.

Sind wir als Prediger, also auch als Missionsprediger, vorwiegend auf den erwachsenen Teil unserer Gemeinde angewiesen, da dem kindlichen Fassungsvermögen im großen und ganzen das Verständnis der Predigt noch ferne liegt, so wird uns dafür als den Katecheten die Thür zu den Kinderherzen aufgethan, in Sonderheit in den Konfirmandenstunden. Darum fahre ich fort in These 4 und sage:

Wenn die Zukunft der Jugend gehört, so ist schon in den Konfirmandenstunden der Missionsgedanke in die Herzen des heranwachsenden Geschlechtes zu legen und so allmählich die Gemeinde zu einer Missionsgemeinde zu erziehen.

Ehe ich auf die Mission in der Konfirmandenstunde zu sprechen komme, schicke ich kurz ein Zweifaches voraus.

a) Wo Kindergottesdienste gehalten werden, gleichviel ob in Form von Katechese oder Predigt, ist ein vortreffliches Mittel an die Hand gegeben, bereits das kindliche Gemüt für die Ziele der Mission zu erwärmen. Evangelien wie die von Weihnachten, Reminiscere, Himmelfahrt, Pfingsten, vom barmherzigen Samariter, das Gleichnis vom verlorenen Sohn u. a. sind doch recht wohl geeignet, auch dem Kinde schon den Gedanken nahe zu bringen, daß das Missionsgebot für den Christen ein Gebot sei so gut wie jedes andere.

b) Wo ein Pfarrer persönlichen Einfluß auf seine Lehrer auszuüben imstande ist, soll er durch diesen Hebel indirekt der Mission den Eintritt in den Religionsunterricht in der Schule eröffnen, sofern der Lehrer nicht schon selbst als gewissenhafter Religionslehrer den Missionsgedanken als integrierenden Teil christlichen Lebens darzustellen gewohnt ist. Oft genügt eine freundschaftliche Anregung, um viel Gutes in dieser Hinsicht zu stiften. Wer Augen hat zu sehen, dem muß es ja klar sein, daß ein ganz wesentlicher Teil des Verständnisses für die biblische Geschichte förmlich mit Keulen totgeschlagen wird, wenn ihre mannigfaltigen, überaus fruchtbaren Missionsgedanken unentwickelt bleiben.

Indessen das sicherste und unmittelbarste Mittel, auf die Jugend einzuwirken, Missionssinn in sie hineinzupflanzen, allmählich eine Missionsgemeinde heranzuziehen, ist und bleibt die Konfirmandenstunde. Hier haben wir, wie in der Predigt die volle Gemeinde der Erwachsenen, die ganze heranwachsende Jugend der Gemeinde Jahr um Jahr vor uns. Zu

beklagen bleibt ja dabei speziell für unsere gothaischen Verhältnisse ein Doppeltes: einmal die Kürze der uns zugemessenen Zeit, die schon so oft und noch nie genug beklagte Zurückdrängung des Konfirmandenunterrichtes auf ¼ Jahr; sodann beklage ich es wenigstens, daß unsere Jugend nicht mehr den ganzen lutherischen Katechismus lernt. Ich für meinen Teil halte mich bei meinem Unterricht an den Katechismus. Legen andere ihrem Konfirmandenunterricht einen anderen Leitfaden zu Grunde, so werden sich doch im wesentlichen dieselben Berührungspunkte des Konfirmandenunterrichts und der Mission ergeben.

Auch hier werden wir so auf die Mission geradezu hingedrängt, daß der, dem die Beziehungen nicht klar sind, den Wald vor Bäumen nicht sieht.

Schon an der Pforte des Katechismus, im 1. Gebot, steht ein Wort, an dem wohl niemand vorbeikann, ohne des Missionswerkes zu gedenken. Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir! Hier ist ein genaueres Eingehen auf das Objekt aller missionierenden Thätigkeit von selbst geboten. Es gilt, den Kindern ein Bild des Heidentums mit seiner Abgötterei und Vielgötterei vor die Augen zu malen; seine verschiedenen Arten sind zu schildern. Historisch anknüpfend an die Gesetzgebung am Sinai und an die Anbetung des goldenen Kalbes ist zu erinnern an die mancherlei göttliche Verehrung, die gewisse Tiere gefunden; ferner im Anschluß an die Stelle Amos 5, 26: (ihr trugt den Sikkuth, euren König, und Chivan, euer Bild, den Stern eurer Götter, welche ihr euch selbst gemacht hattet), in der der Prophet dem Volke den Sternendienst vorhält, dem es in der Wüste gehuldigt, ist hinzuweisen auf den Sternendienst bei den vorderasiatischen Völkern, auch auf die damit verwandte Anbetung des Lichtes und des Feuers; das griechische und römische Heidentum ist in wenig Strichen in seinem Wesen zu zeichnen, und als Abschluß gebe ich kurz ein Bild von dem verhältnismäßig geläuterten Heidentum unserer germanischen Vorfahren. Sodann wird man eingehen auf das Heidentum, wie es heutzutage in seinen wechselnden Formen uns entgegentritt: seine ungeheure Macht wird leicht illustriert durch die gewaltige Ausdehnung, die es noch besitzt; sein verderblicher Einfluß durch die unheilvollen Folgen für das ganze Leben der von ihm beherrschten Völker.

Das 2. Gebot weist uns mit dem Verbot des Zauberns auf ein dunkles Gebiet hin, das in allen heidnischen Religionen von den Götzenpriestern sehr fleißig angebaut wird. Denken wir an die Grigri, die die Neger als Amulette um den Hals tragen, oder an die Zaubermittel, mit denen sie sich und ihre Wohnstätten vor dem Einfluß böser Geister zu schützen suchen; oder an den gräßlichen, oft in Blut getauchten Einfluß der Priester bei vielen Negerstämmen Afrikas; an die Medizinmänner unter den Indianern, an das Schwindeltreiben der Walian unter den Alifuren auf Celebes!

Auch das 4. Gebot bietet Beziehungen genug zur Mission dar, sobald man das Familienleben, wie es in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments in so reichen Zügen dargestellt ist, in Parallele bringt zu dem dem Heidentums. Bietet die strenge Kinderzucht in Griechenland zur Zeit seiner Blüte, und namentlich in Sparta, und wieder die hohe Verehrung der Ahnen bei den Chinesen helle Lichtpunkte, so sind die düsteren Schatten, die auf dem heidnischen Hause liegen, doch auch nicht zu übergehen. Woher

ſoll rechte Liebe zu den Eltern kommen, wenn wie in Indien ein Fluch der Götter auf der Geburt der Mädchen liegt? Und woher kommt ein Anſpruch auf Liebe der Kinder, wenn im Reiche der Mitte jährlich zahlreiche Mädchen ausgeſetzt oder verkauft werden? (Vergleichen Sie hierzu die Findelhäuſer, die die chriſtliche Miſſion ins Leben gerufen hat!)

Das 5. Gebot predigt Heilighaltung des menſchlichen Lebens. Führen wir die Kinder an die Höfe der afrikaniſchen Despoten; laſſen wir ſie eintreten in den mit Menſchenſchädeln umſäumten Palaſt des Königs von Dahomey; erinnern wir an die unſeligen Verwüſtungen an Menſchenleben, die der Sklavenhandel über Afrika gebracht hat — für das öſtliche Afrika mit dem Seengebiet jährlich cr. 200 000 Menſchen —; oder an die wenig liebenswürdige Sitte des Kopfnellens bei den Batakken auf Sumatra und früher bei den damals heidniſchen Alifuren auf Celebes; oder an die Amokrufer unter den Javanen; oder an die gräßliche Zeit des Kannibalismus auf den Südſeeinſeln: und wir haben ein Bild davon, was ein Menſchenleben dem Heidentum gilt!

Auch das 6. Gebot läßt recht wohl einen Ausblick auf das Heidentum zu. Es iſt zu erinnern an die unwürdige Art der Eheſchließung bei vielen heidniſchen Völkern, bei denen die Frauen wie Ware oder wie ein Stück Vieh gekauft werden; an die Vielweiberei, wie ſie Folge der Mißachtung des Weibes iſt und neue Mißachtung im Gefolge hat; an die unwürdige Stellung der Frauen bei den Negern und Indianern, wo das Weib der arme Packeſel iſt, der Mann dagegen ſich als Faulpelz ausbildet; oder an das eben ſo wenig beneidenswerte Los der indiſchen Weiber, die mit Thränen und Flüchen im Leben empfangen, einem ungeliebten Gatten verhandelt, beſtimmt ſind, ihr Leben in der ſtumpfſinnigen Langeweile der Senanas hinzubringen; an die Mißachtung der Witwen in Indien, deren Begrüßung in der Regel Mletſchah! (Scheuſal) lautet — wie ganz anders der Begriff der chriſtlichen Ehe, wie ganz anders die Stellung des Weibes, der Mutter, der Hausfrau in dem chriſtlichen Hauſe!

Im 1. Artikel des 2. Hauptſtückes iſt ein Vergleich des chriſtlichen Gottesbegriffes mit dem heidniſcher Religionen geboten. Auch im Heidentum giebt es Ahnungen von einem Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Denken wir an den Manito der Indianer! Aber wie arm, wie beſchränkt ſind dieſe Götter durch die Verkörperungen des böſen Prinzips! Erinnern wir uns nur an die Gegenſätze von Ormuz und Ahriman in der Nationalreligion Irans! Sodann von dem Namen Vater, von dem Begriff der Liebe Gottes, wie wenig Spuren! Einerſeits ſucht ſich der Neger in heilloſer Furcht durch allerlei Zaubermittel zu ſchützen vor der Macht der Geiſter, andererſeits kommt es ihm nicht darauf an, ſeinen Fetiſch, wenn er ihm nicht ſeinen Willen thut, weidlich durchzuprügeln, wegzuwerfen und ſich einen neuen aufzuſtellen! Wie glücklich ſind wir dagegen, daß wir bekennen dürfen: Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde!

Wieder die Erklärung des 2. Artikels! Die Worte: Der mich verlorenen und verdammten Menſchen erlöſet hat, erworben, gewonnen u. ſ. w., weiſen ſie uns nicht mit leuchtenden Zügen hin auf das Objekt der Miſſion, auf den Grund, auf den ſie ſich baut, auf das köſtliche Evangelium, das

sie verkündet, auf den Feind, den sie bekämpft, auf das Ziel, das sie erstrebt, auf den einen Herrn, dem sie dient?

Auch der 3. Artikel mit seiner Lehre von der Kirche, von der Berufung, die auch an die Heidenwelt ergehen soll, von der Erleuchtung, die der Finsternis des unwiedergeborenen Herzens steuert, von der Heiligung, die alles heidnische Wesen ertötet, lädt zu einem Ausblick auf Missionsgedanken ein.

Beim 3. Hauptstück ist schon anzuknüpfen an das: unser, uns, wir. Es ist darauf hinzuweisen, daß jedes Gebet eine Fürbitte ist, und daß diese Fürbitte nicht bloß den christlichen Brüdern gilt, sondern auch denen, die noch ferne sind vom Reiche Gottes, in Erinnerung an das Wort des Herrn aus dem hohenpriesterlichen Gebet Joh. 17, 20: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt". Es ist zu erinnern daran, daß die Kirche selbst uns diese Fürbitte ans Herz legt, indem sie in dem öffentlichen Kirchengebet des Sonntags auf den Kanzeln die Gemeinde beten läßt: „Erhalte uns das Licht deines göttlichen Wortes; laß es durch Verkündigung treuer Lehrer immer vollkommener erkannt, immer weiter auf Erden verbreitet und immer wirksamer werden, die Menschen zu erleuchten, zu bessern und zu beglücken".

An der 2. Bitte: Dein Reich komme! wird wohl kein Pfarrer vorübergehen, ohne in etwas der Mission zu gedenken. Gelegenheit bietet sich, davon zu reden, wie diese Bitte auch ohne Worte sich ausspricht in der Sehnsucht, welche so viele heidnische Völker durchzieht, z. B. die Japaner; sie fühlen es, daß ihre alten Religionen sich ausgelebt haben, und daß sie einer neuen Grundlage für ihr ganzes Leben bedürfen. So ist ihnen das Reich zu bringen! Trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse! Dein Reich komme! Die Bitte ist treffend die eigentliche Missionsbitte genannt worden!

Und dazu finden wir im 4. Hauptstück die Missionsurkunde: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Ich schließe die These mit dem Wort aus dem Jahresbericht einer englischen Missionsgesellschaft[1]): „Wir müssen mit den Kindern unsrer Gemeinden beginnen. Ihre jungen Herzen müssen für die Mission gewonnen, ihre lebendige Teilnahme für dieselbe erworben, ihre freudige Unterstützung des Werkes angeregt werden. In der Familie, in der Sonntagsschule, in der Bibelklasse, im regelmäßigen Gottesdienste müssen wir die Mission zu einem Gegenstand des Nachdenkens, des Interesses, der Freude für diejenigen machen, welche in der Morgenzeit ihres Lebens stehen. Durch Bilder, Geschichten, Ansprachen, Besuche von Missionaren laßt uns die Herzen der Jugend begeistern für die Realisierung der Worte, die wir die kindlichen Lippen beten lehren:

Dein Reich komme!"

---

[1]) Warneck: Belebung des Missionssinnes S. 44, 45.

5.

Neben der Missionspredigt ist die Missionsstunde zu nennen, in welcher ein innigeres Eingehen auf die Geschichte der Mission, die Länder und Sitten der heidnischen Völker, als in der Predigt sich nahe legt.

Wir kommen hier auf ein Gebiet, auf dem wir nicht so absolut sicheren Boden unter den Füßen haben, und zwar liegt mir die Schwierigkeit, Missionsstunden in für die Gemeinde gesegneter Weise zu halten, vor allem in der Frage nach einer geeigneten Zeit für dieselben. Im Prinzip bin ich durchaus kein Gegner von Missionsstunden; ich meine, man kann es gar nicht sein, denn daß erweiterte Mitteilungen von dem Gebiet der Mission notwendig sind, soll rechtes Missionsleben blühen, ist selbstverständlich. Ich meine, wo Missionsstunden eingeführt sind und sich mit Segen bewährt haben, soll man sie in Gottes Namen weiter halten. Und weiter: wo in einer Gemeinde jahrelang der Boden für die Mission durch Predigt und Konfirmandenunterricht sorgfältig vorbereitet ist, und wo ein Pfarrer gewissenhaft alle: wie? wo? wann? was? erwogen hat und der Überzeugung ist: in deiner Gemeinde wirds gehen — nun, abermals, in Gottes Namen vorwärts ans Werk!

a) Wo Missionsstunden abgehalten werden oder abgehalten werden sollen, da fragt es sich zunächst nach dem: Was? Der Inhalt ist ein so überreicher, daß ein Kenner der Mission höchstens in Verlegenheit kommt, was er auswählen, resp. wie er sich für die ihm zugemessene Zeit beschränken soll. Wer eine Übersicht des zu behandelnden Stoffes wünscht, findet sie in Hesse: Die Mission auf der Kanzel S. 25—27; der gebotene Stoff ließe sich leicht noch vermehren.

Wesentlich für das Interesse der Gemeinde ist es, wenn der Vortrag irgendwie an etwas ihr Bekanntes anknüpft und nicht völlig beziehungslos quasi vom Himmel herabschneit. Es läßt sich vielfach der Stoff für eine Missionsstunde verweben mit der Idee der Kirchenzeit, in der man gerade steht; oder es empfiehlt sich, an das Datum anzuknüpfen, das für die Missionsgeschichte von besonderer Wichtigkeit geworden ist, oder man geht aus von Zeitungsnachrichten, die gerade in die Leserkreise gedrungen sind. So seiner Zeit vom Untergang der deutschen Kriegsschiffe vor den Samoainseln; von den Scharmützeln der Franzosen mit den Schwarzflaggen in Anam; von den Anmaßungen Behanzins von Dahomey; vom Überfall Zelewskis durch die Wahehe; von Wißmanns Dampferexpedition nach den großen Seen; von Emins letztem Zug nach Wadelai; von dem Angriff des Sultans von Mandara auf die Kilimandscharo-Station; oder von den neuerlichen Streitigkeiten zwischen Frankreich und Siam.

Daß man sein Möglichstes aufzubieten hat, um der Gemeinde die Sache interessant zu machen, versteht sich von selbst. Nur nicht langweilig werden — das heißt die Sache töten! Und ich bemerke gleich hier, was auch für später, für Missionspredigt und Missionsfestbericht gilt, um Himmels willen nicht so viele Zahlen! Das schwirrt an den Köpfen vorbei und über die Köpfe hinweg, findet aber nicht den Weg in den Kopf und vor allem nicht den Weg in das Herz hinein! Ich habe es schon

oben gesagt: das Volk will Geschichte hören, Bilder förmlich mit Händen greifen. Darum soll man sie ihm auch geben.

b) Form und Charakter der Missionsstunde. Auch ich bin der Ansicht, daß sie nicht die Form des feierlichen Hauptgottesdienstes zu tragen hat, sondern in freieren Formen sich bewegen darf. Wenn aber ein alter Missionsfreund davon abrät, Kanzel oder Altar als Vortragsort zu wählen und den Ornat anzulegen; wenn er sagt, er habe sich für die Missionsstunden Tisch und Stuhl in den Altarraum stellen lassen und in seinem gewöhnlichen Rock dort sich niedergesetzt, so stoße ich mich daran eben so sehr wie an den anderen Vorschlag, daß man sehr gut einen Missionar in der Tracht orientalischer Völker in der Missionsstunde auftreten lassen könne. Jenes kommt mir an heiliger Stätte denn doch etwas profan vor, dieses schmeckt mir nach Harlekinade. Ich meine, auch für die Missionsstunde, so lange sie in der Kirche gehalten wird, ist der Ornat beizubehalten, und man spricht vom Altar aus oder, wo es vorhanden ist, vom Lesepult.

c) Art der Mitteilung. Wie später bei den Missionsschriften, so ist auch bei den Missionsstunden vor allem Süßlichen, Weinerlichen und darum so Widerlichen ernstlich zu warnen. Mission treiben ist eine Lebensarbeit, und dabei gilt keine Kopfhängerei und kein Sauersehen, sondern wie über alle Bethätigung christlichen Lebens schreibe ich auch über den Missionsdienst das Wort: Seid fröhlich und getrost! Daß der Vortrag frei gehalten werden muß, nie und nimmer abgelesen werden darf, darüber sind wir wohl einig. Auf mich macht es einen schauerlich deprimierenden Eindruck, wenn ein Geistlicher seine Predigt abliest oder in Missionsstunden und auf Missionsfesten mit Grazie seine Hand in die Brusttasche versenkt und feierlich das Konzept herausholt. Da denke man doch noch lieber an das bewährte Rezept: Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf! Wie kann man denn seine Zuhörer begeistern, mit sich fortreißen, wenn einen selbst die Sache so herzlich wenig begeistert und trägt? Ich meine, soweit müssen wir doch unsere Gemeinden kennen, daß wir wissen: ein Pfarrer bringt sich um seinen ganzen Kredit als Prediger, wenn er zwei Mängel sich nachweisen läßt: eine schlechte Ausrede, wie man sagt, und das Ablesen seiner Elaborate! Dann gute Nacht!

Verfügt jemand nicht von Natur über ein gutes Erzählertalent, so mag er sich im Erzählen eben üben. Übung macht den Meister!

Und sodann das Letzte: Man präpariere sich ordentlich, daß man weiß, was man erzählen will und in welcher Reihenfolge.

d) Der Ort der Missionsstunde. Meinem Gefühl nach paßt die Missionsstunde in ihrer herkömmlichen Gestalt am besten in die Kirche. Ich weiß wohl, daß zumal in kleineren Gemeinden Missionskränzchen im Pfarrhause abgehalten werden. Da ist aber für die Gemeinde, wenn sie den Gedanken vielleicht auch anders ausdrückt, das Konventikelwesen sofort wieder vorhanden. Die Missionsstunden sind öffentlich, für die ganze Gemeinde bestimmt; darum sehe ich sie am liebsten, wenn sie einmal gehalten werden, in der Kirche. Auch hat man versucht, sie in gemieteten Lokalen, auf Sälen abzuhalten, und Warneck erzählt, wie das in Rheinlanden und Westfalen besonders guten Erfolg gehabt. Doch bitte ich, über diese Art der Missionsmitteilung zu vergleichen, was ich in der nächsten These zur Ausführung bringen werde.

e) Die Zeit der Missionsstunde. Das ist mir der schwierigste Punkt. Meist wird die Missionsstunde Sonntags in der Nachmittagskirche, vielleicht regelmäßig den ersten Sonntag im Monat gehalten. Freilich wird von kundiger Seite bemerkt, daß dann der Kreis der Missionsfreunde ein immerhin enger sein werde.

Darum schlägt Grundemann einen anderen Weg vor[1]). Er sagt: „Meiner Überzeugung nach sollte die Missionsstunde ihrem Wesen nach der vor der missionierenden Gemeinde erstattete Bericht über das Werk der Mission sein". Daß solcher Bericht in einer Stunde d. h. einer außerkirchlichen Erbauungsversammlung abgehalten werde, mag zwar in vielen und wahrscheinlich in den besten Missionskreisen unseres Vaterlandes die historisch gewordene Gestalt der Sache sein, aber gehört keineswegs zu ihrem Wesen und sollte darum nicht als allgemeine Forderung hingestellt werden. Vielen Amtsbrüdern wird es wie mir selbst ergangen sein, daß es ihnen trotz ernstlicher Versuche nicht gelang, die „Stunde" in ihren Gemeinden einzubürgern. Ich glaube, wir dürfen auch gar nicht so beharrlich auf dieser Form bestehen, wie hier und da ein treuer Missionsfreund im Amt, der vor einer unverhältnismäßig spärlichen Versammlung treulich seine Missionsstunden hält, aber dabei übersieht, daß die Hunderte von Gemeindemitgliedern, die doch auch zur Missionskollekte herangezogen werden, wenig oder gar nichts von der Mission erfahren. Wenn sich bei uns keine Sagopalmen akklimatisieren lassen, so wollen wir nicht etliche kümmerliche Exemplare dieser Palmen in Glashäusern ziehen, um so weniger, als unsere Kartoffeln bekanntlich ein viel besseres Produkt liefern als Palmensago, mit dem sich mancher Missionar schon den Magen verdorben hat. Ich bereue es nicht mehr, daß sich die Missionsstunde hier nicht akklimatisieren ließ; die monatlichen, kirchlichen Missionsberichte, wie ich sie seit anderthalb Jahrzehnten im Anschluß an die Predigt des Hauptgottesdienstes halte, gedeihen desto besser!

Der Vorschlag ist nicht eben von der Hand zu weisen. Nur halte ich Grundemanns Art insofern für bedenklich, als entweder, wenn der Bericht ausführlicher wird, die Fassungskraft der Gemeinde überschätzt wird, oder aber, wenn man diese im Auge behält, die Missionsmitteilungen zu kurz wegkommen.

Bedenklich freilich wird es immer in vielen Fällen sein, die Missionsstunden in den Nachmittagsgottesdienst zu legen. Denken Sie daran, wie vor 50, 60 Jahren noch diese Gottesdienste besucht waren, und wie die Fahne heute steht! In Mecklenburg-Schwerin sind in einem Jahre 250 solcher Nebengottesdienste wegen Mangel an Besuchern ausgefallen. Jedenfalls kostet es Geduld, unermüdliche Geduld und jahrelange Arbeit, will man die — sollen Missionsstunden einmal gehalten werden — einzig mögliche Zeit, die Sonntagnachmittagskirchen zu gut besuchten und damit die Missionsstunden zu lebensvollen und segensreichen gestalten.

6.

Was ich in These 6 vorschlage, fasse ich kurz dahin zusammen: die Mission ist in das Programm populärer Vorträge aufzunehmen.

Davon verspreche ich mir einen reichen Segen. Die Zeit ist eine

[1]) In seiner Vorrede zu den biblischen Missionsstunden.

andere geworden als früher. Sonst suchte Klein und Groß, Alt und Jung den Pfarrer in der Kirche, heute muß der Pfarrer viele seiner Gemeindeglieder, will er sie sehen, außerhalb der Kirche suchen. Wir kommen an viele Kreise in unsren Gemeinden nicht mehr heran, wenn wir keine andere Rednertribüne haben als die Kanzel. Es ist ein nicht wegzuleugnendes Faktum, daß es selbst recht viele giebt, die noch längst nicht mit dem Christentum gebrochen haben und dem Pfarrer absolut nicht feindlich sind, die aber eine merkwürdige Scheu vor den Kirchenbänken in sich tragen. Solchen Leuten muß man auf den Leib rücken, um zu versuchen, ob man sie nicht wieder für die volle Bethätigung christlichen Gemeinsinnes, auch kirchlichen Gemeinsinnes zu gewinnen vermag.

Gelegenheit dazu ist gegeben in Stadt und Land. Ich weiß z. B., daß in meiner Heimatstadt mehrere Geistliche Mitglieder des dortigen Gewerbevereins sind und in ihm über kirchliche Fragen, z. B. die Sonntagsruhe, mit vielem Beifall aufgenommene Vorträge gehalten haben. Warum würde nicht auch einmal ein Gewerbeverein einen Vortrag über Bodenerzeugnisse, Handelsbeziehungen, gewerbliche, besonders kunstgewerbliche Thätigkeiten heidnischer Länder mit Interesse anhören, in den sich doch unschwer und ohne aufdringlich zu werden Missionsgedanken einmischen lassen. Ja, ich finde es überhaupt schon von Vorteil, wenn nur die Augen einmal auf das Kampfgebiet der Mission hingelenkt werden.

Zu benutzen sind ebenfalls besonders sich darbietende Gelegenheiten wie die, als in Erfurt die nun von der Stadt erworbenen ethnographischen Sammlungen des früheren Konsuls auf den Samoainseln, Dr. Knappe, ausgestellt waren. Da ist das Interesse des Publikums in weiten Kreisen schon geweckt, und es fehlt nur an dem rechten Wort vom rechten Mann, um viel Gutes zu stiften.

Ebensowohl kann man, wo ein landwirtschaftlicher Verein besteht, in manche Verhandlung Missionsleben hineinbringen. Unsere Kulturen fordern zu so manchem Vergleich mit ausländischen auf; unsere Nahrungsmittel sind in ihrer Zusammensetzung andere als in den Tropen und in den arktischen Regionen; die klimatischen Unterschiede kann man einmal erörtern, Bilder aus der fremden Flora und Fauna. Ferner weisen importierte Kulturen oder importierte Kulturerzeugnisse ins ferne Ausland, die Kartoffeln und der Tabak nach Amerika, der Kaffee nach Brasilien und den Sundainseln, der Zucker nach den Antillen, der Thee nach China, der Reis nach Indien. Hat man die Leute nur erst einmal an der Hand interessanter Bilder aus ihrer Gemarkung fortgeführt, daß ihnen die Spitze des heimischen Kirchturmes entschwunden und ihr Gesichtskreis erweitert ist, dann fangen sie schon an lebendig zu werden, und wer es geschickt anfängt, der wird sie für so manche beiläufig gegebene Mitteilung aus den Missionsgebieten interessieren, ehe sie es nur recht merken.

Dazu kommt die große Fülle von Vereinen mit *ausgesprochen christlichen Tendenzen*. Haben die vielen Vereinsbildungen unserer Zeit ihr Bedenkliches, nun, so soll man dies Streben unserer vereinslustigen Generation wenigstens christlichen Zwecken, soweit es geht, dienstbar machen. Christliche Vereine werden sich ja von vornherein derartigen Einwirkungen gern erschließen, sie sind auch ein weites und dankbares Feld für passende Missionsmitteilungen.

Wir haben u. a. christliche Jünglingsvereine, Sonntagsvereine für alleinstehende Mädchen, Frauenhilfsvereine der verschiedensten Art, evangelische Arbeitervereine, die Kirchenvereine, die Zweigvereine des evangelischen Bundes, auch geradezu Missionszweigvereine. Es läßt sich doch gewiß speziell für jeden dieser Vereine eine ganze Anzahl von Missionsvorträgen zusammenstellen, die ihrem Inhalt nach gerade für den besonderen Zuhörerkreis, auf den man rechnen kann, von lebendigem Interesse sind. Man hört da ganz gern derartige Erzählungen an. Von einem Frauenverein weiß ich, daß seine Mitglieder den Mitteilungen über Merensky's Erfahrungen aus seinem Missionsleben mit wahrer Lust und Liebe zur Missionssache gefolgt sind.

Wo die Leitung eines Vereines wie des Jugendhortes in christlichen Händen ruht, da ist einem missionsfreundlichen Geistlichen gern die Thür aufgethan zu einem Wort über den Segen, den das Christentum den Kindern beschert und auch den Heidenkindern zugedacht hat.

Und wenn in neuerer Zeit als Produkt der Kolonialbewegung auch Kolonialvereine entstanden sind, so bedarf es keiner Hinweisung darauf, daß Geistliche diese Gelegenheit nicht versäumen dürfen, den innigen, unauflöslichen Zusammenhang unsrer Kultur mit dem Christentum darzulegen und die warnende Stimme zu erheben, daß man nicht einen Baum ohne Wurzel, christliche Kultur ohne Christentum in den Boden heidnischer Länder verpflanzen möge!

Endlich noch eins! Zu den schönsten, bleibenden Früchten des Lutherjahres rechne ich die Bildung der Gemeindeabende, wie sie ja der evangelische Bund in seine besondere Pflege genommen hat. Von dem großen Segen dieser Veranstaltungen auf sozialem Gebiet zu reden ist nicht meine Aufgabe. Ich will nur darauf hinweisen, daß hier gerade das Gebiet, auf dem der Vortragende sich bewegen kann, ein ungeheuer weites ist; und wenn er in Sonderheit hier sagen kann: nihil christiani a me alienum puto, dann erweisen sich auch diese Familienabende als eine rechte Pflanzstätte für Missionskenntnis und Missionsliebe.

Ich habe die Themata der Vorträge eingesehen, die im Regler Kirchenverein zu Erfurt, der schon länger besteht, in den Jahren von 1872—1884 gehalten worden sind. Unter den cr. 230 befinden sich rund 30, die sich mit Mission beschäftigen, also fast der achte Teil der Vorträge, und es kommen im Durchschnitt auf das Jahr 2—3 missionsverwandte Mitteilungen. Da lese ich: Über die Mission unter den Kolhs; über den Stand der äußeren Mission; über den Stand der Mission unter den Kolhs; die Christenverfolgung unter Trajan; die Lage der Christen im römischen Reich von Hadrian bis Constantin; Muhammed und der Islam; die Einführung des Christentums in der Mark Brandenburg; die sozialen Zustände zur Zeit Christi; der Buddhismus; der Urzustand der Menschheit; Winfried Bonifatius; Materialismus und Religion; der einheitliche Ursprung des Menschengeschlechtes; Dreizack, Halbmond und Kreuz in Indien; Koran und Bibel; der gegenwärtige Stand der Heidenmission; Cetschwayo und die Mission unter den Kaffern; die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament; Zinzendorf und die Brüdergemeinde; die Religion der alten Egypter; Bauten und Sitten der alten Egypter; Weihnachten und die Weihnachtsfeier; die Zukunft der Menschheit; die Katakomben; die evangelische Heidenmission und die Jesuiten; heidnische und christliche Kultusstätten.

Kann man den Vortrag durch Wandkarten und Bilder veranschaulichen, dann um so besser. Endlich bringe ich auch hier mein ceterum censeo an: nicht ablesen, sondern frei sprechen. Sonst ist alle Liebesmühe von vorn herein so gut wie verloren. Lesen können die Leute selbst, und vorlesen zur Not auch, dazu braucht man keinen Pfarrer!

7.

Ich wende mich von der mündlichen Verbreitung der Missionsgedanken zur schriftlichen und stelle die These voran, in der ich kurz den Inhalt des Nachfolgenden zusammengedrängt habe: Neben der mündlichen Verbreitung ist die schriftliche durch eine im edlen Sinne des Wortes populäre Missionslitteratur nicht zu unterschätzen.

a) Nutzen der Presse; allgemeine Anforderungen an die Missionslitteratur. Von der Macht, dem ungeheuren Einfluß der Presse in bonam et in malam partem sprechen hieße Eulen nach Athen tragen. Sie ist wirklich, ohne Übertreibung geredet, eine Großmacht. Wer auf die weiteren Kreise des Volkes Einfluß gewinnen will, muß sich ihrer bedienen; und niemand weiß es besser, was Zeitungen, Flugblätter, Journale ꝛc. auszurichten imstande sind, als jene Volksführer, die es besser als viele andere verstehen, wie man auch dem gemeinen Mann beikommen kann. Auch die Mission, soll sie nicht in kühlen Kirchenhallen verbleiben im Verdachte, eine Winkelsache der Extrafrommen zu sein, kann und darf sich von diesem eminenten Agitationsmittel nicht fernhalten. Die Druckerschwärze kann manchem noch eine segensreiche Predigt halten, für den der Geistliche mit der kunstvollst gebauten Predigt aus der Studierstube nicht existiert.

Dazu kommt, daß neben der Vereinswut unserer Tage eine förmliche Lesewut herrscht. Seine Zeitung liest doch, abgesehen von der drängendsten Erntezeit, so ziemlich jeder in unseren Gemeinden; und kommen die langen Winterabende herbei, dann wird auch noch nach einer anderen Unterhaltungslektüre gegriffen. Sorgen wir dafür, daß diesen Hungernden, mit Worten des Herrn zu reden, Fisch und Brot und nicht eine giftige Schlange und ein Stein gegeben werde!

Die allgemeinen Anforderungen, die ich an die Missionslitteratur stelle, fasse ich dahin zusammen: sie muß populär im edelsten Sinne des Wortes sein. Vor allen Dingen dem Volke verständlich, nicht vom Gelehrtenkatheder herab mit dem obligaten Studierstubengeruch; fließend, ansprechend und worauf ich immer wieder zurückkomme, anschaulich. Dazu ist, wie auch schon vorher einmal bemerkt, alles Süßliche, was so oft mit dem Unwahrscheinlichen Hand in Hand geht, zu vermeiden. In der Stickluft gehen die Pflanzen zu Grunde; sie verlangen wohl Wärme, aber auch Licht und Luft. Je flotter, je körniger der Stilus ist, um so besser! Nichts hat die Mission bei vielen so in Mißkredit gebracht als die in dem getadelten Ton abgefaßten Traktätchen. Ist doch das Wort im Munde des Volkes, wenn es ein Buch als recht süßlich bezeichnen will, fast sprichwörtlich geworden. Man sagt: 's ist ein Traktätchen!

b) Das monatliche Missionsblatt. Die Missionsgesellschaften pflegen monatlich Blätter erscheinen zu lassen zum Zweck der Berichterstattung über den Stand der Arbeit draußen auf dem Missionsfeld. Es wäre zu wünschen, daß im allgemeinen die Winke recht beherzigt würden,

die ein so alter Missionspraktikus wie Warneck zu bedenken giebt. Er sagt[1]: „Wie die Missionsstunden, so sollten auch die Berichte immer etwas Ganzes, abgerundete Bilder, lebensvolle Monographien bringen mit einem Anhang, der übersichtlich die neuesten Ereignisse zusammenstellte, so daß die heimatliche Gemeinde immer sowohl über das Ganze wie über die neuesten Erlebnisse orientiert ist. Ich weiß es aus vieler Erfahrung, daß ein großer Teil der Leser der Berichte sich nicht zurechtfindet, wenn unvermittelt heute über die, in einem andern Monat über jene beliebige Station das speziellste Detail mitgeteilt oder gar wenn ein solcher Bericht abgebrochen und mehrere Monate hindurch fortgesetzt wird. Das macht sie verworren und der Mangel an Orientiertheit verleidet ihnen ebenso die Lektüre wie die Fülle von Kleinigkeiten, aus der sie zuletzt so gut wie nichts behalten. Daher denn die ziemlich verbreitete Klage über Langweiligkeit vieler Berichte und die betrübende Thatsache, daß sie oft ungelesen bleiben. Auch Leute, die die Berichte wirklich lesen, können diese Klage nicht geradezu als grundlos bezeichnen. Die Lektüre ist manchmal eine Geduldsprobe; und ich vermag mich eben so wenig davon zu überzeugen, daß Missionsblätter dazu da sind, die Leser in der Geduld zu üben, wie davon, daß solche Geduldsübungen geeignete Mittel sind, den Missionssinn zu beleben. Wir müssen auch schön fahren mit den Leuten und auf allerlei Weise locken. Ich rede weder der Interessantheit auf Kosten der Wahrheit noch einer gekünstelten Schönfärberei das Wort; aber ich bekämpfe die Langweiligkeit, die Kleinigkeitskrämerei und den Orientirungsmangel".

An diesem unanfechtbaren Urteil Warnecks ist die Brauchbarkeit der Missionsblätter zu messen und nach gewissenhafter Prüfung die passende Wahl zu treffen.

c) Missionsflugschriften. Außer den periodisch wiederkehrenden Missionsschriften ist die Verbreitung von Flugblättern und kleineren Missionsschriften zu empfehlen. Nur ist es gerade auf diesem Gebiet nicht leicht, eine rechte Auswahl zu treffen. Als erwünscht schweben mir Missionsheftchen vor etwa in der Art der so gern genommenen und gelesenen Hefte für die Freunde und Feste des Gustav-Adolf-Vereins.

d) Die Kolportage. Was die Verbreitung der Missionsschriften anbetrifft, so wird mit Recht vor bezahlten Kolporteuren gewarnt. Anderwärts wird empfohlen, Schulkinder zum Austragen der Missionsblätter zu verwenden. In kleineren Gemeinden, denke ich, ist es am besten, der Pfarrer unterzieht sich der leichten Mühe. Ich wenigstens besorgte es in meiner früheren Gemeinde selbst, und diese Wege sind mir recht lieb gewesen. Abgesehen davon, daß man dadurch in eine Reihe von Familien öfters Eingang findet, giebt die Verteilung der Blätter doch viel Gelegenheit, über die Sache zu sprechen und durch mancherlei Mitteilungen die Herzen für die Mission zu erwärmen oder warm zu halten.

e) Die Tagespresse. Mission und Tagespresse — fast möchte man an das Wort aus Hauffs Lichtenstein denken: Götz und die Städtler nenne nicht in einem Atem! Wenn die Mission bisher etwas von den Tagesblättern zu besehen gehabt hat, dann wars gewiß mit wenigen rühmlichen Ausnahmen nur etwas Schlechtes. Die früher gerügte Ignoranz geht oft

[1]) Belebung des Missionssinnes, S. 59.

mit der frivolsten, leichtfertigsten Schmähsucht friedlich Hand in Hand. Pro multis: Wie ist seiner Zeit das Geheimnis der alten Mamsell von Tausenden und Abertausenden verschlungen werden! Und wie hat sich die Marlitt ein wahres Schauerbild von Mission zusammengebraut, als sie die Figur der für die armen Negerkinder im heißen Afrika warme Missionsstrümpfe strickenden Frau Helbig schuf!

Ausnahmen von der Regel giebt's ja auch hier. So öffnet die Magdeburger und, wie ich höre, auch die Hallesche Zeitung sehr gern ihre Spalten Artikeln von missionsfreundlicher Seite, und ich bin der Überzeugung, daß auch die Gothaische Zeitung derartigen Artikeln gern Aufnahme gewähren würde. Vielleicht finden sich in unserer Mitte Schreiblustige und Schreibkundige, die ihr Wissen und Wollen auf diese Weise in den Dienst der Mission stellen. Ich wollte mich sehr freuen, wenn der heutige Vortrag eine Anregung in diesem Sinne zu geben imstande wäre.

f) Die Volksbibliothek. Wir sind in der glücklichen Lage, diese Einrichtung zu besitzen. Sie wird von den Landleuten sehr gern benutzt. Reisewerke, Geschichtswerke, Biographien, kurz, etwas Missionslitteratur darf auch hier nicht fehlen. Sorgfältige Auswahl ist selbstverständlich geboten.

8.

Ich kann mich ganz kurz fassen, wenn ich als letzte These den Satz aufstelle: Der Neigung des Volkes, in Gemeinschaft zu feiern, ist die rechte Leitung dahin zu geben, daß wir christliche Volksfeste bekommen, und eine jede größere Gemeinschaft soll neben dem Epiphaniasfest als dem allgemeinen Jahresfest ein mit einer Volksfeier verknüpftes Wandermissionsfest haben.

Feste feiert nun einmal gern unser Volk, und unter seinen Stämmen nicht am wenigsten unser Thüringer Völkchen. Und daß, soweit noch etwas christlicher Sinn in ihm herrscht, seine Neigung in die rechten Bahnen geleitet werden kann, daß wir auf dem Wege sind, rechte christliche Volksfeste zu bekommen, das beweist der schöne Verlauf all' der festlichen Veranstaltungen nicht bloß in der Begeisterung des Lutherjahres, sondern auch der gesegnete Gang, den die Feste des evangelischen Bundes, der evangelischen Arbeitervereine, vor allen der Gustav-Adolf- und der Missionsvereine aufzuweisen haben.

Ich glaube einer weiteren Ausführung über die Berechtigung eines mit einer Volksfeier verknüpften Wandermissionsfestes für größere landeskirchliche Verbände enthoben zu sein. Wer für Gustav-Adolf-Feste eintritt, und wer unter uns thäte das nicht mit freudiger Hingebung des Herzens, der hat erst recht die Pflicht, für Missionsfeste Propaganda zu machen, zumal da ja die Mission als eine der Früchte christlichen Lebens- und Liebesgeistes sich uns dargestellt hat.

Auch über die Art dieser Feier, ihren Inhalt, Ort, Zeit ꝛc. kann ich wohl hinweggehen; wir haben ja an unseren Diöcesan-Gustav-Adolf-Festen die besten Analoge, auf die nur hinzudeuten gewiß genügen wird.

Neben diesen freien Festen haben wir unser jährliches kirchliches Fest. Ist die Mission Sache der Gemeinde, so kann und muß diese Anspruch darauf erheben. Gehen wir darum nicht an dem uns von der

Kirche selbst an die Hand gegebenen Missionsfest vorüber, sondern predigen wir die Epiphanie Christi, den Aufgang seiner Herrlichkeit unter den Heiden, daß sein Licht kommen möge, zu erleuchten, was noch finster ist! —

Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Ich habe über die Frage zu sprechen gehabt: Welche Mittel haben wir, um in unseren Gemeinden das Interesse für die Heidenmission zu wecken resp. zu fördern? Und ich habe im Eingang darauf hingewiesen, daß Missionssinn, Missionsleben nur gefördert werden kann, wenn es gelingt, christliches Leben zu wecken, zu fördern.

Ich glaube, meine Thesen und mein Vortrag würden eine noch schärfere Kritik erfahren, als sie vielleicht so schon zu gewärtigen haben, wenn ich nicht einen Gedanken zum Schlusse hinstellte. Alle die genannten Mittel sind ein Schlag ins Wasser, wenn der, der sie anzuwenden berufen ist, d. h. der Pfarrer, nicht selbst von einer heiligen Liebe zur Sache erfüllt, begeistert ist. Es ist ein wahres Wort, welches der englische Missionar Burns gesprochen hat: Men, not means, Männer, nicht Mittel brauchen wir; und ich setze dem erklärend ein anderes hinzu: wer die Sache Christi treibt, muß immer bei Christo sein. Ja, von Christo erfüllte Männer braucht die Mission; und wo sie sind, da sind sie durch ihre christliche Persönlichkeit selbst das beste Mittel, christliches Leben und damit Missionsleben zu pflanzen und zu fördern. Wie im Reiche der Natur, so im Reiche des Geistes gilt das Gesetz: nur Leben erzeugt Leben, nur Liebe erzeugt Liebe.

Von China nach den Hawaii-Inseln.

Reise-Bericht des Missionars **Dr. Ernst Faber.**

I.

Reise bis Honolulu.

Am 5. Mai verließ ich Shanghai mit dem japanischen Postdampfer. Die Fahrt bis Yokohama dauert 7 Tage, da unterwegs in Nagasaki, Shimonoseki und Kobe Aufenthalt ist. In Yokohama hatte ich etliche Tage auf den Dampfer nach San Francisco zu warten, fand deshalb Gelegenheit mich etwas umzusehen, auch die Kollegen in Tokyo zu besuchen. Am 19. Mai gegen 1 Uhr nachmittags gings dann mit dem großen Dampfer Saelic weiter. Der vielen Passagiere wegen hatte ich die enge Kabine mit zwei anderen Herren aus Shanghai zu teilen. Beide waren jedoch stets sehr rücksichtsvoll, so daß das Zusammensein nicht unangenehm war. Der Seemannskaplan von Yokohama, der als Passagier mitreiste, erhielt die Erlaubnis, Gottesdienst im Salon zu halten und ersuchte mich die Predigt zu übernehmen (englisch), was ich auch an den zwei Sonntagen unter guter Beteiligung that.

Am 30. Mai erreichten wir Honolulu. Da erhielt ich sofort eine schriftliche Einladung vom Rev. F. Damon, der dortigen Chinesen wegen einige Wochen zu bleiben. Ich konnte mich nicht gleich entschließen, machte

jedoch einen Besuch am Land. Herr Damon ging selbst mit zum Agenten, einem Deutschen; aber dieser erklärte, die Dampfergesellschaft erlaube nicht mehr das Überbleiben von Passagieren, welche eine Vergünstigung erhalten. Als Missionar hatte ich nämlich 15% Ermäßigung. Ich gab aber trotzdem schließlich den dringenden Bitten nach und blieb. Herr Damon versprach für ein anderes Billet nach San Francisco (60 Doll. Gold) Sorge zu tragen. Ich hatte nun täglich Besuch im freundlichen Hause von Herrn und Frau Damon, deren Gast ich während dieser Zeit sein durfte. Freitag Abend fand ein Empfang statt, zu dem über hundert Chinesen kamen, außerdem etliche Missionsfreunde. Sonntag hielt ich zweimal Predigt in chinesischer Sprache vor voller Kirche. Diese Chinesenkirche hat sogar eine schöne Orgel und einen Chinesen als Orgelspieler. Ein gemischter Chor ist ebenfalls gut. Die kirchliche Versammlung ist im oberen Stock mit circa 500 Sitzplätzen. Der untere Raum ist Schule, in mehrere Klassen geteilt. Außerdem sind nahebei noch andere Schulzimmer für die Chinesen. Ich besuchte diese die folgenden Tage sowie auch die verschiedenen Kindergärten, für Chinesen, Japaner, Hawaiier, Portugiesen und Amerikaner. Alle hörten gerne einige freundliche Worte von dem Manne mit dem langen Bart, der nahezu dreißig Jahre in China gelebt und gewirkt hatte. In dieser Woche tagte auch die Konferenz der Hawaiischen Prediger; da hielt ich zwei kurze Ansprachen englisch, die Satz für Satz hawaiisch wiederholt wurden. In der Unionskirche hielt ich ebenfalls eine kurze Ansprache englisch vor der Gemeinde über die Wichtigkeit der Mission unter den Chinesen. Dann machte ich eine Pause zum Besten meines Halses, der von einem amerikanischen Arzte während der Zeit in liebenswürdiger Weise behandelt wurde, ich meine ohne Vergütung anzunehmen; die Tanninpinselung schmeckte zusammenziehend wie immer. Die Pause wurde aber auch gut benutzt zu einem Ausflug

zum berühmten Vulkan Kilauea auf Hawaii.

Ich hatte zu dem Zweck mit einem kleinen Küstendampfer 36 Stunden zu der Halbinsel zu fahren, Aufenthalt unterwegs eingerechnet. Bei dieser Fahrt wurde ich seekrank, was von China bis Honolulu nicht geschehen war. Diese Insel Hawaii ist bedeutend größer als Oahu, auf der Honolulu liegt, 4210 Quadratmeter gegen 600. Der größte Hafenplatz der Insel Hawaii, Hilo, ist aber bedeutend kleiner als Honolulu, 2500 Einwohner gegen 25,000. In Hilo blieb ich über Sonntag und hielt den Abend eine kurze Ansprache in der Kirche. Montag früh gings per Wagen langsam bergan, 21 Meilen weit, auf guter Fahrstraße durch Zucker- und Kaffeeplantagen, aber auch lange Strecken durch prachtvollen Urwald, wo man Baumfarne sehen kann von zwanzig Fuß Höhe und zwei bis drei Fuß Durchmesser. Koniferen scheinen zu fehlen. Von Laubhölzern konnte ich Myrtaceen und Euphorbiaceen erkennen. Interessant ist eine Unterart der Pandanus, welche andere Bäume umschlingt und ihnen mit den langen Blattbüscheln ein recht urwäldliches Aussehen verleiht. Auch der Vogelnestfarn (Aspl. nidus) ist häufig auf Bäumen sowie andere Epiphyten. Der Boden ist mit Gestrüpp dicht verwachsen. Auf offenen Stellen herrschen Farnkräuter vor, manche mit großen Wedeln, was einen eigentümlichen Anblick gewährt. Da die Fahrstraße noch nicht fertig ist bis zum Ziel der Reise, so hatte ich die

letzten zehn Meilen auf primitivem Pfad zu Pferde zurückzulegen. Dicht am Krater steht, 4040 Fuß überm Meer, ein schönes, geräumiges Gasthaus. Dort blieb ich die folgenden zwei Nächte. Denselben Abend ging ich noch zu Pferde den Zickzack-Pfad 700—800 Fuß hinunter in den Krater, dann drei englische Meilen über kalte Lava hinweg zum Feuersee. Das Pferd ließ ich vor dem steilen Abstieg in den innern Krater zurück, stieg mit dem Führer über gebrochene Lavastücke hinunter und weiter an einem Strom glühender Lava entlang bis dicht an den Kochherd des Feuers. Das ist ein Anblick einziger Art. Ein Feuer, das nicht flammt, auch nicht raucht, seit Jahrhunderten, vielleicht länger, sich selbst unterhält und die Lava flüssig erhält. Das wallt und sprudelt, braust und zischt in unbeschreiblichen Farben und Tönen. Ich blieb mehrere Stunden bis lange nach Einbruch völliger Dunkelheit. Da ist das Schauspiel so großartig, die Feuerwellen sind so glanzvoll und stets wechselnd, der sprühende Gischt wird an einzelnen Stellen wohl fünfzig Fuß in die Höhe geworfen, so daß ein Feuerwerk der Natur, unbeschreiblich in Worten, sich bietet. Den andern Tag hatte ich genügend Zeit, die Umgebung in Augenschein zu nehmen. Es war ein sonniger Tag. Der schneebefleckte Gipfel des Mauna Loa und seine kahlen Seitenflächen waren hellbeleuchtet. Der Gipfel erhebt sich nahezu 14,000 Fuß, kaum glaublich dem Augenschein, so täuscht die ganz allmähliche Erhebung, welche nirgends einen Anhaltspunkt zur Schätzung bietet. Der Kilauea ist eigentlich nur ein Seitensprößling dieses Riesen. Da die Insel Hawaii auch nur ein Bergrücken ist, der aus dem Meer hervorragt, die Tiefe aber in der Nähe 17,000 Fuß beträgt, so ist es faktisch ein Berg, der vom Fuß zum Gipfel in senkrechter Höhe 31,000 Fuß mißt, wohl die größte Relativhöhe des Erdballs. — Über vulkanische Thätigkeit ist in neuester Zeit viel geforscht und geschrieben worden, aber es ist, wie es scheint, noch keine genügende Erklärung gefunden. „Ins Innere der Natur eines thätigen Vulkanes dringt kein erschaffener Geist". Schwefel und Gase sind jedenfalls die Hauptfaktoren. Im äußern Krater, wie auch oberhalb desselben sind viele Spalten, aus welchen siedendheißer Dampf entweicht, an manchen Stellen so schwefelhaltig, daß Gestein und Pflanzen mit einer Kruste überzogen sind. Beim Hôtel ist eine solche Spalte zum Schwefeldampfbad eingerichtet. Bis jetzt wird hier der Schwefel nicht ausgebeutet, doch höre ich, daß man versuchen will, Schwefelsäure zu bereiten. — Regenschauer sind häufig genug selbst beim Krater, aber gewöhnlich schnell vorübergehend, dagegen halten Nebel manchmal länger an. Darum gedeihen auch Bäume und Sträucher, meist Myrtaceen und Ericaceen auf dem wasserlosen Boden. Kein Bächlein ist sichtbar, da das Wasser vom porösen Boden sofort aufgesogen wird und in die Tiefe dringt. Im Unterland bei Hilo beträgt der Regen 150 Zoll im Jahr, dort giebt es Bäche und Flüsse sowie weiter der Ostküste entlang. Nach meiner Rückkehr am Sonnabend hatte ich wieder zweimal chinesische Predigt am Sonntag. Montag besuchte ich per Bahn die größte Zuckermühle bei Honolulu, wo die besten Maschinen gebraucht werden vom Zerkleinern des Rohrs bis zur Verpackung des fertigen Zuckers. Den Abend vor meiner Abreise veranstalteten die Chinesen noch eine großartige Abschiedsfeier mit Gesängen, Ansprachen, Eisrahm, Thee und Kuchen. Mittwoch, den 21. Juni fuhr ich mit dem Hawaiischen Dampfer Australia ab und erreichte San Francisco am 28.

Das Missionswerk auf den hawaiischen Inseln.

Für mich war dieser dreiwöchentliche Aufenthalt auf diesen Inseln, besonders in Honolulu, sehr interessant und erfrischend. Ich konnte mich handgreiflich überzeugen, daß die Missionsarbeit unter den Chinesen bleibende Frucht trägt, leider bis jetzt noch nicht so reichlich wie es wünschenswert wäre. Besonders eine von mir getaufte Familie aus Tungkun, resp. Fumun, in der Kantonprovinz, that alles Erdenkliche mir ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Ein Sohn, jetzt 25 Jahre alt, hat in Honolulu gut englisch gelernt und ist als Evangelist thätig. Sein älterer Bruder ist von der Rheinischen Mission in China angestellt; einen jüngeren Sohn hätte mir die Mutter gerne als Schüler mitgegeben, Herr Damon hat aber bereits ein Auge auf ihn gerichtet. Meine Verhältnisse in Shanghai wären auch nicht geeignet zu dessen gründlicher Durchbildung. Am zahlreichsten vertreten sind Hakkachristen der Basler Mission und in geringerer Anzahl der Berliner. Die Mehrzahl derselben kannte mich ebenfalls von früher und alle sind mit meinen chinesischen Werken bekannt. Diese Christen aus der Kantonprovinz bilden den Grundstock der chinesischen Gemeinden auf den hawaiischen Inseln. Wichtig ist, daß man auf den Inseln an der Christianisierung der heidnischen Chinesen mit Eifer und Liebe arbeitet. In Honolulu ist der Centralplatz dafür. Da findet man die schöne große Chinesenkirche, wozu die Chinesen selber mehrere Tausend Dollars beigesteuert haben, prächtige Schulgebäude mit etlichen Chinesen, mehreren amerikanischen Damen und einem Herrn als Lehrer, Sonntagsschule, Kindergarten, Verein für junge Leute und dergl. F. Damon, der Superintendent der chinesischen Arbeit, ist ein gründlich gebildeter Mann mit ästhetischem Geschmack, der sich auch längere Zeit in Deutschland aufgehalten hat und gut deutsch spricht. Frau Damon ist in Kanton geboren, Tochter eines der ältesten amerikanischen Missionare und spricht chinesisch von Kind auf. Ein chinesischer Prediger steht als Pastor an der Gemeinde in Honolulu und der schon erwähnte frühere Schüler, To Shan-yan, ein begabter und zuverlässiger junger Mann, steht Herrn Damon zur Seite als Vikar auf den Predigtplätzen außerhalb und in den Schulen. Auf andern Inseln sind noch etliche Evangelisten unter den Chinesen thätig. Leider verhält sich die große Mehrzahl der Chinesen im Ausland wie in China dem Evangelium gegenüber verschlossen. Die Haupturſache dieser Thatsache ist zu suchen in den chinesischen Gesellschaften (Klubs), welche dem Einzelnen viel Schutz und Beistand bieten, aber auch eine tyrannische Herrschaft über alle Mitglieder ausüben. In Honolulu besteht der „Dreifaltigkeitsbund", welcher seiner politischen Gefährlichkeit wegen in China verboten ist. Jeder Vorsteher, welcher einem Mandarin in die Hände fällt, wird einfach seines Hauptes entledigt. Spiel und Opiumrauchen folgen den Chinesen auch überallhin; Opium ist verboten auf den Inseln, wird aber viel geschmuggelt, sogar von Amerikanern. Das Evangelium unternimmt allerorten den Kampf mit der Sünde. Die Sünde muß überwunden werden, jeder andere Erfolg des Christentums ist Täuschung. Nur in Christo erlangt der Einzelne die Herrschaft über die bösen Lüste. Der Geistesmensch aber steht durch Gottes Gnade in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Möge Gott die christliche Liebesthätigkeit reichlich segnen, sie kann nicht ohne gute Frucht bleiben für die Zukunft dieser schönen

Inseln wie auch für China. Unter den 20000 Japanern wirken zwei in Missionsschulen in Japan gebildete Japaner als Prediger. Es scheinen recht tüchtige Leute zu sein, haben auch bereits an mehreren Orten kleine Gemeinden gesammelt. Kürzlich kam auch ein starker Zuzug Portugiesen von portugiesischen Kolonien. Diese sind römisch-katholisch. Die hawaiischen Protestanten nahmen sich derselben aber auch in christlicher Liebe an. Es bestehen nun bereits evangelisch-portugiesische Gemeinden in Honolulu und Hilo. Ich hatte Gelegenheit den Pastor zu Honolulu, einen gebornen Portugiesen, kennen zu lernen, auch Schule und Kindergarten zu sehen. Die neue Unionskirche (englische Sprache) ist die schönste der Art, welche ich bis jetzt gesehen habe und zugleich sehr zweckmäßig eingerichtet. Es ist zu bedauern, daß in Europa noch für Kirchenstile große Summen verschwendet werden, welche Gott besser dienen würden in Verwendung für dringende Arbeit im Reiche Gottes. Eine Kathredale der anglikanischen Kirche mit Bischof und Kaplan hat auch zahlreiche Anhänger und etwas Thätigkeit unter den Chinesen. Die römisch-katholische Kirche ist nicht unbedeutend und wird verstärkt durch mehrere Institute. Die Mormonen haben einen Tempel und viele Anhänger, Polygamie scheint aber nicht vorzukommen. Ein deutscher Pastor soll auch irgendwo (auf Kanai?) existieren, ich hatte leider keine Gelegenheit mit Deutschen bekannt zu werden, um Näheres zu erfahren. Die eigentlich hawaiischen Kirchen haben kongregationalistischen Typus, sind recht zahlreich und besucht. Die Mehrzahl der eingeborenen Prediger sah ich auf ihrer Konferenz. Es besteht ein hawaiischer Board für Mission, dessen Versammlung ich ebenfalls besuchen durfte; auch bei der Abschiedsfeier des berühmten Missionsschiffs, Morning Star, das jährlich einmal die Inseln der Südsee besucht, war ich zugegen. Leider klagte man über Schwierigkeiten durch die deutschen Behörden zu Jaluit.

Natur und Produkte.

Das Klima ist tropisch, aber mild durch die kühlen Seewinde. Die mittlere Temperatur beträgt am Meer 74°, im Hochland 64°, auf den höchsten Gipfeln 32°. Der Boden ist ausschließlich vulkanisch, aber poröse an der Oberfläche und verwittert leicht, daher fruchtbar. Die einzige Schwierigkeit ist reichliche Bewässerung, welche jetzt durch artesische Brunnen ermöglicht wird. Dadurch wird die traurige schwarzgraue Lavaeinöde in den schönsten Garten umgewandelt. Kokospalmen gedeihen prächtig, Bananen wurden 1889 nicht weniger als 105,630 Büschel exportiert. Der Brodfruchtbaum und die Alligatorbirne reifen ihre Früchte. Mango, Ananas, Orangen, Wein mehren sich von Jahr zu Jahr. Es giebt ergiebige Reisfelder, 25 Millionen Pfund Ertrag im Jahr; davon gehen 10 Millionen Pfund nach Kalifornien. Weizen gedeiht ebenfalls gut. Die Taro d. h. die Knolle der Colocasia ist das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Diese wird auch in Südchina viel gebaut, die Zubereitung ist jedoch bei den Hawaiianern besser. Die ausgedehnten Zuckerplantagen haben den Ansiedlern ansehnlichen Reichtum verschafft. Die amerikanische Vergünstigung betrug im Vergleich mit Zucker aus andern Ländern 40—50 Dollar Gold per Tonne. Darum hob sich die hawaiische Zuckerproduktion von 13000 Tonnen im Jahre 1876 auf 130000 Tonnen 1890. Dieses Jahr brachte

also einen Vergünstigungsprofit von rund sechs Millionen Dollars. Sämtliche Zuckerplantagen wurden in dem Jahre auf 35 Millionen Dollars geschätzt, $^4/_5$ davon gehört Amerikanern. Jetzt hört diese Vergünstigung auf; da sah man sich genötigt die billigsten Arbeiter herbeizuschaffen, daher die große Zahl von Japanern, welche etliche Dollars per Monat billiger sind, als die früher eingeführten Chinesen. Diese billigen asiatischen Arbeiter sind der herrschenden Partei in Amerika, besonders in den Weststaaten, Kalifornien ꝛc., ein Greuel. Das ist der Hauptgrund für die Abneigung in Amerika gegen Einverleibung der hawaiischen Inseln. Man fürchtet damit dem Eindringen der Asiaten eine Thür zu öffnen. Neuerdings legt man auf den Inseln ausgedehnte Kaffeepflanzungen an, schon an 2000 Acker, mit Aussicht auf besten Erfolg. Der Geschmack ist dem Mokka ähnlich, dem besten Java gleich.

Auffallend ist die Armut der einheimischen Fauna: Das Meer bietet wohl reichlich Fische, Mollusken-Krebse, Schildkröten, auch Wallfische und dergl., aber es giebt keine endemischen Mammalien, Vögel nur wenige Arten, Schlangen gar nicht, Eidechsen nur eine oder zwei unschuldige Arten. Schnecken dagegen sind reichlich vorhanden, schön und eigentümlich. Insekten sind auch selten, Moskitos aber machen sich recht fühlbar. Diese sollen eine Folge der Neuzeit sein, was wahrscheinlich ist. Es war früher zu trocken, jetzt ermöglicht die reichliche Bewässerung deren Existenz.

Die Flora ist ungleich reichhaltiger. Ein Deutscher, Dr. Hillebrand, hat dieselbe beschrieben, so erschöpfend, daß seither kaum zehn neue Arten entdeckt worden sind. Danach giebt es auf allen Inseln zusammen 860 Arten und 115 Arten, welche seit der Entdeckung eingeführt sind, dazu noch 24 Arten, die sich schon vorher eingebürgert hatten, also in Summa 999 Arten Phanerogamen, und Vesikular-Cryptogamen in 365 Arten. Von dieser Zahl sind jedoch 653 Arten den Inseln eigentümlich. Einige Pflanzenarten erreichen eine sonst unerhörte Größe. Es giebt z. B. ein Geranium mit einem Stamm 12 Fuß hoch und vier Zoll dick, einen Rumex 20—40 Fuß hoch, ein Plantago mit sechs Fuß dickem Stamm, mehrere Compositen von Baumgröße. Da es viele ausgezeichnete Arten von Nutzhölzern auf den Inseln giebt, wovon manche, wie das wertvolle Sandelholz, fast gänzlich ausgerottet sind, so hat man kürzlich eine Forstabteilung dem Regierungsorganismus einverleibt. Man wählte zum ersten Beamten derselben einen erfahrenen Pflanzer, da man die Sache rasch praktisch angreifen möchte und schnelle Erfolge wünscht. Die Theorie kann warten, bis man Zeit dafür findet! Das ist amenikanische Art, oft erfolgreich, wenn sie nicht zum Gegensatz der Gründlichkeit ausartet.

Eine noch wenig bekannte Merkwürdigkeit ist „der bellende Sand" (barking sand). Da dieser auf der Insel Kanai, circa 100 Meilen nordöstlich von Honolulu, vorkommt, wohin ich nicht reisen konnte, so hatte ich keine Gelegenheit dieses Phänomen selbst zu beobachten. Auf der Westseite der genannten Insel zieht sich eine lange Reihe niedriger Sandhügel entlang, geht man darüber oder schlägt man den Sand, so läßt sich ein knurrender, bellender Ton vernehmen. Der Sand behält diese Eigenschaft, selbst wenn er in Säcke verpackt und weithin versandt wird, vorausgesetzt, daß er trocken bleibt. Solcher Sand ist auch bekannt von einem Hügel am Golf von Suez, von der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten, von Maine bis Florida,

von der Küste des Stillen Oceans, von Japan und Tasmanien. Über die Erklärung dieser Erscheinung sind die Gelehrten verschiedener Ansicht. (Vergl. Proceedings of the Amer. Ass. for the Advancement of Science, 1883, 1884, 1889).

Die Bewohner.

Die Hawaiianer werden von tüchtigen Forschern für aryanisch gehalten. Man hat gefunden, daß jetzt noch Ortsnamen, Personennamen und auch Namen verschiedener Sachen in vielen Fällen identisch sind mit den entsprechenden Namen auf Neuseeland, Samoa, Tahiti und andern Südseeinseln. Man hatte eine Priesterkaste, welche die Namen und Thaten der Häuptlinge auswendig zu lernen und zu überliefern hatte. Dieses ist von mehr als vierzig Generationen geschehen. Die ersten Ansiedler kamen im sechsten Jahrhundert aus der Südsee und andere folgten von Tahiti und Samoa. Erst im Jahre 1795 vereinigte Kamehameha nach zehnjährigem Kampf alle Inseln der Gruppe unter seinem Scepter. Er starb 1819. Unter seinem Nachfolger vollzog sich rasch die Umgestaltung aller Verhältnisse durch die christliche Mission. Im Jahre 1843 wurde die Gruppe als selbständiges Königreich von den Westmächten anerkannt.

Die Bevölkerung bestand im Dezember 1890 aus:

Reinen Hawaiianern . .	Männl.	18 630,	Weibl.	16 390,	zus.	35 020
Gemischten „ . . .	„	4 460,	„	4 080,	„	8 540
Fremden, geb. auf den Inseln	„	3 860,	„	3 550,	„	7 410
Amerikanern	„	1 320,	„	650,	„	1 970
Engländern	„	980,	„	360,	„	1 340
Deutschen	„	515,	„	185,	„	700
Skandinaviern	„	145,	„	65,	„	210
Franzosen	„	50,	„	25,	„	75
Portugiesen	„	4 680,	„	3 650,	„	8 330
Chinesen	„	13 790,	„	770,	„	14 560
Japanern	„	9 700,	„	2 080,	„	11 780
Angehörig. anderer Nat. .	„	200,	„	25,	„	225
Summa:	Männl.	58 330,	Weibl.	31 830,	zus.	90 160 [1]).

Auffallend ist das Mißverhältnis der Zahl der Frauen zu den Männern bei allen Rassen, selbst den Mischlingen. Da Chinesen und Japaner nicht stimmberechtigt sind, so bleiben nur 63 595. Von diesen sind 35 020 reine Hawaiianer und 20 035 reine Weiße. Unter den letzteren sind 11 630 teutonisch und 8405 romanisch. Zieht man jedoch von der Zahl 63 595 die Unmündigen ab, sowie diejenigen, welche nicht die vorschriftsmäßige Steuer von fünf Dollars per Jahr zahlen, so bleiben nur ungefähr 14 000 aktive Bürger; unter diesen sind 9554 Hawaiianer und Mischlinge und weniger als 4500 Weiße.

Schulen bestehen 168 mit 260 Lehrern und 10 712 Schülern unter Schulzwang. Politische Zeitungen giebt es 3 englische, 3 hawaiische, 2 chinesische, 1 japanische und etliche Monatsschriften, im ganzen 18 periodische Publikationen, welche portofrei cirkulieren. Die Post ist zuver-

[1]) Jetzt wird die Totalzahl mit 96 000 angegeben, da die Japaner sich inzwischen auf 20 000 vermehrt haben, die Chinesen aber auf 12 000 zurückgegangen sind.

läſſig und prompt. In Honolulu giebt es verſchiedene Straßenbahnen, elektriſche Beleuchtung, zwei Telephon-Geſellſchaften mit über 1200 Sprechſtellen, ein großes Hoſpital, ein ausgezeichnetes Muſeum, Bibliothek, ſtattliche Regierungsgebäude u. dgl.

Die politiſche Lage.

Die Verfaſſung wurde unter dem vorigen König Kalakaua, am 30. Juni 1887, konſtitutionell; die Regierungsgewalt ging damit in die Hände des Kabinets über, welches zur Mehrzahl aus Nachkommen von Amerikanern beſteht. Die Nachfolgerin, Königin Liliuokalani, legte am 29. Januar 1891 den Eid ab, die Verfaſſung zu ſchützen. Ihr Gemahl, John O. Dominis, wurde zum Prinz-Regenten ernannt, ſtarb aber bald darauf. Die Königin hätte nun gerne die alte hawaiiſche Herrſchaft wiederhergeſtellt, verlor jedoch beim Verſuch ihren Thron, zu Anfang dieſes Jahres (93). Die proviſoriſche Regierung, beſtehend aus inſelgeborenen amerikaniſchen Söhnen, hat es verſtanden die Ruhe bisher aufrecht zu erhalten. Der königliche Palaſt wurde zum Regierungsgebäude der hawaiiſchen Republik umgewandelt. Die Exkönigin läßt man ruhig in ihrem Privatpalaſt ſich ſelbſt beherrſchen. Man ſucht jedoch Einverleibung in die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Dem iſt die Mehrzahl der Eingeborenen und eine Anzahl Weißer entgegen. Es giebt drei Parteien, die nationale, beſtehend aus der großen Mehrzahl der Eingeborenen, den Miſchlingen und etlichen Weißen; dieſe bildet die große Majorität; die amerikaniſche, beſtehend aus Amerikanern und Nachkommen von früheren amerikaniſchen Anſiedlern, die meiſten Deutſchen haben ſich angeſchloſſen. Dieſes iſt die herrſchende Partei durch Intelligenz, Kapital und Grundbeſitz; faſt alle Plantagenbeſitzer gehören dazu. An Zahl iſt ſie jedoch kaum halb ſo ſtark, als die erſte. Dann giebt es noch eine kleine kanadiſche reſp. brittiſche Partei, welche engliſche Protektion vorziehen würde. Seit die kanadiſche Kontinentalbahn im Gange iſt, liegt den Kanadiern viel daran, den auſtraliſchen Handel an ſich zu ziehen und die Konkurrenz San Franciscos aus dem Felde zu ſchlagen. Honolulu wäre zu dem Zweck von unſchätzbarem Wert. Darum vereitelten ſie mit diplomatiſchem Geſchick durch den Kanadier Aſhford, damaligen Staatsanwalt in Honolulu, 1889 die Blaineſche Konvention, wodurch der Pearl-Hafen den Vereinigten Staaten übergeben werden ſollte und die Inſeln zum Vaſallenſtaat geworden wären. Dieſer Pearl-Hafen iſt nur ſieben Meilen von Honolulu entfernt und durch Eiſenbahn mit ihm verbunden. Er enthält 1500 Acker Waſſer 4—15 Faden tief, könnte mit geringen Koſten den größten Schiffen zugänglich gemacht werden als einer der beſten Häfen der Welt. Man erkennt das Mißliche der Lage. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann keinen entſcheidenden Schritt thun ohne allgemeine Zuſtimmung der hawaiiſchen Bevölkerung. Eine Abſtimmung würde gegenwärtig jedoch zu zwei Drittel gegen Amerika ausfallen. Ein unabhängiger Hawaiia-Staat, einerlei ob Republik oder Monarchie, kann ſich aber auch nicht halten. Die 96 000 heterogenen Einwohner ſind doch zu gering an Zahl und Mitteln, ihre Neutralität im nächſten Konflikt von Mächten erſten und zweiten Rangs im Stillen Ocean aufrecht zu erhalten. (Die Einnahmen beliefen ſich 1890 auf 1 625 000 Dollars, die Staatsſchuld auf 3 217 161 Dollars.) Mit dem Aufſchwung

des Handels im Stillen Ocean zwischen den vielen Häfen an der Westküste Amerikas von Alaska bis Kap Horn, von Neu-Kaledonien, Australien und Neuseeland im Süd-Westen, von Asien, den russischen Besitzungen im Norden und Nordosten, Japan und China, Hongkong, Saigon, Singapore, den Philippinen, Niederländisch Indien und Neu-Guinea im Westen — gewinnt Honolulu sehr an Bedeutung als ein wichtiger Knotenpunkt und könnte leicht der Hauptstapelplatz, besonders für Kohlen, im Stillen Ocean werden. Noch bedeutend vermehrt wird der Handel und damit die Bedeutung Honolulus werden, wenn der Nicaragua-Schiffskanal durch den Isthmus von Panama vollendet sein wird. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß dies großartige Unternehmen noch vor Schluß dieses Jahrhunderts durchgeführt sein wird. Schiffe von allen Häfen nördlich vom Kanal können dann ungefähr 10 000 Meilen sparen.

Die Zukunft der Hawaiianer.

Die hawaiischen Inseln werden mit Recht als der glänzendste Erfolg moderner Missionsarbeit angesehen. Das greuliche Heidentum mit Menschenopfern ist vollständig verschwunden, dagegen ist christliche Sitte nnd Kultur, sowie werkthätige Religiosität überall ersichtlich. Daß einzelne noch hie und da einem alten Brauche huldigen, ist Ausnahme und nicht zu verwundern. Es unterliegt keinem Zweifel, die ganze Nation ist christianisiert und ein bedeutender Prozentsatz nicht nur äußerlich, sondern innerlich, von Herzen. Was ist nun die Ursache des schnellen Aussterbens von 2 Prozent pro Jahr? Man sollte doch meinen, daß durchs Christentum neue Kraft in die Schwachen kommen müßte. Dies ist auch der Fall, aber unter der Naturbedingung der Kreuzung. Mir scheint, daß dieser stattliche Menschenstamm viel zu lange auf den acht Inselchen von der übrigen Menschheit isoliert war. Im wilden Zustand wirkten mancherlei Dinge aufregend, besonders die vielen Kriege. Jetzt herrscht ein allgemeiner Zustand der Ruhe, reizende Genußmittel sind auch verboten, deshalb schwierig zu beschaffen — darum die plötzliche Erschlaffung, welche aber durch alle Mittel nicht lange hätte abgehalten werden können. Es fehlt dem Hawaiianer an Energie. Darum ist für die Inseln das amerikanische Element sehr heilsam. Christliche Zucht und Ordnung wird retten, was noch zu retten ist. Weiter ist die geistige Entwicklung zu weit zurück. Eine Generation kann nicht nachholen, was zwanzig und mehr versäumt haben. Obgleich der Hawaiianer nicht unbegabt ist, auch lernbegierig, so kann er doch mit den weißen Einwohnern nicht Schritt halten; diese sind ihm an Intelligenz und an Thatkraft überlegen. Die Hawaiianer bleiben Kinder auch als Erwachsene. Darum herrschen auch die Weißen über die Farbigen. Es läßt sich das nicht ändern, nicht einmal bedauern. Die Hawaiianer sind durchaus nicht unterdrückt, sondern freie Bürger, welche jederzeit mit Achtung und Vertrauen behandelt werden, die meisten sind wohlhabend, für Alte und Kranke ist trefflich gesorgt. Merkwürdig ist die überhandnehmende Leprosie, wie es scheint auch ein Symptom der Blut- und Nervenentartung trotz des stattlichen Körperbaus. Es wird der Verbreitung dieser unheimlichen Krankheit durch Aussatzkolonien entgegengearbeitet, aber die Hawaiianer sind so sorglos, daß sie viele Fälle so lange als möglich verheimlichen. Die Mischung verschiedener Nationalitäten ist für den Fort-

bestand der hawaiischen Bevölkerung von großer Wichtigkeit, ja eine Notwendigkeit. Durch den Segen des Christentums ist dies ermöglicht auf der ethischen Grundlage der Monogamie. Selbst manche Chinesen sind mit hawaiischen Frauen verheiratet und haben gesunde und begabte Kinder. Die Mannigfaltigkeit der Bevölkerung bietet jedoch zunächst der Regierung manche Schwierigkeit. Die politische Majorität der Hawaiianer wird allerdings dadurch aufgehoben, daß die Wähler für das Kabinet ein Minimum von 600 Dollars jährlicher Einnahme nachzuweisen haben. Dadurch haben die reichen Weißen das Übergewicht, die Gesetzgebung liegt in ihrer Hand. Das wird sich in einigen Dezennien mit der Zunahme der Mischlinge ändern. Diese haben in den sechs Jahren, von 1885—1891, über 50 Prozent Zunahme aufzuweisen. Die große Zahl der Japaner wird sich für die Dauer aber auch nicht vom Votum ausschließen lassen, wahrscheinlich wird Japan einer Unterdrückung seiner Angehörigen nicht einmal so ruhig zusehen als China. Die zunehmende Zahl der Portugiesen kann möglicherweise zum Versuch einer Herrschaft römischer Priester führen. So hat dieses Paradies des Stillen Oceans nicht nur sein Inferno im Vulkan zu Kilauea, sondern auch ein weites Zwischengebiet, nicht nur seinen bellenden Sand an der Küste von Kanai, sondern auch die schrillen Stimmen streitender Parteien.

Ich wünsche von Herzen allen Bewohnern, im einzelnen und ganzen, ein fröhliches Gedeihen! Möge auch hier Gott alles zum Besten lenken!

Wetterzeichen kommender Stürme[1]).

Von Pfarrer **Dr. O. Hering** in Oberroßla bei Apolda.

Es ist bekannt, wie schwer es den evangelischen Missionen gemacht worden ist, in Japan Fuß zu fassen. Als Japan, dem stürmischen Werben des amerikanischen Kommodore Perry nachgebend, im Jahre 1854 in Handelsverkehr mit Amerika, später auch mit den europäischen Staaten getreten war, da folgten den fremden Kaufleuten bald auch die Missionare. Hatte man Abneigung gegen die Europäer überhaupt, so stießen die Missionare auf offene Feindschaft. Das Blut der vielen Tausende von japanischen Christen, das im 17. Jahrhundert vergossen wurde, liegt den Japanern noch jetzt schwer auf der Seele. Was Wunder, wenn sie sich, unbekannt mit der Art des evangelischen Christentums, bemühten, die fremde Religion, die ihnen einst so viel Unheil gebracht, mit allen Kräften fernzuhalten. Eine ganze Reihe von Jahren haben die Missionare scheinbar ganz erfolglos gearbeitet[2]). Dann aber gelang es doch, trotz allen Widerstandes, Fuß zu fassen. Das Evangelium Jesu Christi hat auch den feindseligen Japanern gegenüber seine Gewalt über die Menschenherzen bewiesen. Es

[1]) Vortrag, gehalten auf der Jahresversammlung des Allg. ev. prot. Missionsvereins in Weimar, 27. Sept. 1893.

[2]) S. Ritter, 30 Jahre protest. Mission in Japan S. 5.

hat sich unaufhaltsam seinen Weg vorwärts gebahnt. Es kam die Zeit so erstaunlicher Erfolge, in der es war, als ob man das Rauschen des Pfingstgeistes vernähme. Die Zahl der evangelischen Christen Japans ist auf nahezu 50 000 gewachsen, die sich auf beinahe 400 Gemeinden verteilen, deren jede ein Centrum ist, von dem sich christlicher Geist und christliche Gesittung auf die heidnische Umgebung verbreiten. Und noch viel weiter, als die Zahl seiner Bekenner vermuten läßt, reicht der Einfluß des Christentums. Das Evangelium ist nicht bloß auf den Weg durch den Mund des Missionars angewiesen — es hat auch seine verborgenen Kanäle, in denen es, dem Auge unsichtbar, vorwärts bringt bis auf scheinbar fernabliegende Gebiete, ja sogar bis in die Mitte seiner ausgesprochenen Feinde hinein.

Trotzdem ist der Widerstand gegen das Christentum nicht geschwunden. Im Gegenteil, je weiter die neue Religion sich ausbreitete, desto stärker wurde der Widerstand. Und gerade jetzt geht das japanische Christentum schweren Stürmen entgegen. Ich will versuchen, in kurzen Zügen ein Bild von der Lage in Japan zu entwerfen, wie sie sich im Laufe des gegenwärtigen Jahres gestaltet hat.

Mit zunehmenden Streitkräften erscheint der Buddhismus neuerdings auf dem Felde. Wie schlafend hatten anfangs die Buddhisten der beginnenden Ausbreitung der fremden Religion zugesehen. Da mit einem Male erwachen sie und finden sich in der Lage einer Festung, deren Wälle bereits vom Feinde erstiegen werden. Nun raffen sie sich auf, mobilisieren alle ihre Truppen, suchen die alten Waffen hervor und greifen nach neuen. Sie haben es eilig, denn es gilt einen Kampf um Sein oder Nichtsein.

Sie sind in Bezug auf ihre Waffen nicht wählerisch. Diese sind daher oft recht erbärmlicher Art. Die wie Pilze aufschießenden buddhistischen Zeitschriften suchen das Christentum in den Augen der Japaner herabzusetzen. So versuchte unlängst eine buddhistische Zeitschrift den Nachweis zu bringen, daß die Stellung der Frau im Christentum eine weit tiefere sei, als im Buddhismus. Sie thut dies, indem sie „den biblischen Bericht von der Schöpfung der Eva mit den Überlieferungen von der Entstehung der Frau bei den Phöniziern, den Indianern Nordamerikas, den Persern und den Bewohnern von Madagaskar vergleicht" und kommt zu dem Schluß: Der Bericht der Bibel ist thörichter, als alle anderen. Zur Bekräftigung wird noch hingewiesen auf die Tötung der Midianiterinnen, wie sie 4. Mos. 31 erzählt wird. Aber man begnügt sich nicht damit, das Christentum als Religion in den Augen der Nichtchristen herabzusetzen, sondern man scheut auch nicht vor hämischen Verdächtigungen seiner Bekenner zurück. Man zweifelt ihre Kaisertreue an, und Mangel an Loyalität ist bekanntlich der schwerste Vorwurf, den man einem Japaner machen kann. Allerdings hat es in solchen Fällen immer noch nichtchristliche Stimmen genug gegeben, die dem Patriotismus ihrer christlichen Stammesgenossen das schönste Zeugnis ausstellten. Überhaupt sind solche Entstellungen und Verdächtigungen in den Bildungszentren des Landes erfolglos, aber unter den Volksmassen im Innern werden sie gewiß gläubig aufgenommen.

Neuerdings treten die buddhistischen Priester auch in die politische Agitation ein. In den neu abzuschließenden Verträgen zwischen Japan und den auswärtigen Mächten verlangen bekanntlich die letzteren als Gegen-

leiſtung für die von Japan erſtrebte Gerichtsbarkeit über die Ausländer die volle Eröffnung des Landes und das Recht der freien Anſiedelung im ganzen Lande. Es wird nun aus den nordöſtlichen Provinzen gemeldet, daß die buddhiſtiſchen Prieſter über dieſen Punkt in große Erregung verſetzt ſind und daß ſie eine umfangreiche Agitation vorbereiten. Sie behaupten, daß die Zulaſſung der Europäer zur Anſiedelung im Lande eine Befleckung des geheiligten Bodens Japans bedeute. Der von Tokyo aus in letzter Zeit betriebenen heftigen Agitation gegen die Eröffnung des Landes iſt dies ein ſehr erwünſchter Stützpunkt in den Provinzen. Man hofft, unterſtützt von den buddhiſtiſchen Prieſtern, bei den bevorſtehenden Wahlen eine Menge von Sitzen im Parlament zu erlangen.

Dieſes Zuſammengehen mit dem modernen japaniſchen Chauvinismus hat dem Buddhismus neuerdings zahlreiche Bundesgenoſſen auch aus den Kreiſen europäiſch gebildeter Japaner zugeführt. Es iſt namentlich ein Mann von bedeutendem wiſſenſchaftlichen Rufe in Japan, der gegenwärtig für den Buddhismus und gegen das Chriſtentum kämpft. Es ſtimmt mich traurig, wenn ich mitteile, daß der Urheber eines ganz ſchmählichen Angriffes auf das Chriſtentum ein Profeſſor an der Univerſität Tokyo iſt, der nicht bloß ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung in Deutſchland genoſſen hat, ſondern auch jahrelang Dozent am orientaliſchen Seminar in Berlin geweſen iſt. Hören wir, welches Urteil Profeſſor Inouye über das Chriſtentum abgiebt:

„In den ſogenannten chriſtlichen Ländern hat das Chriſtentum keinen wirklichen Einfluß. Weiber und Kinder halten ſich noch zu den Kirchen. Männer beſuchen ſie nicht, ausgenommen einige Schneider, Bäcker und Leute von der Art. Naturwiſſenſchaftlich und philoſophiſch gebildete Leute ſind über die Religion ihres Landes erhaben. Einige wenige arme Studenten in Deutſchland haben noch den Wunſch, Theologie zu ſtudieren — hauptſächlich als ein Mittel zur Gewinnung ihres Lebensunterhaltes — und ſo werden noch theologiſche Lehrſtühle an den großen Univerſitäten unterhalten. Auf dieſen Lehrſtühlen ſitzen einige große Gelehrte, aber dieſe ſind nicht zugleich große Chriſten. Sie ſind Hebräer, Egyptologen u. dergl. Seien wir dankbar, daß unſere japaniſchen Univerſitäten keine ſolchen veralteten Anhängſel mehr haben.“ Vom Buddhismus behauptet er, daß er großen Halt in Europa und Amerika gewinnt. Er vergleicht dann die europäiſchen Länder hinſichtlich der Moral mit Japan, und ſein Vergleich fällt zu Gunſten des letzteren aus. Das buddhiſtiſche Japan ſei beſſer als das chriſtliche Europa und Amerika. Das ſehe man auch daraus, daß Yokohama und Kobe, wo der europäiſche Einfluß am größten iſt, die ſchlimmſten Plätze in Japan ſind. „Durch die Geſchichte hindurch,“ ſo führt er weiter aus, „iſt der Triumph des Chriſtentums immer zuſammengefallen mit dem Verfall des nationalen Wohlſtandes; und heutzutage kommen die Nationen in demſelben Verhältnis vorwärts, in dem ſie ſich von der Lehre Jeſu abwenden“. Einige gute Seiten ſpricht er allerdings dem Chriſtentum zu, aber ſeine Überzeugung geht doch dahin, daß ſeine üblen Einflüſſe bei weitem die Wohlthaten überragen, die es der Menſchheit gebracht hat. — Ein Schrei der Entrüſtung ging durch die japaniſche Chriſtenheit, und man iſt Profeſſor Inouye die Antwort nicht ſchuldig geblieben. Unter anderen (vgl. S. 113) hat ihm ein angeſehener chriſtlicher Schriftſteller Takahaſhi Goro eine ſolche Abfertigung zuteil werden laſſen, daß auch von nichtchriſtlichen

Stimmen der wissenschaftliche Ruf Inouyes als vernichtet bezeichnet wurde. Als Kuriosum sei angeführt, daß die von der französischen katholischen Mission herausgegebene Zeitschrift in ihrer Erwiderung sagt, Professor Inouye folge unsicheren Führern, wie Luther, Renan, Spencer.[1])

Wie zu den Zeiten eines Julian das unterliegende Heidentum der Religion Jesu die Waffen entlehnte, genau so sehen wir heute in Japan den Buddhismus sich bemühen, das Christentum mit den eignen Waffen zu bekämpfen. Da das Gemeinschaftsleben der Christen den Nichtchristen am meisten in die Augen fällt und Eindruck auf sie macht, so suchen auch die Buddhisten Gemeinden zu sammeln. Da werden Versammlungen abgehalten mit Vorträgen. Da werden Jünglingsvereine organisiert. Broschüren und Zeitschriften werden in großer Zahl verbreitet. Auch in der Liebesthätigkeit sucht man es den Christen gleichzuthun. Die letzten Jahre haben eine Menge buddhistischer barmherziger Anstalten, wie Krankenhäuser, Freischulen u. dgl. entstehen sehen. So wurde im vergangenen Frühjahre in Kanda, dem Stadtteile, in welchem unsere Missionare wohnen, ein buddhistisches Krankenhaus eröffnet, welches Arzneien und ärztliche Behandlung (ob durch europäisch gebildete Ärzte ist aus dem betr. Zeitungsberichte nicht zu ersehen) unentgeltlich verabreicht. Wenn die Christen sich auf das strenge sittliche Verhalten ihrer Glieder berufen, so suchen die Buddhisten sich ähnliche Beweismittel zu verschaffen. In der buddhistischen Zeitschrift Hansei zasshi dringt ein angesehener Buddhist darauf, daß die Schullehrer sich des Genusses geistiger Getränke enthalten sollen, um durch dies Vorbild auf die heranwachsende Generation einzuwirken. Da man auf buddhistischer Seite das wissenschaftliche Übergewicht der Gegner sehr wohl fühlt, so sucht man auch hierin das Versäumte nachzuholen, indem man auf wissenschaftliche Ausbildung junger Buddhisten Wert legt. Man schickt nicht bloß junge Leute nach Deutschland, um hier Philosophie zu studieren, sondern auch nach Indien, damit sie den Buddhismus in seiner Heimat studieren. Daß ab und zu Nachrichten kommen, daß die Zahl der Anhänger des Buddhismus in Europa im Zunehmen begriffen sei, trägt nicht wenig dazu bei, die Zuversicht in buddhistischen Kreisen zu stärken.

Man sieht, es wird hier auf der ganzen Linie mobil gemacht. Es zeigt sich auch hierbei, daß der Buddhismus noch einen ungemein festen Halt im Volke hat. Man übersieht noch viel zu sehr, daß Tokyo, das allerdings stark europäisch beeinflußt und damit kein günstiger Boden für den Buddhismus ist, noch lange nicht Japan ist. Die Hauptmasse des Volks steht noch unter buddhistischem Einfluß. Und wenn es heißt, daß sich die einheimischen Religionen im Zustande des Verfalls befinden, so mag dies von ihrem inneren Leben gelten, nicht aber von dem Einfluß, den der Buddhismus durch seine hierarchisch gegliederte Priesterschaft, durch

[1]) Die buddhistische Zeitschrift Bukkyo Koron sagt von dem Angriffe Inouyes auf das Christentum: „Professor Inouyes Schreiben ist eine nationale Verteidigungsthat. Es hat die Christen in große Verwirrung gesetzt. Kopf und Herz erzittern ihnen. Hier ist eine Gelegenheit, das Christentum in Japan zu unterdrücken. Man sehe, was das Christentum an Griechenland, an Rom, an Hawaii gethan hat. Man erinnere sich, was es in der Ashikaga-Ära unseres Landes (um 1600) versucht hat. Wenn es so viel Übles that, als es schwach war, was wird es jetzt thun, wo es so stark geworden ist? Wer sein Vaterland lieb hat, darf nicht gleichgiltig bleiben. Wir müssen uns erheben um unseres Landes willen und diese Religion unterdrücken".

den pomphaften Gottesdienst, durch Tradition, Gewohnheit und Aberglauben auf die Masse des Volks ausübt. Von diesem Einfluß nur ein Beispiel. Seit einer ganzen Reihe von Jahren wird an dem Wiederaufbau des Higashi Hongwanji-Tempels in Kyoto, eines der Hauptquartiere der Shinshiu-Sekte, der im Jahre 1864 durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, gearbeitet. Daß zum Aufwinden der riesigen Balken Seile aus Frauenhaaren verwendet werden, die von opferwilligen Frauen zu diesem Zwecke gespendet wurden, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Im Laufe der Jahre, war nun durch den Bau eine Schuld von nicht weniger als anderthalb Millionen Yen (1 Yen = ca. 3 Mark) entstanden. An der Spitze der Gläubiger stand die Mitsui-Bank mit nahezu einer Million Yen. Um dies gewaltige Defizit zu decken, beschloß die Priesterschaft des Tempels im vergangenen Jahre, eine Sammlung unter den Bekennern ihrer Sekte zu veranstalten. Selbst in den beteiligten Kreisen schüttelte man den Kopf zu diesem Plane. Es wurden jedoch die kühnsten Erwartungen übertroffen. Die Beiträge gingen mit solcher Schnelligkeit und in solcher Höhe ein, daß selbst die Veranstalter überrascht waren. In kurzer Zeit kam eine Million Yen ein. Ganz besonders thaten sich die Präfekturen Aichi und Gifu hervor, dieselben Präfekturen, die durch das Erdbeben im Oktober 1891 so furchtbar heimgesucht wurden. Hier kamen im Durchschnitt sieben Yen, in den Provinzen Kaga und Etchiu fünf Yen auf jedes Haus; für die bescheidenen Vermögensverhältnisse, in denen die Japaner im Durchschnitt leben, horrende Summen!

Von anderer Seite hat jedoch der Buddhismus im vergangenen Jahre auch einen schweren Schlag erlitten[1]). Nachdem die Regierung im Bestreben, die im Jahre 1884 ausgesprochene Entstaatlichung der einheimischen Religionen in konsequenter Weise durchzuführen, vor einer Reihe von Jahren bereits den zu den Tempeln gehörigen Landbesitz eingezogen hatte, hat der Stadtrat von Tokyo jetzt beschlossen, daß die Friedhöfe, die bisher unter der Aufsicht der verschiedenen Tempel standen, in Zukunft unter der Kontrolle städtischer Beamten stehen sollen. Das hat zur Folge, daß die buddhistischen Priester nicht mehr in der Lage sein werden, die Plätze für Gräber zu verkaufen, was bisher den größten Teil ihrer Einnahmen ausmachte. Allerdings ist die Maßregel zunächst auf die Hauptstadt Tokyo beschränkt, aber andere Plätze werden zweifellos bald nachfolgen. Dies Versiegen einer Haupteinnahmequelle wird die buddhistischen Priester zwingen, sich mehr und mehr auf die Gaben ihrer Bekenner zu verlassen und darum ein neuer Anstoß zur Wiedergewinnung und Befestigung ihres Einflusses im Volke sein.

Den ersten Ansturm dieser dem Christentum feindseligen Bewegung haben begreiflicherweise die japanischen Christen auszuhalten. Nicht, als ob ihre Glaubensfreiheit in Gefahr kommen könnte. Denn diese ist ihnen in der Verfassung vom Kaiser verbrieft und versiegelt, und es giebt auch japanische Nichtchristen genug, welche eifersüchtig über die Wahrung dieses Rechtes wachen, auch wenn sie dem Christentume nicht gerade günstig gesinnt sind. Als vor etwa einem Jahre berichtet wurde, daß der Gouverneur von Kumamoto (im Süden von Japan gelegen) die Vorsteher der Unter-

[1]) Allg. Ztg. (München) Nr. 46 vom 15. Febr. 1893 (Morgenbl.).

bezirke angewiesen hatte, darauf zu halten, daß sich die Volksschullehrer weder politischen Parteien, noch dem Christentume anschlössen, und daß infolgedessen auch vieren von den Schülern einer höheren Bürgerschule das Studium der Bibel untersagt und einer, der sich weigerte, dies Verbot zu befolgen, aus der Anstalt ausgeschlossen worden war, da war der Appell, den die Christen wie an die Obrigkeiten, so auch an die öffentliche Meinung richteten, in letzterer Hinsicht sofort von Erfolg begleitet[1]). Die Tagesblätter, auch die nichtchristlichen, soweit sie nicht buddhistisch sind, waren einstimmig in der Verurteilung der genannten Maßregel. Wir wollen einige Urteile, weil charakteristisch, hier mitteilen. Die „Yomiuri Shimbun" schrieb: „Das Vorgehen des Gouverneurs und des Vorstehers der betreffenden Schule muß dem noch immer wirksamen Konflikt der alten und neuen Ideen zugeschrieben werden. Der armselige Konservatismus des Gouverneurs hat ihn zu einer offenen Verletzung der Verfassung verführt, und hat einen Protest der leitenden Christen hervorgerufen, mit welchem jeder rechtlich denkende Mann sympathisieren muß. Zweifellos haben die Christen im eigenen Interesse protestiert. Da aber das Vorgehen des Gouverneurs eine entschiedene Verletzung der Verfassung bedeutet, so müssen es alle guten Japaner, was immer auch ihre religiöse Überzeugung sei, verurteilen." Ein anderes Blatt, die „Kokumin Shimbun" fügt hinzu, daß ihr ähnliche Beispiele von Unduldsamkeit auch noch von anderen Orten berichtet worden seien und protestiert energisch, wie sie hinzufügt, nicht im Interesse des Christentums, oder irgend einer anderen Religion, das liege ihr vollständig fern, sondern weil es sich um eine offene Verletzung der Verfassung handle. „Wenn man", so sagt das genannte Blatt, „einen so flagranten Bruch der nationalen Freiheitsurkunde hingehen läßt, wer vermag zu sagen, was dann noch folgen kann? Schüler sind jetzt aus einer öffentlichen Schule ausgestoßen worden, weil sie die christliche Bibel studierten. Kann nicht der nächste Schritt sein, alle Lehrer zu entlassen, welche sich zum Buddhismus bekennen? Oder was hindert, ähnliche Maßregeln gegen die Anhänger Darwins oder Kants zu ergreifen?"[2]) Trotz dieses Schutzes, der ihnen von diesen Seiten zuteil wird, werden doch viele Glieder der Christengemeinden abtrünnig werden. Auch in seiner weiteren Ausbreitung wird das Christentum allenthalben auf wohlberechneten, organisierten Widerstand stoßen, und mancher heftige Kampf wird ausgefochten werden müssen. Vor allem ist vorauszusehen, daß die Fortschritte in der Zahl der Bekehrungen in der nächsten Zeit nicht mehr so große sein werden, als bisher. Denn es wird immer größerer Mut dazu gehören, sich dem Christentum anzuschließen.

Man braucht aber trotzdem nicht mit Beunruhigung in die Zukunft zu schauen. Werden die Fortschritte nicht mehr so lawinenartige sein, wie vor 10 oder 5 Jahren, werden viele wieder abfallen, so wird doch dadurch

---

[1]) Welche Schritte seitens der Regierung gethan worden sind, ist dem Verfasser nicht bekannt geworden. Nach der sonstigen Haltung der Regierung kann man nicht annehmen, daß sie die Haltung des Gouverneurs gebilligt habe.

[2]) Allg. Ztg. (München) Nr. 341 vom 8. Dezbr. 1892. 2. Morgenbl.

auch die Spreu von dem Weizen geſondert werden, und was die Gemeinden an äußerer Ausdehnung verlieren, werden ſie an innerer Kraft gewinnen; das Feuer der Trübſal wird auch hier läuternd und kräftigend wirken. Es iſt gerade dieſen Verfolgungen und Anfeindungen gegenüber erhebend zu bemerken, wie die Reihen der japaniſchen Chriſten den Kampf führen mit Beſonnenheit und Ruhe, aber auch mit echt chriſtlichem Siegesbewußtſein. Sie ſind geſchart um das Kreuz Jeſu Chriſti, wohl wiſſend, daß an dies Banner ſich noch allezeit der Sieg geheftet hat. Weit entfernt, entmutigt zu ſein, oder ſich auch nur auf die Verteidigung zu beſchränken, fühlen ſie ſich als die Angreifenden und gehen vor mit dem alten Kampfes- und Siegesrufe: „Hie Schwert des Herrn und Gideon!“

Dieſes Selbſtgefühl der japaniſchen Chriſten auf der einen Seite, aber auch die dem japaniſchen Volkscharakter tief einwurzelnde Abneigung den Fremden gegenüber, nicht zum wenigſten auch die fortwährenden Angriffe der Gegner, die ſich das Verhältnis der einheimiſchen Gemeinden den fremden Miſſionen gegenüber mit beſonderer Vorliebe und mit Erfolg zum Zielpunkt nehmen, haben auch die innerchriſtliche Bewegung gefördert, welche darauf ausgeht, die einheimiſchen Gemeinden von fremder Hilfe und fremder Leitung unabhängig zu machen. Bei den vom „American Board“ in Japan gegründeten zahlreichen Gemeinden iſt es im Laufe dieſes Jahres (1893) zu einem entſcheidenden Schritte gekommen. Die Frage der Selbſtändigerklärung der Gemeinden ſtand auf der Tagesordnung des diesjährigen Konventes der kongregationaliſtiſchen Gemeinden (Kumiai Kyokai), welcher vom 5. April an in der unſeren Leſern aus früheren Berichten wohlbekannten Banchokirche ſtattfand. Wir wollen über dies überaus wichtige Ereignis die japaniſche „Kiriſutokyoſchimbun“ ſelbſt berichten laſſen. Vier Tage nahmen die Verhandlungen in Anſpruch. 42 Delegierte waren zugegen von Gemeinden, die ſich ſelbſt erhalten, 9 von ſolchen, die vom American Board unterſtützt werden und 9 amerikaniſche Miſſionare der genannten Miſſionsgeſellſchaft. „Der erſte Tag“, ſo heißt es in dem genannten Berichte, „ging nicht vorüber, ohne daß es zu dem vorhergeſehenen Zuſammenſtoß zwiſchen den Befürwortern und den Gegnern der Trennung der kongregationaliſtiſchen Gemeinden vom American Board gekommen wäre. Jeden Tag wurde der Gegenſtand wieder aufgenommen, und in der Hitze der Debatte wurden vielleicht ſtärkere Ausdrücke gebraucht, als die Sprecher wohl ſonſt unter ruhigeren Verhältniſſen gebraucht haben würden. Man hatte der Verſammlung mit großen Beſorgniſſen entgegengeſehen. Viele hatten die Beſorgnis geäußert, daß die Unabhängigen ſich von Ehrgeiz und Herrſchſucht leiten ließen, andere, daß die Gegner aus der Konferenz ausſcheiden würden. Es war, als wenn eine Wolke im Sommer die Sonne verhüllt. Aber nach dem Sturm iſt alles klar. Die Verhandlungen führten zu einem feſten Ergebnis. Die Kumiaigemeinden erhalten ſich ſelbſt; keine anderen, als ſolche, werden als zu dieſer Gemeinſchaft gehörig betrachtet. Gemeinden, welche noch fremder Hilfe bedürfen, werden Dendo Kyokai oder Miſſionsgemeinden genannt. Dieſe haben ſich ſo ſchnell als möglich unabhängig zu machen, und ſo bald ſie das werden, erhalten ſie die volle Mitgliedſchaft der kongregationaliſtiſchen Kirche, die Statiſtik dieſer Vereinigung wird in Zukunft von Japanern aufgeſtellt und veröffentlicht,

nicht wie bisher von den Vertretern des American Board[1])". — Unter den Episkopalisten ist die gleiche Bewegung im Gange.

Mit diesen so sehr veränderten Verhältnissen haben nun auch die fremden Missionen zu rechnen. Das Gefühl der Fremde, das die heidnischen Völker immer gegenüber dem Missionar haben, steigert sich in Japan mehr und mehr zur Abneigung. Die direkte Mission unter den Japanern wird dadurch immer schwieriger werden. Die Missionen werden daher mehr und mehr den indirekten Weg betreten müssen. Sie werden vor allem darauf angewiesen sein, junge Japaner zu Geistlichen auszubilden, indem sie sie wissenschaftlich und praktisch zu befähigen suchen, das Evangelium ihren Volksgenossen zu predigen und japanische Gemeinden zu leiten. Sodann bleibt noch der andere Weg, mit Hilfe des gedruckten Wortes zum Herzen des Volkes vorzudringen. Es könnte leicht dahin kommen, daß dies die überhaupt einzig noch mögliche Art, in Japan Mission zu treiben, würde. Während andere Missionen mit Bestürzung diese Bewegung ansehen, darf unser Missionsverein sich sagen, daß er von Anfang an auf der rechten Bahn gewesen ist und den sich stellenden neuen Aufgaben wohlgerüstet entgegengeht. Sein bereits erprobtes Rüstzeug, mit dem er diesen neuen Aufgaben gegenüber tritt, ist die theologische Schule und die in japanischer Sprache erscheinende Zeitschrift „Shinri" — die theologische Schule, die durch die Tüchtigkeit und gründliche wissenschaftliche Bildung der deutschen Missionare in den christlichen Kreisen Japans sich hohen Ansehens erfreut, und die von unserem jungen japanischen Freunde, dem von unserer theologischen Schule ausgebildeten Pfarrer Minami, geleitete Zeitschrift, von der dasselbe gilt. Da mein Urteil leicht parteiisch erscheinen könnte, so will ich ein ganz unparteiisches mitteilen, das mir zufällig neulich zu Gesichte kam. Es kommt von einer Seite, von der man sonst nicht eben große Freundlichkeit gegenüber uns Deutschen im allgemeinen und gegenüber unserer Mission im besonderen zu erwarten gewohnt war. Die in Yokohama erscheinende, von einem Engländer herausgegebene „Japan Mail" bringt ab und zu einen Überblick über den Inhalt der japanischen christlichen Zeitschriften. Über unser „Shinri" schreibt sie am 4. August 1893 folgendes: „Die Zeitschrift Shinri (German Evangelical) erscheint jeden Monat, gefüllt mit Artikeln von so großem Gedankenreichtum, daß sie nach dem Urteile vieler eine der trefflichsten Veröffentlichungen Japans genannt werden kann. Daß wir sie in unseren Übersichten bisher so wenig berücksichtigt haben, liegt daran, daß diese Artikel häufig von Ausländern herrühren; und unsere Absicht ist, nur litterarische Erzeugnisse von Japanern zu besprechen. In der letzten Nummer des Shinri indessen findet sich ein ernster und trefflicher Artikel über den oft behandelten Gegenstand: „Wissenschaft und Religion" von Herrn Maruyama Michikazu. „Wissenschaft", so sagt er, „läßt uns zuletzt vor einem algebraischen X stehen, aber das Herz des Menschen verlangt zu wissen, was dies X wohl ist. Religion allein kann uns die Antwort hierauf geben. Laplace konnte mit seinem Fernrohre Gott nicht finden. Nein! Ebenso wie der Chemiker die Schönheit der Blume nicht in seiner Retorte finden kann. Religion kann keine Eisenbahnen oder Maschinen

[1]) z. B. Taufen innerhalb der kongregationalistischen Gemeinden wurden bisher, auch wenn sie von japanischen Geistlichen vollzogen wurden, in der Missionsstatistik des American Board aufgeführt.

bauen; aber sind die Gebete Jesu am Kreuz und die Gebete der Monica für ihren Sohn Augustin weniger wichtig für das Wohl der Menschheit, als die technischen Erfindungen?" Herr Maruyama setzt ferner auseinander, daß die Behauptung, daß Naturwissenschaft und Philosophie auf sicheren und bekannten Grundlagen beruhen, während die Religion allein auf dem Glauben beruhe, unrichtig ist. „Wer hat jemals ein Atom gesehen, oder den Raum, oder die Kraft? Und doch bauen die Naturwissenschaften auf sie. Philosophie gleicherweise setzt voraus, was sie nicht beweisen kann, die Fähigkeit des Menschen, die Dinge zu erkennen, so wie sie sind, was einfach ein Akt des Glaubens an die Identität der Dinge und Gedanken ist. Mathemathik, die exakteste aller Naturwissenschaften, geht vor nicht nach der Methode der Induktion, sondern der Deduktion, indem sie sich selbst auf erstaunliche Postulate stützt — den Glauben an die Richtigkeit ihrer eigenen Axiome." In derselben Zeitschrift findet sich ein Artikel über „Handel und Christentum" von Herrn Minami und ein andrer von demselben über die schwierigen Stellen der Bibel."

So kann sich unser Missionsverein, der heute nach neunjähriger, durch Gottes Gnade nicht vergeblicher Thätigkeit wieder am Orte seiner Geburt tagt, sagen, daß er auf dem rechten Wege ist. Möge die Unterstützung unseres Werkes seitens des evangelischen Deutschlands und der Schweiz eine immer reichere werden!

Der geschilderten Notlage gegenüber erwachsen uns neue Pflichten. Wir haben es unternommen, dem Volke im fernen Osten das Evangelium Jesu Christi zu predigen. Unter den sich jetzt entgegenstellenden Schwierigkeiten dürfen wir erst recht nicht nachlassen. Wir dürfen's nicht um der Treue willen, die wir unserm Herrn und Meister gelobt haben, wir dürfen's auch nicht um unserer japanischen Glaubensbrüder willen. Wir haben ihnen das Evangelium gebracht. Jetzt, wo sie um ihres Glaubens willen in Gefahren und Anfechtungen kommen, sollen sie wissen, daß wir ihre Sache als die unsere betrachten. Sie sollen wissen, daß wir hinter ihnen stehen mit unserer Hilfe und mit unseren Gebeten. Die Nacht ist vergangen in Japan und der Tag bricht an. Aber ein düsteres Morgenrot verkündet Wetter und Sturm. Helfen wir unseren japanischen Glaubensbrüdern die kommenden Stürme überwinden, arbeiten wir mit allen Kräften daran mit, daß über dem herrlichen Lande im fernen Ostasien voll der Tag aufgehe, der Tag, der erleuchtet und erwärmt wird von der Sonne Jesus Christus!

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von **Paul Gloatz**, Lic., Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

VI.

Aber gerade die Himmelsanschauung, an der das Gottesbewußtsein haftet, ermöglicht auch eine Unterscheidung des schöpferischen Himmelsgeistes und der Urahnen, sofern diese mit Sonne, Mond und Sternen verknüpft werden. Freilich ist

diese Entwicklungsstufe von den meisten Bantuvölkern überschritten, aber sie läßt sich doch noch nachweisen in Resten alter Mythen. Campbell (Reisen 1823 S. 152) erfuhr durch den Regenmacher Marokay Folgendes: „Im Land der Marutse ist eine große Höhle, aus der die ersten Menschen kamen, deren Fußtapfen noch jetzt daselbst sichtbar sind. Ein Mann kam lange vorher heraus, ging aber zurück und ist noch jetzt darin. Marokay sah die Höhle nicht selbst, aber sein verstorbener Onkel. Auch das Vieh kam aus derselben. Matuhme (offenbar = kaffr. um-Ntu) war der erste Mensch, hatte einen jüngern Bruder gleichen Namens und eine Schwester Matuhmyan. Sie war die erste, die aus der Höhle kam; ihr war die Fürsorge für das Vieh anbefohlen. Als aber ihr jüngerer Bruder Matuhme herauskam, trieb dieser ohne Erlaubnis das Vieh um das Ende des Berges herum, worüber seine Schwester, welche Arznei zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit besaß, so entrüstet wurde, daß sie mit ihrer köstlichen Arznei in die Höhle zurückkehrte. Demzufolge kamen Krankheit und Tod in die Welt." Aus der Analogie der Hottentotten-Mythologie ergiebt sich die Deutung. Die Schwester mit der Obhut über das Vieh ist der hier weiblich gefaßte Mond, der die Sternenherde weidet, Matuhme, der sie wegtreibt, ist die männlich gedachte Sonne. Da der Mond ihre Hitze nicht lindert, entsteht Krankheit und Tod unter den Menschen, die zugleich als Kinder von Mond und Sonne gedacht sind, wie die Höhle in der betschhumischen Urheimat zugleich die Höhlung des Himmels und der Unterwelt ist. Réville S. 143 führt auch die Vorstellung der Bapedi vom Ursprung aus der Höhle an, die noch an einem geheim gehaltenen Ort vorhanden sei. Auch die Zulu kamen aus einer Höhle mit Assagais, Schaufeln, Feuerzeug, ein paar Rindern und wenig Korn (Bastian, Vorgeschichtl. Schöpfungslieder S. 41). Derselbe Urmensch Ntu findet sich in der von Wilson-Felkin (Uganda I, 114 f.) mitgeteilten Sage der Waganda als ihr erster König Ki-ntu, der nach der Rückkehr von der Jagd seine Rinder nicht findet. Jemand sagt ihm: „Die Götter sind vom Himmel herabgekommen und haben sie gestohlen." Kintu geht in den Himmel; die Götter knüpfen die Wiedererlangung des Viehs an 3 Aufgaben, deren Lösung ihm durch verschiedene Tiere gelingt, weil er oft, obwohl ein großer Jäger, doch mildgesinnt, gefangene Tiere freigelassen. So helfen ihm Ratten das übergroße Mahl vertilgen (das ihm wohl zu den weiteren Aufgaben stärken soll), Schwalben Wasser ohne Seil aus einem tiefen Brunnen ziehn (ist dieser Brunnen nicht identisch mit jenem Schöpfungsloch, der Ursprungshöhle?), zuletzt eine Biene auf einer Ebene voll zahlloser Rinder die seinigen herausfinden. Diese Ebene mit Rindern dürfen wir aber gar nicht wieder auf Erden denken, sondern am Himmel mit seinen Sternen nach unserer Deutung des entsprechenden südafrikanischen Mythus; Kintu geht eben in den Himmel und erlangt dort seine Rinder wieder unter den Sternen. Aber gewiß sind auch die Seelen seiner Nachkommen in dem gestirnten Himmel gedacht, vielleicht sogar präexistierend, was bei dem totemistischen Seelenwanderungsglauben, dem die auf den Urahn zurückgeführten Tierschonungen und die ihm von Tieren wunderbar geleisteten Hilfen entsprechen, nicht so fern liegt. Von Sonne und Mond ist aber hier nicht die Rede; wir sehen hier bereits das religiöse Bewußtsein der Bantu zu seiner dritten über das der Hottentotten hinausführenden Entwicklungsstufe fortschreiten, zur Ablösung der Urmenschen von Sonne und Mond. Eine versteckte Andeutung auf sie liegt jedoch in den Göttern im Himmel, die ihm sein Vieh rauben; daß sein Gang zu ihnen wirklich seinen Tod und Versetzung zu ihnen bedeutet, wird dadurch bewiesen, daß, wie schon Stanley erfahren, sich stets der Glaube erhalten, der verschollene Kintu sei noch am Leben; seine beiden Nachfolger Tschwa (Chwa bei Wilson, s. ob. S. 229

Anm. 2), sein ältester Sohn, und Kamiera hätten vergeblich nach ihm suchen lassen. Einem späteren Könige von Uganda, dem Ma'anda, soll eine flüchtig vorübergehende, bald wieder in Nebel zerronnene Erscheinung des Ahnherrn sich gezeigt haben (vgl. R. Hartmann, Nilländer 1884 S. 195). Es finden sich aber noch manche anderweitige Spuren, daß auch die Bantu auf einer früheren Entwicklungsstufe in Sonne und Mond ihre Urahnen gesehn, ganz wie die San und Hottentotten, nur mit verändertem Geschlecht. Zunächst bei den Konde (Wanyakusa d. h. die Leute der Gewässer) am Nyassa, die nach ihrer Tradition aus Osten (d. h. vielleicht auch von der Sonne) stammen, ist die Sonne männlich, der Mond weiblich; die Sterne sind die Kinder von beiden. Auch die Tautropfen sind Sterne, die in der Nacht wieder zum Himmel steigen. Der Mond läuft der Sonne nach, wird müde dabei und stirbt zuletzt. Dann wird er alle vier Wochen neu geschaffen. Die Gewitterwolken sind kämpfende Gewalten, die ihre Kampfgeschosse, die Blitze aufeinander werfen. Wenn sie einmal nicht treffen, fällt der Blitz zur Erde, steigt aber auch wieder hinauf, denn sonst hätte man doch schon einen Blitz gefunden (Merensky, Vortrag über die Konde in der Julisitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1893). Das sieht nun auch ganz wie sinnige Naturmythologie aus; aber, wenn wir weiter hören, daß der höchste weiße Gott im Himmel, den man in Not und Dürre als himmlischen Vater anruft, zuerst zwei Menschen geschaffen, von denen der Mann das Weib totgeschlagen, weil es reicher begabt war, und deshalb unstät und flüchtig sein muß, das Weib aber wieder lebendig wurde, — so ist das Weib offenbar der Mond, der Mann die Sonne, welche ihrer Hitze wegen als böse gilt; beide aber sind als die Urmenschen gedacht, von welchen alle anderen Menschen stammen, die auch (wie auf der Goldküste) Gottes Kinder heißen, weil der weiße Himmelsgott doch durch die Urmenschen auch ihr Vater ist. Die Sterne sind dann die abgeschiedenen Geister der Menschen, welche auch in den Gewitterwolken sich zanken und schlagen. Vgl. noch Emin Pascha, Reisebriefe 1888 S. 90: „In uralter Zeit, sagen die Wanyoro, waren der Leute viel auf dieser Erde. Sie starben nicht, sondern lebten ewig. Da sie aber übermütig wurden und keine Gaben darbrachten ergrimmte der große Zauberer[1]) (Njavankja oder Kagra), der die Geschicke der Menschen lenkt und warf das ganze Himmelsgewölbe auf die Erde nieder[2])

---

[1]) In den Reisebriefen steht immer „Zauber"; aber Ratzel, ihr Mitherausgeber schreibt in seiner Völkerkunde I. S. 469 bei Wiedergabe derselben Erzählung: „Zauberer".

[2]) Das wäre in afrikanischer Ausdrucksweise die Sintflut. Es fragt sich aber, ob sie nicht durch arabischen Einfluß eingemengt ist. Auf solchen brauchte man nicht zu rekurrieren, wenn der Untergang der Menschen durch das Ungeheuer Kammapa, das man dann wie die nordische Midgardschlange oder den babylonischen Seedrachen Tiamat sich vorstellen müßte, mit obiger Erzählung aus Unyoro identisch wäre. Aber was soll es denn in dem von Casalis mitgeteilten Basuthomärchen (auch in Baumgarten, Deutsch-Afr. S. 400 ff.) bedeuten, daß Litaolane (d. h. der Prophet), der Sohn des allein übrig gebliebenen Weibes, sich auch von dem Weltfresser verschlucken läßt, um ihm dann mit seinem Messer die Eingeweide zu zerschneiden und eine Öffnung anzubringen, durch welche die verschlungenen Völker der Erde wie er selbst aus Kammapas Bauch entkommen? Handelt es sich hier nur um die Wiederbevölkerung der Erde oder um eine Auferstehung, deren schwache Ahnung Livingstone (Neue Missionsreisen S. 243) in Erzählungen oder Fabeln findet, die in einigen Gegenden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden? Die Erretteten suchen sich ihres Retters aus Furcht vor ihm wieder zu entledigen, indem sie sagen: „Er ist ein Wunder, kein Mensch — er kann nicht mit uns zusammenwohnen; sorgen wir, daß er wieder von der Erde verschwinde". Bedeutet das etwa, daß Sonne und Sterne am Himmel nicht können zusammen sein? Die Grube, die dem Litaolane gegraben wird, mit einer Bank zum Ausruhen darüber, könnte den Sonnenuntergang

und tötete sie alle. Um aber die Erde nicht verödet zu lassen, sandte der große Zauberer einen Mann und eine Frau „von oben“ hernieder; beide waren geschwänzt[1]). Sie zeugten einen Sohn und zwei Töchter, die mit einander Umgang pflogen. Eine gebar ein ekelhaftes Tier, das Cha-

---

bezeichnen, dem aber wieder ein Sonnenaufgang folgt. Von neuem verfolgt, verwandelt er sich in einen Stein. Den flachen Stein, mit dem sich der hottentottische Mondgott Tsu-goab vermählte, haben wir oben auch als Sonne gedeutet. Litaolane erscheint als ein geheimnisvolles, nicht bloß menschliches Wesen. Statt seiner wird auch Hubeane genannt, der nach Erzählung der Basutho (Merensky, Beitr. S. 124) die Menschen schuf, während sein Vater die Erde und die Tiere machte. Diese Unterscheidung des Welt- und des Menschenschöpfers kennzeichnet diesen letzteren als den Stammvater des Menschengeschlechts; seinen Namen haben wir aber oben (93 S. 229 Anm. 2) mit dialektischen Formen der Wortwurzel für Himmel verknüpft, welche zugleich die Sonne bezeichnen. So wäre also auch in dem rätselhaften Mythus von Kammapa und Litaolane der Urmensch mit der Sonne identifiziert. In der Sonne weilt er aber als abgeschiedener Geist, wie in den Sternen die Seelen der anderen Menschen, da die Verschlingung durch Kammapa vorhergeht. Dies Ungeheuer könnte aber füglich nur die Unterwelt bedeuten, wiewohl immer möglich bleibt, daß die Flutsage irgendwie hineinspielt. Auch das Gewitter scheint hineinzuspielen. Es ist wie eine Schilderung desselben: Kammapa verschluckt den Litaolane d. h. die Sonne versinkt hinter den Wolken; aber mit seinem Messer d. h. dem Blitz zerschneidet er dem Drachen die Eingeweide, der ein fürchterliches Geheul d. h. den Donner ausstößt. Die zahllosen Stimmen der zuerst Verschlungenen rufen aus allen Winkeln des Bauchs: „Durchbohre uns nicht!“ Diese Geisterstimmen sind die Stimmen des Windes, die Blitz und Donner begleiten. Der Mond scheint in diesem Mythus ganz zu fehlen; aber er könnte mit der Mutter des Litaolane hier gemeint sein, so gut wie die Sterngeister mit den von Kammapa verschlungenen Menschen. Daß der (weibliche) Mond hier nicht als Gattin, sondern als Mutter des Sonnenmannes erscheint, machte keinen großen Unterschied; bei den Volksstämmen, die nach der Mutterfolge ihren Stammbaum ordnen, und solche giebt es auch unter den Bantu — ist ganz konsequent der Urmensch nicht der Stammvater, sondern die Stammesmutter. Sie geht dem ersten Mann voran wie der Mond der Sonne und kann deshalb auch als seine Mutter gelten, die ihn auf geheimnisvolle Weise vom Himmelsvater empfangen zu haben scheint. Jedenfalls bezeichnet seine Geburt die morgendliche Selbstverjüngung der Sonne, wozu auch paßt, daß das Kind sogleich nach seiner Geburt zum Manne heranwächst und Reden voll Weisheit hält. (Dieser charakteristisch-solare Zug kehrt wieder in der oben aus Bastian mitgeteilten Geschichte von Singa, der am Tage der Geburt aufrecht stand und redete, aber den Regen zurückhielt.) Freilich erscheint nun im Basutho-Mythos Litaolane nur als Retter der von Kammapa verschlungenen Menschen, nicht als ihr Stammvater. Aber ist seine Geburt nur seine Selbstverjüngung, so kann es eben der Stammvater sein, der die Menschen zuerst geschaffen und in neuer Erscheinungsform sie aus dem Tod auch wieder zu neuem Leben führt. Réville p. 160 denkt auch bei dieser Sage an einen Sonnenmythus, aber läßt auch bei ihr und ähnlichen die Möglichkeit von Wandersagen zu mit der Annahme schon früher Mischung von Kaffern und Semiten an der Ostküste: Les légendes cafres recueillies par Bleek et Callaway tendent aussi à confirmer cette opinion. Il y en a de fort curieuses, dont les parallèles se retrouvent dans les contes arabes, par ex. l'histoire de la princesse engloutie avec toute son armeé dans le ventre d'un monstre tué par un héros qui fait sortir toute le monde, ce qui ressemble à un mythe solaire; celle de la reine-sorcière, dont la belle-fille oublia de réveiller les compagnons endormis; celle encore de deux frères, dont l'un assassina l'autre pour avoir sa belle vache blanche et fut dénoncé par un petit viseau qui n'était autre que le coeur de la vistime etc. Cf. La chaîne traditionelle de M. Hyacinthe Husson, Paris 1874. Auf die Frage, ob die Verbreitung solcher Sagen bei der großen Differenz ihrer Versionen nicht auch auf uraltes gemeinsames Gut hinweisen könne, können wir hier in diesem Zusammenhang uns unmöglich einlassen und meinen vorläufig genug erreicht zu haben, wenn wir den anscheinend so verworrenen Sagen, für die mir noch keine befriedigend durchgeführte Deutung bekannt ist, wenigstens einen erträglichen Sinn abgewonnen haben.

[1]) also Kometen.

mäleon (waisselikotto), die andere einen Riesen, den Mond. Beide Kinder wuchsen auf; bald aber begannen zwischen ihnen Streitigkeiten; denn das Chamäleon war böse und heimtückisch und zuletzt nahm der große Zauberer den Mond hinauf, von wo er noch immer auf die Erde herabschaut. Um aber an seine irdische Herkunft zu erinnern, wird er groß und leuchtend und nimmt ab, wie um zu sterben, stirbt aber nicht, sondern geht in zwei Tagen um den Horizont von Osten nach Westen und erscheint, müde von der Reise, klein am Westhimmel wieder. Die Sonne aber ergrimmte über den neuen Nebenbuhler und brannte ihn so, daß noch jetzt die Flecken in seinem Gesicht sichtbar sind. Das Chamäleon und seine Nachkommenschaft bevölkerten die Erde, die Schwänze gingen verloren und die ursprüngliche Hautfarbe wurde unter der glühenden Sonne bald dunkel. Aber noch jetzt sind die Himmelssphären von Leuten bewohnt, die geschwänzt sind und viele Herden haben. Die Sterne sind Wächter, die der große Zauberer während der Nacht ausstellt. Die Sonne ist von riesenhaften Leuten bewohnt". Emin bemerkt noch Seite 93: „Die Wanyoro spucken dreimal aus, wenn sie eine Sternschnuppe sehen" und erzählt Seite 94: „Als eines Abends Venus in voller Pracht am Himmel stand, fragte ich meine Begleiter nach dem Namen des Sterns. Die Wanyoro antworteten: Er heißt Njansi na kuehsi, die Geliebte des Mondes. Bakers Gemahlin wurde von den Wanyoro Njinjesi (Stern) genannt". Hiermit fällt neues Licht auf südafrikanische Parallelen. Nach Campbell Seite 24 erschreckt jedes Meteor die Betschuanen. Ratzel Seite 178 erwähnt die Furcht der Kaffern vor Kometen. Vor allem ergiebt sich, daß die den Hottentotten und Bantu gemeinsame Sage vom Ursprung des Todes uraltes afrikanisches Gemeingut ist, zumal da sie bei beiden doch charakteristische Sonderzüge hat. Gerade das Chamäleon findet sich als totemistisch gedachter Stammvater der Menschen in der Sage von Unyoro und erklärt seine durch die schneller laufende Eidechse vereitelte Botschaft an die Menschen, sie sollten ewig leben, in der beiden Abteilungen der südlichen Kaffern (nach Merensky S. 124) gemeinsamen Version. Die Zulu führen auch den dem Chamäleon gewordenen Auftrag auf ihren Urahn Unkulunkulu zurück; doch sehen wir in seiner Gestalt schon ein gänzliches Zurücktreten der früheren Verknüpfung der Urahnen mit Sonne und Mond, für die wir nur noch einige wichtige Reste beibringen wollen, um dann den Unkulunkulu noch besonders ins Auge zu fassen, dessen Bedeutung für die dritte Entwicklungsstufe dann erst völlig einleuchten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Australien und die Inseln der Südsee.

Von Prediger Dr. Luther in Cremmen.

4. Polynesien.

Auf den Witiinseln, die sich leider z. Z. in einem wirtschaftlichen Niedergang befinden, ist die Christianisierung fast vollendet. Vertiefung und Läuterung des christlichen Lebens der Eingeborenen ist nunmehr das von den Missionaren zu erstrebende Ziel. Ein arger Feind der Wesleyaner-Mission ist auch hier wieder der Katholizismus. Nachdem er 1886 und 87 viele

Anhänger an die Wesleyanischen Missionsgemeinden verloren hat, ist er nun mit allen Mitteln und Mittelchen daran Freunde zu gewinnen. Die Zahl der Katholiken auf den Wittinseln, die von Les Missions Catholiques 1888 p. 113 auf 10 000 angegeben wird, beträgt in Wirklichkeit nur ca. 4050. Angesichts der großen Anstrengungen, welche die katholischen Priester machen, die Wittinsulaner in den Schoß ihrer Kirche zu ziehen, wäre es bedauerlich, wenn der auf der Generalsynode der australischen Wesleyaner 1888 gefaßte Plan, von den 10 europäischen Missionaren des Witiarchipels 7 fortzunehmen, zur Ausführung kommt oder gekommen wäre. — Für die eingewanderten indischen Kulis und polynesischen Arbeiter hat die anglikanische Mission zwei Stationen errichtet in den Städten Suva und Levuka.

Im Tongaarchipel ist die evangelische Mission sehr geschädigt worden durch die im Jahre 1884 von dem Premierminister Baker herbeigeführte Kirchenspaltung. Baker verfolgte die Wesleyaner, die nicht seinem Willen gemäß in die Freikirche eintraten, aufs schärfste, beschuldigte ihre Missionare der Mitwisserschaft bei einem auf ihn verübten Attentat, ließ das Wesleyanische Missionsinstitut schließen, verschiedene Geistliche deportieren. Im Jahre 1890 hat ihn endlich die englische Regierung beseitigt. Es ist Hoffnung vorhanden, daß die Kirchenspaltung bald ein Ende finde. — Die für die Evangelischen so stürmischen Jahre hat natürlich die katholische Mission wacker für sich benutzt; Les Missions Catholiques 1887 schrieben triumphierend: „Während beide sich auf Leben und Tod bekämpfen, freut sich die katholische Kirche mit den Engeln des Himmels über mehr denn 600 Bekehrungen seit Jahresfrist".

Die Herveyinseln wurden 1888 von England annektiert, so daß ein guter Fortgang der evangelischen Missionsarbeit zu erhoffen ist. Leider schreitet der derzeitige Gouverneur (vgl. A. M. Z. 1891, 536) nicht energisch gegen den Branntweinverkauf ein; zum großen Schmerz der Missionare übt der Spiritus mehr und mehr eine verheerende Wirkung aus. Auch der Aussatz grassiert unter den Eingeborenen.

Von den Gesellschaftsinseln hat sich die Londoner Mission 1886 zurückgezogen, da ein freudiges und erfolgreiches Wirken unter der französischen Behörde ihr unmöglich geworden. Die französischen Kolonialgesetze gestatten in den Schulen nur die französische Sprache, verbieten Geldbeiträge für andere als französische Missionen. Die Pariser Missionsgesellschaft treibt nun auf den Gesellschaftsinseln (auch die westlicheren derselben, Rajatea, Porapora, Maupiti hat Frankreich 1888 annektiert) das Werk der Evangelisation. Sie hat gute, allgemein gerühmte Schulen, giebt auch eine treffliche Zeitschrift, L'Arc en Ciel, heraus. Die Regierung ist den Pariser evangelischen Missionaren günstig gesinnt. Von Tahiti aus haben die Pariser auch die Marquesasinseln in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen. Ihre Schule wird dort von ca. 90 Zöglingen besucht. Sie arbeiten in Gemeinschaft mit den bisher schon dort stationierten 3 Hawaiischen Missionaren.

Auf Samoa wird die ruhige Arbeit der Londoner und der Wesleyaner noch immer durch politische Wirren gestört. Wie die Zeitungen melden, ist eben erst wieder ein Bürgerkrieg ausgebrochen. Eine Abordnung der Londoner Muttergesellschaft, die 1887 Samoa besuchte, konnte von erfreulichen Resultaten ihrer Missionare berichten. Die Wesleyaner haben 40 Zöglinge in ihrem Missionsinstitut.

Auf den Sandwichinseln ist noch der American Board thätig. Neben ihm arbeitet auch die anglikanische Mission in dem Glauben „daß die anglikanische Kirche allein imstande sei, die hawaiischen Christen, denen der kirchliche Halt fehle, vor dem Romanismus zu schützen". Wir teilen voll und ganz die Meinung Grundemanns, daß die katholisierende Richtung dieser Kirche die Insulaner dem Katholizismus zutreibe. Die katholische Kirche

hat bedeutende Erfolge zu verzeichnen. 1887 ließ der König Kalakaua auf Wunsch des katholischen Premierministers (1891 gestorben) katholische barmherzige Schwestern für das Aussätzigen-Asyl in Honolulu aus Amerika kommen. Vielleicht kommt unter der Regierung seiner ihm auf den Thron gefolgten Schwester neues Leben in die hawaiianische Kirche, das alles katholische siegreich überwindet. In den letzten Jahren schien es an diesem frisch pulsierenden Leben zu fehlen. Wieder wachgerufen wird dasselbe wohl auch durch die Arbeit an den eingewanderten Chinesen und Japanern. Der American Board konnte 1885 in Honolulu das Haus des chinesischen Jünglingsvereins einweihen. Auch die Anglikaner missionieren unter den Chinesen und Japanern.

5. Mikronesien.

Die Mikronesier sind zumeist freundliche und gefällige Menschen, zutraulich gegen die Weißen, wenn sie eine gute Behandlung erfahren. Ihre Religion ist auch Ahnenkultus; die Priester besitzen großen Einfluß. Es herrscht zwar Polygamie, doch wird die Frau hier höher gewertet als sonst in Oceanien; bei den Gilbertinsulanern wird der Ehebruch streng bestraft.

Auf den Karolinen hatte der seit 1873 dort unter Aufsicht des American Board arbeitende Hawaiian Evangelical Association bis 1886 rühmenswerte Erfolge erzielt. Ponape war fast völlig christianisiert, die Häuptlinge der Insel traten für die Enthaltsamkeitssache ein, das N. T. war in die Ponapesprache übersetzt, eine Missionsärztin war angestellt, von Ponape dachte man mutig nach Westen, zu den Mortlockinseln, der Yapgruppe, den Palauinseln vorzudringen. Da kamen die Karolinen 1886 in den Besitz der Spanier. Der katholische Gouverneur ließ die meisten evangelischen Schulen schließen, tastete den Grundbesitz der evangelischen Mission an, verfuhr aufs härteste gegen die ihre Rechte verteidigenden Missionare. Die Kapuziner nisteten sich auf Ponape ein, suchten mit Hilfe des weltlichen Arms die Evangelischen zum Katholizismus zu zwingen, ließen unter ihren Augen Schnapsläden und Bordelle errichten, die spanischen Soldaten feierten Orgien der Unzucht. Die Eingeborenen, aufs furchtbarste gekränkt, empörten sich, erschlugen den Gouverneur. Ein besonnenerer Mann trat an seine Stelle, neues Hoffen regte sich unter den Evangelischen, doch ward er von dem 1890 ans Ruder gekommenen ultramontanen Ministerium in Spanien abberufen. Die taktlosen katholischen Priester beschworen abermals eine Revolution der Eingeborenen herauf. Zur Strafe zerstörten die Spanier das evangelische Missionsinstitut auf der Ostseite der Insel nebst der Kirche; den Missionaren wurde jede Arbeit unter den Eingeborenen verboten. In Europa hat sich niemand aufgeregt über die trefflichen Spanier und die „Brüder“ aus der „Schwesterkirche“!

Auf den Marschall- und Gilbertinseln missioniert ebenfalls der Hawaiian Evangelical Association, auf den südlichsten Inseln des Gilbertarchipels arbeitet die Londoner Mission von Samoa aus, letztere mit weit mehr Nachdruck und Erfolg als die erstere, die ihren eingeborenen Predigern zu viel Selbständigkeit läßt, so schön im allgemeinen ihr Prinzip sein mag. Auf den Gilbertinseln Nonouti nnd Nukunan haben sich 1888 von Apia aus Maristenmissionare mit Unterstützung eines französischen Kriegsschiffes festgesetzt. Die Arbeit unter den Gilbertinsulanern ist sehr schwierig, da die Gilbertinsulaner, im Gegensatz zu den übrigen Mikronesiern, wild und roh sind.

Die Marschallinseln stehen jetzt unter deutschem Protektorat. Die Inseln sind damit unter ein festes, kräftiges und gerechtes Regiment gekommen, was auch für die Mission förderlich ist. Eine warme und wohlwollende Unterstützung der Mission seitens des deutschen Kommissars hat allmählich Platz

gegriffen. Anfangs wurde allerdings der Gemeinde von Ebon, die ihren Gliedern Branntweinkauf und Branntweingenuß verboten hatte, eine hohe Strafe auferlegt, auch wurden die Missionsbeiträge der Gemeinden auf ein niedrigeres Maß amtlich reduziert und sogar der Verkauf und die Verpachtung von Grundstücken an die Missionare für den Bau von Kirchen und Schulen verboten (A. M. Z. 1890, S. 106). Der Grund zu letzterer Maßregel ist mir schier unerfindlich. Der frühere Kommissar, Dr. Knappe, hat übrigens gegen die Missionare folgende gewichtige Anklage erhoben: „Die Missionare haben es hier wie wohl überall gemacht. Sie bringen den religiösen Anschauungen nicht nur Gleichgiltigkeit, sondern souveräne Verachtung entgegen. Sie suchen dieselben von Grund aus auszurotten und jede Spur davon zu vertilgen. Sie vermeiden es geflissentlich, die früheren Gebräuche auch nur zur Sprache zu bringen, anstatt an dieselben anzuknüpfen und durch Belehrung die Eingeborenen zum Christentum zu bekehren". Ich habe bisher keinen spezialisierten Bericht eines dem American Board resp. dem Hawaiischen Evangelischen Verein angehörigen, auf den Marschallinseln wirkenden Missionars zu Gesicht bekommen. Berichte anderer in der Südsee arbeitenden Missionare zeigen deutlich, daß man mit der alten autoritativen Methode brechen will. Jener Vorwurf, der in seiner Schärfe starke Antipathie gegen die Mission verrät, geht, glaube ich, zu weit; freilich scheint er auch von anderer Seite gegen anglo-amerikanische Missionare überhaupt erhoben zu werden (vgl. A. M. Z. 1889, S. 88).

Die Wanderung durch die Missionsgebiete Australiens und der Südsee erregt im allgemeinen ein wehmütiges Gefühl. Denn so viel hochherziges Wollen, so viel treue Arbeit wird gehemmt, gefährdet, vernichtet durch die Interessenpolitik europäischer Mächte, für die jene Länder mit ihren Bewohnern nur Ausbeutungsobjekte sind, — durch die Unsittlichkeit und oft unsagbare Rohheit von Menschen, die den Namen Jesu Christi tragen, aber jene Eingeborenen als willkommene Gefäße der Unzucht, als den Tieren gleich zu achtende Geschöpfe ansehn, — durch die taktlosen Manipulationen einer Kirche, die sich neidlos freuen sollte, daß Christus verkündigt wird, durch wen es auch immer sei. Aber wir wollen die Hoffnung nicht fahren lassen, daß manches auch hier bald besser wird. Beginnt doch nicht bloß ein wärmeres Interesse für die Mission vielfach sich zu regen, sondern erkennt man's doch auch wieder, wie alles Äußere, alles Materielle nur gut ist und dauernd, wenn die Menschen, die es schaffen und treiben, stark, fest, sittlich tüchtig sind. Diese allgemeine Anschauung wird segensreiche Wirkungen ausüben auf die Stellung zur Mission, ihre Wertung und Unterstützung seitens der Behörden wie der einzelnen. Im Kampf gegen den Katholizismus wird doch zuletzt die evangelische Mission obsiegen, weil sie das bessere Teil erwählt hat.

Litteratur.

Albrecht Dieterich, Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse. Leipzig 1893. B. G. Teubner.

Der Marburger Philologe aus der Schule Useners veröffentlicht über das jüngst zu Akhmim gefundene Bruchstück der Petrus-Apokalypse eine religionsgeschichtliche Untersuchung, die der Beachtung in hohem Maße wert ist. Es ist nicht das erste Mal, daß Dieterich bei seinen Forschungen das Gebiet der christlichen Theologie betritt. Schon im Abraxas (Studien zur

Religionsgeschichte des Altertums, Leipzig 1891) hatte er es gethan, besonders indem er hin und her auf die Beziehungen hinwies, die die Gnosis mit der sogenannten Zauberlitteratur verbänden, einer Litteratur, die ihrerseits wieder mit der orphischen Mysterienlitteratur in Verbindung steht — und auch in seiner Habilitationsschrift De hymnis Orphicis (Marburg 1891) finden sich Ausblicke, die in kühnem Gedankenflug einen Zusammenhang zwischen antiker Religionsbethätigung und religiösen Erscheinungen auf dem Boden des Christentums erkennen lassen wollen. Die vorliegende Schrift aber will nicht mehr und nicht weniger leisten als den Nachweis, daß die christliche Apokalyptik, wie sie in der Petrus-Apokalypse zu Tage liegt und wie sie dann für die christlich-mittelalterliche Welt die höchste Bedeutung erlangt hat, in gerader Linie aus den Anschauungen und Glaubenssätzen orphischer Kultgenossenschaften herstammt. Der Titel des Werkes verrät also das Problem und die gegebene Antwort: v. Wilamowitz hat bekanntlich die Büßerepisode in der Nekyia der Odyssee als orphische Interpolation erwiesen; eine orphische Interpolation gewissermaßen soll nun auch die Petrus-Apokalypse in der urchristlichen Litteratur darstellen.

Der religionsgeschichtlichen Betrachtung schickt der Verfasser eine Untersuchung über die überlieferte Textgestalt voraus. Darnach sollen die drei ersten Abschnitte, die Rede Christi über die letzten Dinge und die Erscheinung der zwei Seligen auf dem Berge ursprünglich nicht der Petrus-Apokalypse, sondern vielmehr dem Petrus-Evangelium zugehört haben; aus diesem Stück des Evangeliums soll dann die angehängte Apokalypse entwickelt worden sein. Bewiesen hat Dieterich diese Hypothese jedenfalls nicht und wir halten sie nach seinen Ausführungen auch in keiner Weise für wahrscheinlich. Doch können wir hier nicht näher auf diese Frage eingehen; die folgenden religionsgeschichtlichen Untersuchungen sind von ihrer Beantwortung unabhängig.

Es ist nun a priori die Annahme wohl begründet, das griechische Mysterienwesen müsse auf die erste Entwicklung des Christentums von Einfluß gewesen sein. Steht die hohe Bedeutung, die die griechisch-römische Antike überhaupt für dieselbe gehabt hat, seit dem Erscheinen von Harnacks Dogmengeschichte fest, so muß man schon von hier aus vermuten, daß gerade die Mysterien, in denen unter Wahrung urältester religiöser Elemente die eigentlich religiöse Stimmung relativ am intensivsten gepflegt wurde, auf die neue Religion besonders stark eingewirkt haben. So hat denn auch Hatch in seinen Hibbert-Vorlesungen The Influence of Greek Ideas and Usages upon the Christian Church jenem Einflusse ein besonderes Kapitel gewidmet. Die Mysterien-Litteratur selbst aber für diesen Zweck zum ersten Male eingehend berücksichtigt zu haben, ist Dieterichs Verdienst. Lobeck hat auffallender Weise überall, wo sich ihm Gelegenheit bot, Parallelen zu ziehen, dieselben a limine abgewiesen.

Im 1. Kapitel handelt Dieterich über den griechischen Volksglauben vom Totenreich; sowohl die Züge, mit denen man sich das Land der Seligen, wie die, mit denen man den Ort der Pein ausmalte, findet er im einzelnen in der Petrus-Apokalypse wieder. In Kapitel 2 bespricht er die Mysterienlehren über Seligkeit und Unseligkeit und verfolgt in Kapitel 3 die Reste und Spuren orphisch-pythagoreischer Hadeslitteratur. Den Höhepunkt der Untersuchung bildet Kapitel 4; Dieterich stellt hier die Sünder- und die Strafen-Gruppen, wie sie sich in dieser orphischen Litteratur zu einem festen Typus ausgebildet hatten, zusammen, um dann dieselben typischen Gruppen in der Petrus-Apokalypse nachzuweisen. In einem letzten kurzen Abschnitt polemisiert er gegen den Einwurf, die Unterweltsschilderung der Apokalypse könne der alten jüdischen Apokalyptik entnommen sein.

Die Arbeit Dieterichs bietet u. E. namentlich im 4. Kapitel wertvolle und in der Hauptsache unanfechtbare Belege für die aufgestellte These. Viel weniger sicher und schlagend scheinen uns die Ausführungen in Kapitel 2. Für so allgemeine und leicht erklärliche Vorstellungen wie die von glänzender Gestalt, von leuchtendem Gewand oder von lockigem Haar wird man auf bestimmte litterarische Abhängigkeit weder zu rekurrieren brauchen noch es auch nur thun dürfen. W.

Dr. C. G. Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli. — Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Dritter Band. — Berlin, Emil Felber, 1894. — 202 S. — Preis 4 M.

Die letzte Publikation des der Wissenschaft gar zu früh entrissenen Gelehrten. — Dieselbe bildet den zweiten für das größere Publikum unter besonderem Titel herausgegebenen Teil des Anthologikums der Suaheli-Litteratur, deren erster Teil die Suaheli-Texte enthält.

Wir erhalten hier zunächst drei größere Lieder: „Das Lied von der Barmherzigkeit", „Das Lied von der Himmelfahrt Muhammeds" und „Das Lied vom Tode Muhammeds". Diese Gedichte stehen, wie schon der Titel zeigt, unter dem Einfluß moslimischer Kultur; doch hat sich dieselbe „dem Volksgeist der Suaheli durchaus assimiliert". Die drei Lieder sind eigentlich sämtlich Traktate über die Eschatologie und lassen einen tiefen Blick in das Geistesleben dieser Ostafrikaner thun. — Es folgt eine größere Reihe von Märchen und Geschichten, von hohem Wert für die vergleichende Sagenkunde. Das nächste Kapitel trägt die Überschrift: „Sitten der Sansibarleute" und ist recht interessant zu lesen. Dann bekommen wir eine Lebensbeschreibung des Herrn Amur bin Nasur, jetzigen Lektors am Seminar für orientalische Sprachen; er erzählt die Geschichte seiner Eltern und seiner Kindheit, erzählt sodann von seiner Jugend- und Schulzeit, von seiner Reise nach Berlin und schildert die Eindrücke, die er in Deutschlands Hauptstadt empfangen hat. — „Kleine Gedichte", meist Scherz- und Spottlieder, für die die Suaheli eine besondere Vorliebe haben, bilden den Schluß. — Daß der verewigte Verfasser „auch der christlichen Mission" durch die Herausgabe einer Übersetzung dieser Litteraturprodukte „einen Dienst erwiesen hat", wird niemand, der dieselben gelesen, in Abrede stellen wollen. W.

J. Hesse, Aus Dr. Hermann Gunderts Leben. Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1894. 366 S. Lwdbd. 2 M.

Ein Missionsleben von überaus reichem Gehalt und eigenartigem Reiz, anschaulich und warm mit ehrfurchtsvoller Liebe und doch unparteiisch rückhaltsloser Objektivität geschildert. Als vielseitiger Gelehrter, als gründlicher, bahnbrechender Forscher auf dem Gebiet der südindischen Sprachen, dessen Verdienste in England besser gewürdigt werden, als es Deutschland versteht, als umsichtiger, klar urteilender besonnener Kenner der indischen Welt, als eifriger Prediger und sorgfältiger Erzieher, als hingebender Freund und gewissenhafter Beamter, vor allem aber als ein kindlich demütiger Christ und freudig ernster, glaubensgewisser Beter hat Hermann Gundert in 55 jährigem Missionsdienst draußen und in der Heimat ein Lebenswerk vollbracht, auf das die Basler Gesellschaft und alle Freunde der Mission mit tiefem Dank gegen Gott zurückschauen, und dessen Spuren in den von ihm gegründeten Gemeinden wie im ganzen der südindischen Mission lange nicht untergehen werden. Wie Gundert aus dem hoffnungsvollen Sohn eines schwäbischen Pietistenhauses zuerst, als Student, ein begeisterter Anhänger von D. Friedrich Strauß, und dann nach schweren inneren Kämpfen ein noch höher begeisterter, aber friedevoller Missionar wurde, wie er in der unermüdlichen

Arbeit und unter dem Kreuz gewachsen ist, wie er in Gemeinde und Familie, im Missionsorganismus und zuletzt in der heimischen Studierstube, in Kirche und „Stunde" segensreich gewirkt hat, das wird unter reichlichen Auszügen aus seinen Briefen, die nur nach Vermehrung begierig machen, in einer Weise dargestellt, daß der Charakter des Mannes als klares, greifbares Bild auch auf den Unbekannten anziehend und erhebend wirken muß. Dabei kommt eine ganze Reihe der ernstesten Missionsverhältnisse und -Fragen zur Besprechung, welche dem Leben Gunderts auch für solche Leser hervorragende Wichtigkeit verleiht, die sich je an dem mitgeführten pietistischen Bodengeschmack stoßen sollten. Ref. zwar, den diese Kreise nicht zu den ihrigen rechnen, kann von sich bezeugen, daß er vor diesem humorvoll nüchternen, wahrhaftigen, weitherzigen und doch so durchaus geheiligten Diener Christi nie etwas anderes als aufrichtige Verehrung empfinden konnte. Gundert machte auf solche, die ihn erst in seinen letzten Lebensjahren kennen lernten, den Eindruck eines tiefen, ruhigen, vollen Stromes, der um von dem Reichtum seines Lebens Kunde zu geben keine gemachte Veranstaltung braucht, während er selbst nur eine kraftvolle, erfüllungsgewisse Sehnsucht hat: dem Meer der Ewigkeit zu! — oder eines Greises, in dessen verklärtem Angesicht auch beim heiteren Scherz jede Miene bezeugt: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.

Ulm. H. Eytel.

Happel, Julius, Der Eid im Alten Testament, vom Standpunkt der vergl. Religionsgeschichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Seine eigene Arbeit auch nur anzuzeigen ist mißlich; doch in einer Zeitschrift, die auf ihrem Titelblatt den Namen des Verfassers der Anzeige trägt, vielleicht allein sachgemäß. Obige Schrift will zur Hebung der im Alten Testament geborgenen Schätze und zur Eröffnung seiner noch nicht erschöpften Schächte beitragen. Sie will auf einem beschränkten zwar, aber hochwichtigen Felde den Beweis erbringen helfen, daß der sogenannte Fortschritt der Kultur kein bloßer Fortschritt ist, sondern auch einen tiefgehenden Verlust wertvollster Ideen wohl unvermeidlich in seinem Gefolge hat, und wir deshalb gut thun, eben auch an dem angezeigten Punkte uns auf diesen Verlust zu besinnen. Es kann nur des Verfassers Wunsch sein, daß das Schriftchen von recht vielen gekauft und gelesen wird, damit er dadurch die Veranlassung findet, auch auf andern Gebieten, zunächst den homerischen Gedichten ,und auf derselben Fährte den genannten Nachweis zu erbringen. Julius Happel.

Achelis, Dr. Th., Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft. Hamburg 1893. 182. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Rud. Virchow und Wilhelm Wattenbach.

Ein flott geschriebener Lobgesang auf die Verdienste M. Müllers um die vergleichende Religionswissenschaft. Der Grundfehler des Schriftchens (33 S.) ist, daß letztere mit ersteren identifiziert wird und sie dadurch unter einer zu einseitigen Beleuchtung erscheint. Das fällt dem Kundigen um so unangenehmer auf, als der Verfasser (S. 5 oben) erklärt: „Eine Kritik dieser (M. Müllers) Ansichten zu geben, fühlen wir uns an dieser Stelle um so weniger berufen, als wir so wie so genötigt sind, uns auf das knappste Maß zu beschränken." Sei es so! Nur hätte dann der Verfasser seiner Schrift einen weniger anspruchsvollen Titel geben sollen. Julius Happel.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

G. Warneck, Statistische Übersicht über die deutschen Missionen 1892 (A. M. Z. 94, Febr.). Chr. Römer, Wie Mohammed zum Propheten wurde (Basler M. M. 94, März). Berthold, Die Missionsstunde, Vortr. (Berl. M. B. 94, 3 u. 4). Buddhismus und Christentum (Calw. Miss.-Bl. 94, 2). Die Heidenmission und die soziale Not (Nordd. M. Bl. 94, 2). P. Paris, Bulletin archéologique de la religion grecque (Revue de l'hist. des rel. XXVIII, 3). Bonet-Maury, Le Parlament des religions à Chicago [suite et fin] (ebenda). L'évangile dans l'empire ottoman (Revue d. miss. contemp., Febr.). Deux missions suédoises (ebenda, März). The Present State of the Opium Question (Church Miss. Int. 94, 2). G. Ensor, The Chicago Parliament of Religions (ebenda, 3). Tabular View of the Missions of the Americain Board for 1892—93 (The Miss. Her. 94, 1). Elijah Horr, The Relation of our Sunday schools to Missions (ebenda, 3). The conference of Foreign Missions at New-York (ebenda). E. Norenius, Frans Xavier (Forts. Meddelanden fran Studentmissionsf. i Upsala 93, 3). John Sundler, Johan Philip Fabricius (ebenda). Zur ostafrikanischen Wirtschaftspolitik (D. Kol. Z. 94, 2).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

G. Warneck, Nordamerikanische Kirchenstatistik (A. M. Z. 94, März). G. Warneck, Statistische Übersicht über die nordamerik. Missionen 1892 (ebenda). Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, 1 u. 3). Labrador (ebenda, 3). Sheldon Jackson, The Arctic Eskimos of Alaska (Church at H. and Abr. 94, 1). The Indians (ebenda, 2). Douglas P. Putnam, Indiana (ebenda, 3). Missions in Mexiko (ebenda).

B. Afrika.

C. Buchner, Die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Süd-Afrika (A. M. Z. 94, Jan. Schluß, Febr.). H. Meyer, Zwanzig Jahre unter den Kaffern (Basler M. M. 94, Jan., Schluß Febr.). Eine Missionsreise in Kamerun (Basler M. M. 94, Febr.) Aus der Nama-Mission (Rhein. M. 94, 1). Ovambomission (ebenda, 3). Hoffmann, Die Mission der schottischen Staatskirche im Nyaßa-Gebiet (Miss.-Freund 94, 1). C. Meinhof, Die Baseler Mission an der Goldküste (ebenda, 2). Aus Eben-Ezer (Hermannsburg. M. Bl. 94, 1). Wenhold, Bericht der Station Kana (ebenda 2). Wickert, Bericht der Station Mahanaim (ebenda). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, 2, Schluß 3). Kisserawe — ein Heim für befreite Sklaven (Ostafr. M. N. 94, 2). Die Mission unter den Wambugu (ebenda). La mission au Matébéléland (Revue d. miss. contemp. 94, Jan.) La mission chez les Banyaï (ebenda, Febr.) James Johnston, Missionary Pictures from Madagascar (Church at H. and Abr. 94, 1). T. A. Gurney, The Rise of our East African Empire (Church Miss. Int. 94, 1). Dr. James Johnston's Journey across Africa (The Miss. Her. 94, 2). L. Vig, Om Madagassernes religiose Forestillinger, Forts. (Nordisk M. T. 93, 4). Werther, Die Erschließung des Innern Deutsch-Ostafrikas (D. Kol. Z. 94, 1). Plantagenbetrieb in Usambara (ebenda). Dr. Lent, Die katholische Mission am Kilimandscharo (ebenda). Zur Lage in Südwestafrika (ebenda, 2). Herold, Anehó an der Togoküste (ebenda).

C. Asien.

Joh. Warneck, Erste Anfänge auf der Insel Samosir (A. M. Z. 94, Jan.). G. Warneck, Missionsrundschau, Niederländisch Indien (ebenda). Hermann Dalton, Nisima und die Doschischa in Kyoto (ebenda, Febr.). W. Dietrich, Der Islam in China (ebenda, März, Forts.). Dietrich, Konfuzius' Leben, Wirken und Einfluß (ebenda, März). G. Warneck, Eine neue Hindu-Reformsekte (ebenda). Derselbe, Missionsrundschau, Vorderasien (ebenda). Ceylon und die Mission daselbst (Basler M. M. 94, Jan., Forts. Febr., Schl. März). Der Babismus in Persien (ebenda, Jan.) Examen im Lehrerseminar zu Pansur na pitu (ebenda). Unsere Missionare in China (Berl. M. B. 94, 1 u. 2, Forts. 3 u. 4). Unsere indische Mission (Hermannsb. M. Bl. 94, 1). E. Berlin, Die schwedische Mission in China (Monatsbl. f. öff. Miss.-St. 94, 1). Tibet wird belagert (Calw. Miss.-Bl. 94, 2 u. 3). Frühlingswehen in der Mandschurei (ebenda, 3). Aus Japan (Nordd. M. Bl. 94, 1). M. A. Barth, Bulletin des religions de l'Inde, II. Le Bouddhisme (Revue de l'hist. des rel. XXVIII, 3). L'opium et la mission en Chine (Revue d. miss. contemp. 94, Jan., Febr.). G. W. Knox, Some Hopeful Aspects of Mission Work in Japan (Church at H. and Abr. 94, 2). W. Lowrie, The Mission Field of Peking (ebenda). W. J. Mikee, Native Pastores in Central-China (ebenda). H. M. Clark, A Controversy with Mohammedans (Church Miss. Int. 94, 2). P. Ireland Jones, The Census of India, 1891 (ebenda, 3). C. Poensen, Jets over de Javaansche desa, Forts. (Mededeelingen v. Nederlandsche Zendelingg, 37, 4).

D. Südsee.

G. Warneck, Bevölkerung und Religionsstatistik Australiens (A. M. Z. 94, März); Derselbe, Die politische Lage auf Hawaii (ebenda). Missionsrundschau, die Südsee (Basler M. M. 94, Jan., Forts. Febr.). Australien (Miss.-Bl. der Brüderg. 94, 2). J. K. Josepa, What the Hawaiians have received through the Missionaries of the Americain Board (The Miss. Her. 94, 1). Christensen, Om Kanakerne i Queensland (Nordisk M. T. 93, 4). H. Seidel, Die Admiralitäts-Inseln (D. Kol. Z. 94, 2). W.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Berichte unserer Missionare.

I.

Wir bringen zunächst den Schluß des im vorigen Hefte (S. 49 ff.) begonnenen Berichtes der Missionare über den gegenwärtigen Stand der Mission in Japan zum Abdruck:

Praktische Schlußfolgerungen.

Betrachten wir von diesen prinzipiellen Gesichtspunkten aus den jetzigen Stand unseres Werkes, so ergeben sich im wesentlichen zwar Bestätigungen desselben, doch sind eine Anzahl von Korrekturen notwendig.

1. Litterarische Arbeit.

Wesentlich bestätigt wird, was wir bisher auf litterarischem Gebiet gethan haben. Unsere Zeitschrift Shinri (= Wahrheit), welche einen theologisch-philosophischen Charakter trägt, soll in der seitherigen Weise weitergeführt werden. Ihr gerade haben wir in besonderem Maße den Einfluß zu verdanken, welchen wir in der Vergangenheit auf die Entwicklung des japanischen Christentums ausübten. Die Zeitschrift ist in den in Betracht kommenden Kreisen hoch angesehen. Eine Bestätigung dessen, wie unsere Artikel in Shinri wirken, gab der Prediger Yokoi bei Gelegenheit von Schmiedels Abschiedfeier. In beredten Worten wies er die heilbringende Bedeutung der Wahrheit nach, von deren Glanz vielleicht zwei oder drei geblendet werden, durch deren Licht aber tausend andere auf den rechten Weg und zum rechten Ziel gelangen. Jene Rede war die glänzendste Widerlegung jener Beschuldigungen, als ob wir durch Shinri die japanischen christlichen Kreise verstörten. Jetzt ist ja freilich jenes Gerede auch durch die That widerlegt, da, wie vorhin schon bemerkt, jene Krisis zu einem guten Ende geführt ist.

Wir werden uns darum nicht scheuen, auch in Zukunft frei und offen das zu bekennen, was wir als Wahrheit erkannt haben. Wir thun dies um so freudiger, als wir uns dabei im völligen Einverständnis mit dem wissen, was die leitenden Männer unseres Vereins bei vielen Gelegenheiten zu Hause öffentlich ausgesprochen haben, und als auch die führenden Japaner zu einem großen Teil sehr nahe an der Linie unserer Anschauungen stehen, ein Erfolg, zu dem das Wirken unserer Mission hier gewiß einen starken Anteil beigetragen hat.

Mehr als bisher gedenken wir uns in Zukunft darauf zu verlegen, in wissenschaftlichen Artikeln die Wahrheit unseres christlichen Standpunktes darzuthun.

Ein Gemeindeblatt in populärer Sprache zur Erbauung unserer Glieder halten wir gegenwärtig nicht für so dringend nötig, nachdem wir infolge der für Munzinger jetzt möglich gewordenen Prüfung der japanischen Litteratur gefunden haben, daß es an geeigneten Blättern auf diesem Gebiet nicht fehlt. Es ist vorzüglich die Kiristo kyo Shimbun, redigiert von Yokoi, welche in ihrem Geist nicht viel von uns verschieden und sonst in jeder Hinsicht vorzüglich ist. Dieses Blatt läßt sich wohl für uns verwenden, wodurch zugleich der Geist christlicher Gemeinsamkeit geweckt wird.

Dagegen ist die Schaffung einer theologischen Litteratur unbedingt nötig. Wer die erste vollständige theologisch-wissenschaftliche Litteratur hervorbringt, hat vor den anderen vieles voraus. Das japanische Christentum wird doch das, was seine Theologen sind. Also gilt es, mehr solcher Übersetzungen vorzunehmen, wie z. B. die von Pfleiderers Religionsphilosophie, die unter dem Titel Kiristo kyo (Freies Christentum) einen vorzüglichen Eindruck machte und mehr wert ist als manche Persönlichkeit.

Detailarbeit auf theologischem Gebiet in Buchform japanisch zu veröffentlichen, lohnt sich bis jetzt noch nicht; daher der Absatz von Schmiedels „Wunder und Inspiration" gering ist. Die Zeit dafür ist noch nicht gekommen. Vorerst bedarf es der wissenschaftlichen Behandlung ganzer theologischer Disziplinen, wobei zugleich auch das Positive unserer Anschauungen auf das klarste zu Tage tritt. Wir wären dankbar, wenn einer oder der andere unserer Gelehrten zu Hause uns hierin hilfreich zur Hand gehen wollte.

2. Die theologische Schule.

Die Auswahl und Erziehung der Theologen soll in dem Sinn stattfinden, wie es im prinzipiellen Teil schon dargestellt wurde. Bei dem Stand der Vorbildung, welche der eines deutschen Gymnasialabiturienten auch nicht entfernt gleichkommt, ist ein vierjähriges Studium unerläßlich. Doch kann in diesem Zeitraume bei dem notorischen Fleiß und der raschen Auffassungsgabe des japanischen

Durchschnittsstudenten im großen und ganzen der Stoff bewältigt werden. Manche wie z. B. unser derzeitiger bester Schüler (Fujita) studiere aus freien Stücken 5 Jahre. Aufnahmen in die Schule sollen im Interesse eines gedeihlichen Unterrichts nur im Herbst stattfinden. Aufgenommen werden sollen nur so viele, als die Mission unterzubringen imstande ist.

3. Gemeinden.

a) Die gegenwärtigen Gemeinden.

Hongo. Die Hongogemeinde ist unsere älteste und bis jetzt unsere Hauptgemeinde. Als der Sturm über das japanische Christentum hereinbrach (1889), wurde die zuvor blühende Gemeinde gleichfalls schwer betroffen. Vorher entsprach sie dem von uns jetzt aufgestellten Ideal, da die darin vorhandenen Persönlichkeiten zu einem großen Teil wohl geeignet waren, unsere Ideen auf andere zu übertragen. Die Gemeindeglieder bestanden aus jungen Leuten, welche, einmal erwärmt, auch etwas für ihre Ideale thun; aber als infolge religiöser Gleichgültigkeit und Parteizänkereien einzelner die Gemeinde einmal ins Schwanken gekommen war, war die Gewinnung eines festen Haltes nicht mehr leicht. Denn es fehlte überhaupt an festen Elementen, an älteren Leuten und Familien, auch waren die besten Elemente, die in dem ersten Feuer gewonnen waren und sich als erste und verantwortlichste Vertreter fühlten, allmählich nach Beendigung ihrer Studien ausgeschieden, um außerhalb Tokyos sich eine Lebensstellung zu gründen. Die in den Jahren der Reaktion gewonnenen neuen Kräfte standen an Zahl kaum in einem Verhältnis zu den Ausgeschiedenen, auch waren viele, besonders die bekehrten Frauen, an Qualität jenen nicht ebenbürtig. Seit zwei Jahren hat sich die Gemeinde genau auf demselben Niveau erhalten. Da die Elemente in ihr zu oft wechseln und da diese Elemente als junge Leute selbst noch nicht in sich abgeschlossen sind, so wird auch die Gemeinde wohl nie eine in sich abgeschlossene feste Gemeinschaft werden. Unsere Hauptgemeinde sollte sie darum auf die Dauer nicht bleiben, weil ihr Boden nicht fest genug ist. Dagegen hegen wir die Hoffnung, daß sie wohl wieder eine religiös lebendige Gemeinschaft werden wird, welche dem von uns aufgestellten Ideal in gewissem Grad entsprechen kann. Denn auch jetzt noch und jetzt wieder besitzt sie Persönlichkeiten, welche entschiedene Berechtigung zu dieser Erwartung geben.

Ushigome. Ushigome wurde im September 1891 unter der Leitung von Minami begonnen. Ein Hauptmotiv, wodurch sich Munzinger zu diesem Unternehmen bestimmen ließ, war der Wunsch neben der beständig wechselnden, unsicheren Hongogemeinde eine aus Familien und gesetzteren Elementen gebildete Gemeinde als Hauptstützpunkt für Tokyo zu besitzen. Die in Ushigome gemachten Fortschritte sind bis jetzt noch klein: der Gottesdienst ist noch sehr schwach besucht. Aber die Leute, welche kommen, berechtigen zu der Hoffnung, daß wirklich eine Gemeinde, wie wir sie beabsichtigen, dort erwachsen kann. Minami ist ein treuer Charakter und im Lauf der Zeit wohl imstande, eine solche Gemeinde zu schaffen. Wir möchten darum, daß ihm Gelegenheit geboten werde, sich auch weiter noch dort zu versuchen. Sollte auch die Realisierung unserer Erwartung erst nach mehreren Jahren erfolgen, so sind wir doch weit entfernt zu glauben, daß auf dem Missionsfeld bei dem langsamen Wachstum der Frucht ohne Geduld gearbeitet werden kann. Es wäre eine Gemeinde dort auch bei langer Arbeit nicht zu teuer erkauft, da sie ein wahres Fundament für unsere hiesige Arbeit werden könnte. Sollte es uns auch gelingen, bald in andern Städten festen Fuß zu fassen, so ist doch eine gesicherte feste Stellung in Tokyo von besonderer Wichtigkeit. Wir möchten darum Ushigome als selbständige Station fortgeführt wissen.

Fujisawa. Fujisawa wurde im März 1891 in Angriff genommen, zu einer Zeit, da unsere Hoffnung auf weite Ausdehnung am stärksten war. Kawa-

shima und Munzinger suchten in dem 10 000 Einwohner zählenden, 15—20 km von Yokohama entfernten Städtchen Anknüpfungen und fanden dieselben in einigen Ärzten, begüterten Ackerbauern, Lehrern und Handwerkern. Die Arbeit seither war von wechselndem Erfolg begleitet. Für die schwere dort zu lösende Aufgabe haben wir einen Bibelmann, Yanagita, provisorisch angestellt. Seit Herbst haben wir gerade unter den Gebildeten starken Halt gewonnen. Daß diese Leute fähig sind, das Christentum in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, unterliegt keinem Zweifel. Und wenn auch eine dort etwa entstehende Gemeinde nicht so intensiv wirken könnte, wie in einem Centrum des japanischen Lebens, so könnte sie doch wohl unter der Leitung eines von uns ausgebildeten Arbeiters für die Umgegend ein Ausgangspunkt zur Verbreitung unserer Anschauungen werden.

Yokohama. Yokohama, eine Hafenstadt, in welcher sich alle lasterhaften Elemente sammeln, wo die Japaner den christlichen Fremden ohne Scham dem Laster frönen sehen, wo das Interesse für die materiellen Güter den idealen Sinn verdrängt, muß als der schwierigste Boden Japans bezeichnet werden. Zwar bestehen dort einige christliche Gemeinden, welche nach mühseliger Arbeit gegründet wurden. Aber die Elemente, welche in ihnen sind, sind nicht immer die besten, so daß fortwährend, und jetzt wieder besonders, Zerrüttung von innen heraus stattfindet. Das wenige, was in Yokohama an idealen und christlich interessierten Bestandteilen vorhanden ist, wurde zumeist schon von diesen Kirchen vorweg genommen.

Auf diesem Boden begannen unsere damaligen Missionare Spinner und Schmiedel seit Anfang 1890 Mission zu treiben. Ihre Arbeit wurde von uns und einigen japanischen Evangelisten fortgesetzt; sie führte aber nur zu geringen Erfolgen. Da wir indes die dort vorhandenen nicht ganz hoffnungslosen Keime nicht zu Grunde gehen lassen wollten, so war uns das Anerbieten des derzeitigen Evangelisten Akashi willkommen, demzufolge derselbe in monatlich ein- oder zweimaligem Besuch auf mehr privatem als öffentlichem Wege das Vorhandene zu stärken und wenn auch in engsten Kreisen neues zu bauen sich bemühen will. (Bei unsern Entschlüssen bezüglich Yokohamas fiel der Geldpunkt besonders stark ins Gewicht.) Von prinzipiellem Standpunkt aus betrachtet, wäre Yokohama von den Orten, an welchen wir Mission zu treiben beabsichtigen, nicht ausgeschlossen. Wir möchten darum den Erfolg der Missionsthätigkeit Akashis abwarten, um dann entweder ganz aufzuhören oder auf sicherer Grundlage die Station von neuem öffentlich aufzubauen.

b) Die zukünftigen Gemeinden.

In Zukunft wollen wir bei Gründung von Gemeinden uns streng nach den unter den prinzipiellen Erwägungen aufgestellten Grundsätzen richten. Wir nehmen Gemeinden vorläufig nur in Angriff in den Centren japanischen Lebens und in fähigen und einflußreichen Kreisen des japanischen Geistes, damit wir die Gewißheit haben, in unsern Gemeinden immer auch solche Elemente zu besitzen, welche selbst wieder missionierend zu wirken imstande sind.

Auch dürfen wir dabei hoffen, eine verhältnismäßig rasche Selbständigkeit einschließlich der Selbstunterhaltung oder der Mitwirkung hierzu zu erzielen. Es ist dringend wünschenswert, schon jetzt eine solche Gemeinde anzufangen. Auch sollte im Interesse eines planmäßigen Vorgehens in Zukunft in bestimmten Zeiträumen von vielleicht einem Jahr oder etwas mehr an eine neue Gemeindegründung herangetreten werden. Es macht das den Eindruck der Festigkeit und erwirbt Vertrauen und erweckt eine darauf gegründete Begeisterung unserer japanischen Mitarbeiter. Wenigstens vorläufig halten wir dies für notwendig.

4. Anhang: Die Frauenarbeit.

Im Anhang gestatten wir uns, noch über einen Zweig unserer Arbeit zu berichten, welcher nicht notwendig in den Rahmen einer kleinen Mission gehört, und

darum im Vorstehenden nicht unter den notwendigen Mitteln unserer Mission aufgeführt wurde. Es ist die Frauenmission.

Der Hauptinhalt unserer Frauenmission besteht in der Unterhaltung der Klöppelschule, Seelsorge an den dort beschäftigten Frauen sowie an den Frauen der Gemeinde überhaupt, weiter in der Anknüpfung mit andern Frauen zum Zweck der Bekehrung.

a) Die Klöppelschule.

Es ist eine Arbeit, welche im wesentlichen, besonders bei Abwägung der Qualität der Frauen unserer Klöppelschule, unter das Expansionsprinzip fällt.

Die Klöppelschule sollte zwei Zwecken dienstbar sein:

es sollte durch sie armen Mädchen Gelegenheit zum Verdienst gegeben werden,

es sollten Mädchen durch sie für das Christentum gewonnen werden.

Der philanthropische Zweck. Dieser erste Zweck wurde bis zu einem gewissen Grad erreicht: Die Mädchen hatten Verdienst, freilich nur so lange sie in der Schule waren, denn so wie sie die Schule verließen, nützte ihnen ihre Kunst nichts mehr, da für Spitzen in Japan keine Nachfrage ist. Es ist also nur augenblickliche Unterstützung, die gewährt wird, nicht ein Gewinn für das Leben.

Der religiöse Zweck. Was den Zweck der Propaganda anbelangt, so ist die Zahl der Mädchen, die nur infolge der Klöppelschule getauft wurden, etwa 20. Von diesen sind weitaus die meisten wieder ausgeschieden: teils fortgezogen auf das Land und damit für uns verschollen, teils mit dem Verlassen der Schule auch von der Kirche weggeblieben, teils ausgestoßen (zwei). Den weitaus meisten scheint das Christentum nicht tief gegangen zu sein.

Der Kostenbetrag der Schule ist unbedeutend. Bisher hat sie sich fast ganz selbst unterhalten; in Zukunft würde allerdings ein Zuschuß nötig sein. Denn infolgedessen, daß die Spitzen hier nur sehr mäßig, in Deutschland sehr schwach abgingen, mußte die Zahl der Arbeiterinnen, welche früher 60 betrug, bedeutend eingeschränkt und bis auf 12 reduziert werden. Zuletzt mußte man die Fabrikation von Spitzen wegen des aufhörenden Absatzes überhaupt aufgeben. Da man die Schule in Ermangelung eines neuen Unternehmens noch nicht fallen lassen wollte, wurde von jetzt an vorzugsweise Stickarbeit gemacht, die sich ein wenig zweckmäßiger erweist.

b) Anknüpfung mit andern Frauen.

Dem Zweck unserer Mission entspricht es, wenn wir auch Fühlung mit den besseren Kreisen der japanischen Frauenwelt, wenigstens des guten Bürger- und Beamtenstandes bekommen und dort die gerade unter den jetzigen Zeitverhältnissen nötigen und heilsamen Grundsätze der deutschen Frauenerziehung und des deutschen Familienlebens als Gegenwicht gegen amerikanischen Einfluß einpflanzen könnten. Unsere Missionarin Frl. Diercks hat dieses wohl erkannt. Sie hat darum mit Recht dahin gestrebt, und es ist ihr gelungen in dem „Tujin kwai", einem Damenverein aus japanischen Beamtenkreisen, Einfluß zu erhalten. Freilich ist damit allein noch keine hinreichende und befriedigende Beschäftigung für eine Missionarin vorhanden. Mit besonderem Erfolg hat sich die Missionarin der Erziehung und Ausbildung von Fräulein Inasawa gewidmet, welche infolgedessen jetzt schon unserer Mission von großem Nutzen ist und in der Zukunft sicher befähigt sein wird, die ihr von Frühjahr an zugedachte Stellung einer speziellen Seelsorgerin der Kinder unserer Sonntagsschule zum Vorteil unseres Werkes auszufüllen.

c) Zukünftige Gestaltung der Frauenmission.

Gerade dieser Erfolg weist darauf hin, daß unsere Hauptaufgabe in der Frauenmission auf dem erziehlichen Gebiet liegt. Allein unter den jetzt bestehenden Verhältnissen in Japan, die man sich zu Hause vielfach doch vielleicht noch zu primitiv

vorstellt, ist auf diesem Gebiet nur das beste und in großem Maßstabe angelegte gut genug und brauchbar; denn sonst verschwinden wir völlig gegenüber der weiblichen Mission und Erziehungsthätigkeit der Amerikaner und (katholischen) Franzosen, welche in großartig eingerichteten Schulen jeder Art je 5 und 10 und mehr fremde Lehrerinnen beschäftigen.

Nur wenn wir eine Schule hätten, eingerichtet nach den ersten deutschen Mustern, als Trägerin unserer Anschauungen, dürfen wir hoffen, einen weiter reichenden Einfluß auf die japanische Frauenwelt und somit auf die Entwickelung der japanischen Frauenfrage zu gewinnen.

II.

Aus dem Bericht der Missionare für 1892/93, der schon in unserm Jahresbericht (Z. M. R. 93, S. 242 ff.) eingehende Berücksichtigung gefunden hat, teilen wir heute noch folgendes mit:

Loomis' Missionsstatistik für 1892 bringt diesmal auch ausführliche Daten über die römisch-katholische Mission, und zwar aus dem Munde des Erzbischofs selbst. Die Zahl der Gläubigen beträgt 44,812. Damit ist endlich Klarheit in die früher ungewissen Vermutungen gekommen. Die katholische Mission erfreut sich hier unter allen Fremden wegen der Aufopferung der Missionare und ihrer praktischen Missionsmethode großen Ansehens. In japanischen Kreisen dagegen reicht ihr Einfluß nicht entfernt an den der protestantischen Kirchen heran.

Dasselbe gilt von der griechisch-katholischen Kirche, deren Vertreter Bischof Nicolai der höchsten Hochachtung wert ist.

Unter den protestantischen Kirchen zeichnen sich die Kumiai, das sind die Kongregationalisten, die Methodisten und die vereinigten Presbyterianer am meisten aus. Die höchsten Zahlen weisen bis jetzt noch die Presbyterianer auf, doch wird es wohl dem Eifer der Methodisten und dem Geschick der Kongregationalisten gelingen, dieselben bald zu überholen.

In der That haben die Kongregationalisten jetzt schon unbestritten die geistige Führung. Die Ursache ist einesteils ihr Bestand von ausnahmsweise tüchtigen Predigern (Yokoi in Tokyo, Kozaki in Kyoto, Miyagawa in Osaka u. a.), andererseits die Ungebundenheit der kirchlichen Verfassung und Form, die besonders dem gebildeten Japaner sehr zusagt. Der Japaner liebt keinen Zwang. Yokoi sagte einmal, die kirchliche Form einschließlich des Glaubensbekenntnisses dürfe nicht einem enganliegenden europäischen Gewand ähnlich sein, sondern einem japanischen Kimono, der nur lose den Körper umhüllt und volle Freiheit der Glieder gestattet. Diesen Zug des japanischen Charakters haben die Missionare des American Board der Kongregationalisten meisterhaft erkannt und benutzt. Worüber Sektierer und kurzsichtige Missionare verächtlich die Nase rümpfen, das ist gerade die Hauptstärke der Kongregationalisten: ihre lose Organisation und sektiererlose Weitherzigkeit. Mit den Gliedern dieser Kirche fühlen wir uns mehr verwandt als selbst mit den ausgesprochen freisinnigen Missionen der Unitarier und Universalisten. Dr. Greene, der älteste Missionar der Kongregationalisten, ist unser treuer Berater, und mit Yokoi, dem Nachbarpastor unserer Hongokirche — der jetzt für einige Jahre Studien halber nach Amerika und Berlin geht — verbindet uns freundschaftlicher Verkehr.

Geringe Fortschritte machen die Episkopalisten unter dem hochkirchlichen englischen Bischof Bickersteth und dem jetzt inaktiven amerikanischen Bischof Williams. Der Grund davon liegt in der Starrheit ihrer kirchlichen Form.

Auch der Einfluß der freisinnigen Missionen der Unitarier und Universalisten ist unbedeutend. Der Hauptmangel aller freisinnigen Missionen ist, daß sie nicht genug Kräfte zur Verfügung haben.

Zwei Bewegungen haben dem abgelaufenen Jahr seinen Charakter gegeben, nämlich der Streit zwischen Unabhängigkeit und Kooperation, und zwischen Buddhismus und Christentum.

Seitdem vor mehreren Jahren der Ruf: ‚Japanisches Christentum‘ sich erhob, sehen sich alle größeren Missionen genötigt, nach dem System der ‚cooperation‘ zu greifen. Offiziell haben Japaner und Fremde etwa gleiche Vertretung, während faktisch die Japaner den größeren Nachdruck besitzen. Damit war auch der Anstoß zum Streben nach völliger Unabhängigkeit gegeben. Seit Ende 1892 wurde von den Führern der Kumiaikirchen völlige Unabhängigkeit zur Parole erhoben und in der Presse, besonders Rikugozasshi und Kiristokyoshimbun, lebhaft erörtert. Es ist nicht ganz leicht zu definieren, was darunter zu verstehen ist. Völlig klar scheint man sich auch auf Seite derer, die den Antrag unterstützten, nicht geworden zu sein. Die Äußerungen klingen zuweilen so, als ob eine völlige Lostrennung der japanischen Mission oder zunächst der Kumiaikirchen von fremden Gesellschaften bezweckt sei, während dann wieder Unabhängigkeit nur kirchenregimentlich verstanden war, nicht aber Lostrennung von fremdem Geld und fremder Kraft bedeutete.

Der letztere Plan würde natürlich für die fremden Missionen wie persönlich für die Missionare unannehmbar gewesen sein, während der erste eine empfindliche Schädigung aller noch nicht sich selbst unterhaltenden Kirchen des ganzen Missionswerks bedeuten mußte. So kam es denn auch, daß die Pastoren der sich nicht selbst unterhaltenden Kirchen Opposition machten und daß auf der im April stattgehabten Synode der Kumiaikirchen die ‚Alten‘ von den ‚Jungen‘ geschlagen wurden. Der Streit wird damit ruhen, aber höchstens auf einige Jahre. Mit jeder pekuniär selbständig werdenden Kirche wächst auch die Zahl und Kraft der ‚Alten‘, so daß sie in absehbarer Zeit doch in irgend welcher Form siegen werden. Es scheint, als sei viel persönliche Verstimmung der ‚Alten‘ gegen die Missionare vorhanden gewesen, entstanden aus dem Gefühl der Eifersucht. Die gegenseitige Aussprache auf der Synode soll sehr heftig gewesen sein. Die ‚Alten‘ vermochten nur in einem Beschluß durchzubringen, daß nämlich künftig die 27 völlig sich selbst unterhaltenden Gemeinden der Kumiaikirche nicht mehr als zur kongregationalistischen Mission gehörig aufgeführt werden sollen.

Es ist zu bedauern, daß sich Leute, welche als die besten Kräfte des hiesigen Christentums zu bezeichnen sind, soweit fortreißen ließen. Die Missionare aber sollten sichs nicht grämen lassen, wenn die Kumiaigemeinden dem Namen nach nichts mit ihnen mehr zu thun haben wollen. In der Missionsgeschichte Japans später glänzt doch der Name der Kongregationalisten als derjenigen, die um das japanische Christentum sich am meisten verdient gemacht haben.

Die Bewegung des Buddhismus gegen das Christentum hat sich seit lange vorbereitet. So lange der Buddhismus indifferent blieb, galt er im allgemeinen für machtlos. Heute, wo er sich zum Kampf erhoben hat, so daß man seine Macht übersehen kann, weiß man wohl, daß das Christentum in ihm einen starken Feind hat, welchen man auch in Jahrzehnten nicht überwinden kann. Wohl ist es wahr, daß weitaus seine meisten Priester nichts taugen, das Volk aber ist doch noch gut buddhistisch. Sind doch auf ein Wort des Oberpriesters hin für den Hongwanshi-Tempel in Kyoto in einer Woche nicht weniger als $1^1/_2$ Millionen Yen gesammelt worden; und so lange noch solche Opferwilligkeit vorhanden ist — eine Opferwilligkeit, wie man sie in Europa kaum wieder findet — ist der Buddhismus stark. Dazu kommt, daß ihm auch wissenschaftlicherseits Bundesgenossen zugegangen sind. Eine Anzahl japanischer Gelehrter, welche früher ganz gleichgiltig waren, sind heute gute Buddhisten.

Unter ihnen trat der Professor der Philosophie Inouye Tetzujiro gegen das Christentum auf. Derselbe hat seine philosophischen Studien in Berlin gemacht, war auch eine Zeit lang Lector am dortigen orientalischen Seminar. Er ist ein oberflächlicher Vielwisser, und die Deutschen sind nicht stolz darauf, daß er sich Vertreter der deutschen Wissenschaft nennt. Bei vielen seiner Landsleute dagegen steht er in hohem wissenschaftlichen Ansehen, obwohl auch manche seine Hohlheit längst

erkannt haben. Dieser Inouye schrieb eine 150 Seiten starke Broschüre (vgl. S. 88) über ‚Konflikt zwischen Religion und Erziehung', bezeichnender für den Inhalt wäre der Titel ‚Nationalismus und Religion'. Er behauptet, Christentum und Japanertum seien Gegensätze. Ein Christ ist kein Patriot. Christus selbst war kein Patriot, noch ist überhaupt in der Bibel der Patriotismus genugsam gelehrt. Die Kirchenväter standen dem Staat gleichgiltig oder feindlich gegenüber, die Kirche hat stets zum Schaden der Nationen gewirkt. Im Abendland wissen das auch die Erleuchteten recht wohl: dort ist für die wissenschaftlich Gebildeten das Christentum ein überwundener Standpunkt. Zur Kirche gehen nur Frauen und Kinder, die Basis der Ethik ist nicht mehr das Christentum. Viel weniger noch als für Europa taugt das Christentum für Japan. Die Grundlage der japanischen Moral ist ‚Chū' und ‚Kō', d. h. Pietät gegen die Eltern und Loyalität gegen den Kaiser: von beiden weiß das Christentum nichts. Beispiele aus der Geschichte des japanischen Christentums belegen dies. Das Christentum, intolerant wie es ist, kann sich nicht assimilieren, nur polytheistische Religionen vermögen dies.

Dieser Aufsatz, der zuerst in einigen buddhistischen Zeitschriften und dem unitarischen Blatt Shukyo (‚Religion') erschien, erregte Aufsehen und fand großen Beifall, aber auch viel Widerspruch. Inouye hatte sich viele Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten zu Schulden kommen lassen, welche seine Gegner mit Erfolg benutzten. Christlicherseits trat als Apologet besonders Takahashi Goro auf, der mit uns in freundschaftlichem Verkehr steht und von uns mit deutscher ethischer Litteratur unterstützt ward. Auch in Shinri erschien eine Widerlegung von Muko Gunji.

Die Rückkehr unserer Missionarin Fräulein Diercks

wird bereits im Sommer d. J. erfolgen. Zu unserem größten Bedauern hat Fräulein Diercks sich in Rücksicht auf ihre schwache Gesundheit, die dem Klima Japans auf die Dauer keinen kräftigen Widerstand leisten kann, nicht entschließen wollen, auf eine neue Reihe von Jahren sich zum Missionsdienste zu verpflichten. Der Centralvorstand hatte sie gebeten, wenigstens noch bis zum Sommer 1895 in Japan zu bleiben. Allein ihre dringende Bitte, ihr bereits die Rückkehr im Mai d. J. zu gestatten, da sie dann Gelegenheit haben würde, in Begleitung einer befreundeten Familie die beschwerliche Reise zu machen, konnte ihr vom Centralvorstande nicht abgeschlagen werden.

Fräulein A. Diercks hat in treuer Pflichterfüllung und mit großer Aufopferung in Japan gearbeitet und manche schöne Erfolge erzielt. Ihre japanische Schülerin, Fräulein Inasawa, die unter ihrer Leitung in die Frauenmission eingeführt ist, wird ihre Arbeit fortsetzen. Und wir haben die Hoffnung, daß ihr dies gelingen wird, zumal da auf japanische Frauen bei der jetzt herrschenden nationalen Reaktion eingeborene Christinnen einen weit nachhaltigeren Einfluß ausüben können, als europäische Missionarinnen. Auch wird Frau Pfarrer Dr. Christlieb, die sich bisher schon an der Frauenmission beteiligt hat, mit Rat und That dem Fräulein Inasawa zur Seite stehen.

Neueste Nachrichten aus Japan.

Dem letzten Bericht unserer Missionare in Japan, datiert vom 31. Januar 1894, den wir ausführlich das nächste Mal bringen werden, entnehmen wir heute schon folgende Notizen:

Im Winter wurde im Saale der Hongo-Gemeinde ein Cyklus von 12 Sol Oriens-Vorträgen veranstaltet; Deutsche und Japaner sprachen über allgemein wissenschaftliche Themata. Eröffnet wurde die Reihe am 13. Januar durch einen Vortrag von Dr. Christlieb über Goethes Bedeutung für das 19. Jahrhundert. Die Zahl der Zuhörer betrug 220.

Auch sonst haben unsere Missionare mehrfach bei verschiedenen Gelegenheiten Vorträge gehalten. So sprach Dr. Christlieb am 16. November 1893 über

„Gemeindereform in Deutschland nach Sulzes Ideen“ vor der „Tokyo Conference“, der monatlichen Versammlung aller Missionare Tokyos. Dieser Vortrag wurde in der „Japan Mail“ gedruckt. Munzinger hielt am 29. Nov. und 20. Dezbr. 1893 zwei fortlaufende Vorträge in der deutsch-ostasiatischen Gesellschaft über „Die Psychologie der japanischen Sprache“; die Studie wird in den Heften der Gesellschaft veröffentlicht und auch in unserer Z. M. R. abgedruckt werden. Weiter sprach Munzinger am 14. Januar in der Hongo-Gemeinde über „Bonifatius und das Christentum“. Die theologische Schule zählte Anfang des Winter-Semesters 8 ordentliche Schüler (daneben sogenannte Zuhörer); von den neueingetretenen blieben 2 wieder weg; Ende Dezember aber trat noch ein neuer ein. Unser letzter Jahresbericht (Z. M. R. 93 S. 244) enthielt in seinem Abschnitt über die evangelischen Gemeinden zu Tokyo und Yokohama einige Unrichtigkeiten, die wir nach den jüngsten Mitteilungen des Pfarrers Dr. Christlieb verbessern:

1. Der Vorstand der deutsch-evangelischen Gemeinde in Tokyo besteht aus Minister Freiherr v. Gutschmid, Pfarrer Dr. Christlieb, Professor Matsuno, J. Bolljahn.

2. Der Vorstand in Yokohama besteht jetzt aus den Herren General-Konsul Dr. Schmid-Leda, Stabsarzt Dr. Runkwitz, Lazareth-Inspektor Creutz, J. Holm und Retz. Das Harmonium wird von Herrn Luther, dem Manager des deutschen Klubs, gespielt.

Unsere Missionare teilen uns ferner mit, daß die Sensations-Nachricht, die kürzlich in deutschen Zeitungen zu lesen war, daß die Behörde den Missionaren im Süden Japans geraten habe, sich zu entfernen, weil die fremdenfeindliche Strömung auszuarten drohe, falsch sei. „Allerdings“, schreiben unsere Missionare, „ist die fremdenfeindliche Strömung stark, aber zu solchen Maßregeln liegen keine Gründe vor“.

Shinri.

August 1893. (Nr. 46; vgl. Z. M. R. 1894 S. 55.) Dr. M. Christlieb, E. v. Hartmanns Kritik an den Voraussetzungen des Darwinismus. — G. Muko, Kritik von Prof. Dr. Inouyes „Kollision zwischen Erziehung und Religion“ (Forts.). — H. Minami, Auslegung schwieriger Stellen in den Evangelien. — M. Maruyama, Verteidigungsschrift gegen Prof. Dr. Inouye.

Dezember 1893. (No. 50.) S. Fujita, die Genealogie Jesu (Forts. Nr. 52). — Pastor Lühr in Gotha, das Evangelium des Grafen Tolstoy (Forts. Nr. 51; Schl. Nr. 52). — C. Munzinger, Zum Jahresfest der deutschen Reformation. — H. Minami, Auslegung schwieriger Stellen in den Evangelien (Forts.). — O. Schmiedel, Einleitung in die Offenbarung (Forts. Nr. 51 u. 52).

Januar 1894. (Nr. 51). Dr. M. Christlieb, Pessimismus und Moral in Indien und Deutschland. I. Brahmanismus und Buddhismus (Forts. Nr. 52). — M. Maruyama, Die Idee des Menschensohnes in den Evangelien. — S. Fujita, die Handschriften des N. T.

Februar 1894. (Nr. 52.) H. Minami, Das christliche hohe Lied von der Liebe.

Aus China.

Aus den Berichten des Missionars Pfarrer Kranz.

Pfarrer Kranz schrieb uns unter dem 3. Juli v. J. Folgendes:

Die Gottesdienste haben im letzten Vierteljahr regelmäßig am ersten und dritten Sonntag im Monat stattgefunden, die Anzahl der Teilnehmer ist im wesentlichen dieselbe geblieben, sie hat sich wohl etwas gehoben (circa 30—40 Gemeindeglieder und 20—30 Matrosen). Da viele Deutsche weit von der Kirche wohnen, so hat das Wetter auch großen Einfluß auf den Kirchenbesuch. Wenn es stark regnet (wie im Juni einmal) oder besonders heiß und schwül ist, so kommen weniger als sonst.

Anfang Juni erhielt ich von dem Vorsitzenden der Diasporakonferenz, Schloßprediger Schubart i. Ballenstedt a. Harz, eine Anfrage über hiesige Gemeindeverhältnisse. Vom Sekretär des Generalkonsulats wurde mir mitgeteilt, daß die Zahl der hier lebenden Deutschen (incl. Schutzbefohlene) auf 300 bis 350 geschätzt wird. Laut der Subskriptionsliste des vergangenen Jahres (November und Dezember 1892) sind 84 Personen durch Zeichnung von Beiträgen der „Evangelischen Gemeinde" beigetreten, die Summe der Beiträge beläuft sich auf 1450 Dollars. Da einige von den 84 Subskribenten verheiratet sind, so können wir die Anzahl der erklärten Mitglieder der Kirchengemeinde auf 100 angeben. Seit April habe ich wieder 5 Kinder getauft, davon 2 (im Alter von 6 und 7 Jahren) in einer Familie.

Da voraussichtlich das deutsche Element hier in Shanghai immer noch zunehmen wird, so ist es in der That sehr wünschenswert, daß der evangelischen Kirchengemeinde hier ihr dauernder Bestand gesichert werde. Daß ich selbst im Laufe des nächsten Jahres mich von der Thätigkeit an der deutschen Gemeinde zurückzuziehen und mich ausschließlich dem Studium der chinesischen Sprache zu widmen wünsche, und deshalb um die Heraussendung eines zweiten jungen Pfarrers für die Deutschen hier bitte, das habe ich in meinen letzten Berichten und Briefen ausführlich berichtet und begründet.

Im letzten Vierteljahre habe ich die 16 Kapitel der Paraphrase des heiligen Edikts von Kaiser Kanghi präpariert und einmal durchgearbeitet, nach der neuen für die China Inland-Mission veranstalteten Ausgabe von Baller (180 halbe Seiten chinesisch, unten auf den Seiten steht die englische Übersetzung). Dieses Edikt bestand ursprünglich aus 16 kurzen Ermahnungen Kanghis, des zweiten Kaisers der jetzigen Dynastie (Kanghi regierte 1662—1723), wurde dann von seinem Sohn und Nachfolger Yung Cheng umschrieben und erklärt (1725), und da auch der Stil dieser Erklärung für das Volk noch zu schwierig war (das Werk sollte am 1. und 15. jeden Monats dem Volk öffentlich vorgelesen werden), so verfaßte ein hoher Mandarin Wang Yew Po eine erweiterte Paraphrase in der Mandarin-Umgangs-Sprache. Diese Paraphrase habe ich einmal durchgearbeitet und werde sie nun noch mehrmals wiederholen. Das Werk bietet eine sehr gute Zusammenfassung der wichtigsten chinesischen Grundanschauungen. Vielleicht wird es mir möglich sein, im Laufe des nächsten Vierteljahrs von dem sehr interessanten ersten Kapitel „über die kindlichen und brüderlichen Pflichten" eine schriftliche deutsche Übersetzung anzufertigen und nach Hause zu senden[1]).

Je mehr ich das chinesische Geistesleben und die in der Litteratur niedergelegte Denkungsweise des Volkes kennen lerne, desto mehr wundere und freue ich mich über die Fülle hoher sittlicher Ideen, welche in dem Volke vorhanden sind, umsomehr sehe ich aber auch die enormen Schwierigkeiten ein, welche eine gründliche Erlernung der chinesischen Schriftsprache uns bietet. Wenn ich es jemals dazu bringen will, litterarisch an dem Kampf des vordringenden christlichen Geistes mit dem heidnischen Geiste in China mich zu beteiligen, so muß ich zunächst Jahre lang dem Studium der Sprache und Litteratur meine ganze Kraft widmen. Das Chinesische ist eben schwerer, als alle anderen Sprachen. Ein Herr, hörte ich neulich, welcher das Japanische leicht fließend sprechen gelernt hatte, konnte nach 7 Monate langem Aufenthalt und fleißigem Studium im Inneren Chinas noch so gut wie nichts vom Chinesischen. Die Umgangssprache ist aber noch sehr leicht im Vergleich zu dem schwierigen Bücherstil (Wen-li). Ich glaube, wenn man einen erfahrenen Dolmetscher im Konsulatsdienst oder Herrn Prof. Arendt am orientalischen Seminar in Berlin fragte, ob er es nach 5jährigem Studium des Chinesischen gewagt haben würde, mit Hilfe von Eingeborenen ein größeres wissenschaftliches Werk im Buchstil (Wen-li) herauszugeben, sie würden es verneinen. Als Dr. Fabers Werk

[1]) Dies ist inzwischen geschehen, und wir werden diese Übersetzung im nächsten Hefte unseren Lesern mitteilen. Die Redaktion.

über Civilisation zum ersten Mal erschien (1884), war er bereits 19 Jahre in China. Viele Jahre hat er an diesem, wie an allen seinen Werken gearbeitet und darum sind sie auch besser geworden als die Durchschnitts-Litteratur. In der letzten Nummer des „Chinese Recorder" (June 1893) giebt Rev. O. Wisner von der Amerik. Presbyt. Mission in Canton darüber sein Urteil ab. (Bereits in Z. M. R. 93, S. 247, mitgeteilt. Anm. der Red.).

Zum Schluß noch einiges Persönliche: Vom 26. Mai an war ich $3^1/_2$ Woche krank, 4 Tage mußte ich das Bett hüten und fühlte mich die ganze Zeit unwohl und matt, jetzt geht es mir aber wieder gut. Die Ursache war ein Darmkatarrh, wie er hier sehr häufig vorkommt. Eine Predigt habe ich aber nicht ausfallen lassen. Seit Mitte Juni ist bei viel Regen steigende Hitze eingetreten, und es herrscht oft eine sehr schwüle, erschlaffende Luft (25° Reaum. im Zimmer). In dieser Zeit fühlte ich mich oft recht einsam hier, aber wenn wir nur mit Gott Gemeinschaft festhalten, so haben wir Frieden und Glück im Herzen, auch wenn wir äußerlich manches entbehren, besonders den Verkehr mit Gleichgesinnten. Für die nächsten 9 Wochen erwarten wir noch größere Hitze und da zwischen dem dritten Sonntag im Juli und dem ersten im August drei Wochen liegen, so hoffe ich Mitte Juli auf einige Wochen verreisen zu können.

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen

berichtet in ihrem sechsten Jahresberichte (für das Jahr Oct. 1892 bis Oct. 1893) über eine große ihr von unserem Missionar Pfarrer Kranz zuteil gewordene Schenkung. Pfarrer Kranz hat durch die genannte Gesellschaft 2000 vollständige Exemplare von dem großen fünfbändigen chinesischen Werk Dr. E. Fabers „Civilisation" drucken und den höchsten Beamten des Reichs überreichen lassen. Ferner hat er 26 000 Exemplare einzelner Kapitel dieses Werkes herausgegeben und unter den Gelehrten bei Gelegenheit der Examina im September in den verschiedenen Provinzen verteilen lassen. Im ganzen hat er für diese Zwecke jener Gesellschaft 1200 Dollars überwiesen. Wie die Gesellschaft in ihrem Berichte dem Pfarrer Kranz ihren wärmsten Dank ausspricht, so hat auch unser Centralvorstand bereits das Gleiche gethan. Möchten die großen Opfer, die Pfarrer Kranz für die Schriftenverbreitung unter den Chinesen geleistet hat, recht viel Segen stiften!

Durch Pfarrer Kranz selbst erfahren wir noch, daß Dr. Richard, der gelehrte und um China hochverdiente Schriftführer jener Gesellschaft, auf seine Bitte zu der großen Ausgabe der Civilisation einen Einleitungsbrief an die Mandarine geschrieben und dieselben darin auf den ökonomischen Wert der im Buche enthaltenen Lehren und der übrigen Publikationen der Gesellschaft aufmerksam gemacht hat. Die Gesellschaft will beim nächsten Examen auf eigene Kosten 4000 Exemplare eines einzelnen Kapitels der Civilisation unter den Gelehrten verbreiten lassen.

Aus den Zweigvereinen.

Der Berliner Hauptverein

feierte am Sonntag, den 18. Februar, sein Jahresfest. Abends 6 Uhr fand in der Neuen Kirche der Festgottesdienst statt. Die Beteiligung war erfreulicherweise eine sehr große; die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Feier gestaltete sich zu einer in jeder Beziehung gelungenen und wahrhaft erhebenden. Prediger Lic. Dr. Kirmß hatte die Predigt übernommen. In gewaltigen, tief ergreifenden Worten sprach er im Anschluß an Joh. 11, 51. 52 vom Kreuz Christi als dem Sammelpunkt der zerstreuten Kinder Gottes. Er zeigte, wie der Keim zur Gotteskindschaft, der in alle Menschen gelegt sei, doch nur durch das Evangelium vom Kreuz zur Entfaltung gelangen könne, da nur in diesem die wahre

Gotteserkenntnis: die Erkenntnis des liebenden Vaters, und nur in diesem ein voller Einblick in den tiefsten Grund des menschlichen Herzens: die aufopfernde Bruderliebe, gegeben sei. Die daraus sich ergebende Pflicht der evangelischen Gemeinde, Heidenmission zu treiben, legte er den Zuhörern dringend ans Herz, indem er zugleich erwies, wie ganz unbegründet die gewöhnlichen Vorurteile und Einwände gegen die Mission seien. Den Höhepunkt des Festes bildete die Abordnung des neuen Pfarrers für die evangelische Gemeinde zu Shanghai in China, des bisherigen Privatdozenten an der Universität Göttingen, Lic. H. Hackmann. Der Präsident des Centralvorstandes Prediger Dr. Arndt vollzog dieselbe.

Nach dem Gottesdienste fand eine Nachfeier im Brandenburger Hause statt, die in dankenswerter Weise die Gemeindekörperschaften der Neuen Kirche veranstaltet hatten. Mehr als 80 Mitglieder und Freunde des Vereins hatten sich mit ihren Damen zu einem geselligen Abendessen eingefunden. Mancherlei ernste und heitere Trinksprüche wurden ausgebracht. Fräulein Putzey erfreute die Versammelten durch treffliche Gesangsvorträge.

Die Kirchenkollekte hatte 131 Mark ergeben.

Dem vom Berliner Hauptverein für 1893 herausgegebenen Jahresbericht entnehmen wir noch folgende Mitteilungen: Die Zahl der Mitglieder hat sich auf derselben Höhe wie im Vorjahre gehalten; sie betrug 291. Dagegen hat er eine Einnahme zu verzeichnen, wie er sie bisher noch nicht erreicht hatte, nämlich 2552 Mk. gegen 2407 Mk. im Jahre 1892. — Professor D. Pleiderer in Groß-Lichterfelde ist erster Vorsitzender, Prediger Lic. Hoßbach zweiter Vorsitzender und Prediger Dr. Arndt Schriftführer; die Kasse verwaltet Professor Dr. Lohsee.

Die Ortsvereine der Heiligkreuz- und Dankeskirchen-Gemeinde sind in ihren Bezirken mit Erfolge thätig gewesen; namentlich ist die Veranstaltung von Familienabenden im Ortsverein der Dankeskirch-Gemeinde unserer Sache förderlich gewesen. Auch im neuen Jahre sind bereits wieder solche Familienabende am 23. Januar und 27. Februar abgehalten worden. Am 23. Januar war das bisher benutzte Lokal (Weddingpark) derartig überfüllt, daß der Verein sich für die Zukunft nach einem größeren umsehen muß. Der Kirchenchor der Gemeinde, sowie mehrere musikalische Freunde des Vereins machten sich um den anregenden Verlauf des Abends verdient. Prediger Alberti hielt einen Vortrag über „evangelisches Leben im katholischen Belgien", Prediger Stage sprach in einem Schlußwort von dem Stande unserer Mission in Japan und China. Der Abend brachte dem Verein 18 neue Mitglieder. Am 27. Februar hatte der Familienabend noch größere Theilnahme gefunden; Prediger Stage gab in seinem Vortrage „Missionsbilder aus Afrika".

Der Vorstand des Berliner Hauptvereins hat schon Vorbereitungen zum Centraljahresfest, das am 16. und 17. Oktober d. J. in Berlin stattfinden soll, getroffen.

Der Hamburger Hauptverein,

vor 6 Jahren begründet, zählte nach seinem letzten Jahresbericht 163 Mitglieder, und lieferte an die Centralkasse 845 Mk. ein. Thätig gewesen ist der Verein in besonderem Maße für die Sammlung von Gaben zum Bazar unserer Missionarin, der einen so erfreulichen Erfolg gehabt hat (vgl. Z. M. R. 94, S. 56). An der Spitze des Vereins steht Pastor Dr. Manchot; den zweiten Vorsitz hat Hauptpastor Dr. Grimm inne; als Schriftführer fungiert Pastor Lic. Dr. Meincke, als Schatzmeister G. Fr. Vett.

Pfarrer O. Schmiedel

ahat noch (vgl. Z. M. R. 94, S. 63) in folgenden Orten Missionsvorträge gehalten: Pforzheim, Karlsruhe, Freiburg i. B., Ludwigshafen, Heidelberg, Eisenach, Salzungen, Sonneberg (Meiningen), Hildburghausen, Jena, Beutnitz b. Jena.

Der Vorstand des Schweizerischen Landesvereins hat ein Sammelbüchlein herstellen lassen, um durch die Form vierteljährlicher oder monatlicher Zahlung des Jahresbeitrages die Mitgliedschaft auch kleinern Leuten zu ermöglichen. Es ist bereits an einigen Orten auch für Sammlungen unter Konfirmanden in Gebrauch.

Am 28. Januar wurde im 5. Stadtkreis in Zürich eine Versammlung veranstaltet, um das Interesse der Vereinsmitglieder in diesem Stadtteil wach zu halten und besonders auch neue zu gewinnen. Pfarrer Lienhard redete mit großer Wärme über das Thema: „Warum treiben wir Mission?" Anschließend gab Pfarrer Schönholzer noch eine kurze, treffliche Widerlegung der häufigsten Bedenken, die man gegen die Mission erheben hört: erstens, daß es nötiger sei, den sittlichen und religiösen Nöten in der Heimat abzuhelfen, und darum die Arbeit an den Heiden vorläufig unterlassen solle; zweitens, daß man mit der Mission doch warten solle, bis die Heiden bitten, daß man ihnen das Christentum bringe; drittens, daß man ihnen lieber Kultur statt Christentum bringen solle.

Die etwa zweihundertköpfige Versammlung bestand größtenteils aus Nichtmitgliedern, und von diesen waren wieder die meisten ehemalige Konfirmanden und Konfirmandinnen des letzten Redners. Am Schluß erklärten 125 ihren Beitritt zum Missionsverein. Dazu wurden 10 Flugschriften verkauft und einige Sammelbüchlein genommen. Man darf daraus schließen, daß die Versammlung für die gebotene Anregung dankbar gewesen ist.

Aus dem Centralvorstande.

Abordnung des Pfarrers Lic. H. Hackmann.

Am 18. Februar fand bei Gelegenheit des Jahresfestes des Berliner Hauptvereins in der Neuen Kirche zu Berlin die Abordnung des zum Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Shanghai gewählten Pfarrers, des Privatdozenten Lic. theol. H. Hackmann statt (vgl. Z. M. R. 94, S. 63). Die Ansprache, die der Präsident des Centralvorstandes, Prediger Dr. Arndt dabei hielt, lassen wir im Wortlaut folgen:

Teure Festgemeinde! Unser Jahresfest erhält einen ganz besondern Glanz durch eine Feier, wie sie unser Missionsverein bisher in Berlin noch nicht erlebt hat. Wir wollen in dieser Stunde mit unsern Segenswünschen einen Mitarbeiter an unserm Werke entlassen, der in die weite Ferne das Evangelium hinaustragen soll. Freude und Dank bewegen unsere Herzen. Wir preisen Gottes Güte, die unser Werk bisher gesegnet hat und die uns in den Stand setzt, einen dritten Vertreter unseres Missionsvereins auf unser Arbeitsfeld in China hinauszusenden. Aber mit dieser Freude vermischt sich in dieser Stunde wehmütiger Ernst, den Sie, mein lieber Freund und Bruder, am tiefsten empfinden und den wir Ihnen nachfühlen. Sie wollen einen liebgewonnenen Wirkungskreis im deutschen Vaterlande verlassen, Sie wollen sich von einem treuen Bruder, von Verwandten und Freunden trennen, denn mächtiger als alle Bitten und Rufe, die Sie einladen, in der Heimat im sichern Port die stille friedliche Beschäftigung mit der Wissenschaft fortzusetzen, ergeht an Sie der Ruf der fernen Gemeinde: Komm herüber und hilf uns! Sie fühlen sich in Ihrem Gewissen gedrungen, diesem Rufe zu folgen. Wir aber freuen uns Ihres mutigen Entschlusses und geben Ihnen die herzlichsten Wünsche der gesamten Missionsgemeinde mit auf den Weg. Mit diesen Wünschen verknüpfe ich als Vertreter des Centralvorstandes unseres Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins noch einmal die Darlegung der schweren und wichtigen Aufgabe, die Ihrer wartet. Beides aber, Ihre Aufgabe und unsere Wünsche, kann ich in kein besseres Wort kleiden als in das Schriftwort, das Sie selbst in entscheidungsvoller Stunde als Ihr persönlichstes Bekenntnis ausgesprochen haben, das, aus dem Munde des größten Heidenapostels aller Zeiten stammend, noch immer alle Sendboten und Diener des

Evangeliums zu kühnem Mute und heiliger Begeisterung entflammt. Es ist das Wort des Apostels Paulus Römer 8, 38. 39:

„Ich bin gewiß, das weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn."

Sie, mein lieber Bruder, wollen in diesem Worte Ihre hohe Aufgabe erkennen, zu der wir Sie heute abordnen. Du aber, teure Fest- und Missionsgemeinde, mögest in dies Wort die Wünsche und Gebete zusammenfassen, die heute für den scheidenden Freund dein Herz erfüllen.

Es bedarf nicht vieler Worte, mein lieber Freund, Ihnen das Werk zu beschreiben, dessen hohe Verantwortung Sie heute auf sich nehmen. Sie haben längst in stillen Stunden der Selbstprüfung Ihre künftigen Pflichten sich wieder und wieder überlegt und so oft wir miteinander über Ihre Arbeit im fernen China uns beraten konnten, haben Sie ein schnelles und tief eindringendes Verständnis für das Amt eines Pfarrers einer evangelischen Kolonialgemeinde mitten in der Heidenwelt gezeigt. Nachdem der Missionar und bisherige Pfarrer von Shanghai Paul Kranz den dringenden Wunsch ausgesprochen hat, von seinem Doppelamte entlastet zu werden, um sich ganz der Heidenmission zu widmen, hat unser Centralvorstand keinen Augenblick geschwankt, einen Pfarrer zunächst ausschließlich für den Gemeindedienst in Shanghai zu berufen.

Diesem Gotteshause, in dem wir jetzt versammelt sind, ist benachbart die Kirche, auf deren Kanzel einst der größte Theologe des 19. Jahrhunderts stand, der zwei Missionsmethoden: die der Continuation d. h. der Fortpflanzung des Christentums durch die Kolonialgemeinde in der Heidenwelt, und die der Wahlanziehung, d. h. der Verbreitung des Evangeliums durch den Missionar unterschieden hat. Was Schleiermacher als bestes Mittel zur Bekehrung der Heidenwelt empfahl, wollen wir am allerwenigsten versäumen, daher ist es eins unsrer obersten Ziele, den christlichen Sinn in den in der außerchristlichen Welt lebenden Glaubensgenossen zu pflegen. Und wir haben zu Ihnen, lieber Freund und Bruder, das Vertrauen, daß Sie das Evangelium von der Liebe Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn, dem einigen Grunde unseres Heiles, in der evangelischen Gemeinde zu Shanghai verkündigen werden, damit diese Gemeinde, wie eine Stadt auf dem Berge, weithin in die Heidenwelt leuchte als Muster einer christlichen Gemeinde, als Mittelpunkt der „Continuation", der Fortpflanzung des Christentums. Gerade dort auf dem äußersten Vorposten des Christentums — der doch kein verlorener Posten ist — gilt es das Centrum des Christentums festzuhalten, und wir sind gewiß, daß Sie dies Centrum zu wahren und zu pflegen wissen werden, daß nichts Sie in Amt und Beruf scheiden darf von der Verkündigung der Liebe Gottes in Christo Jesu.

Wenn Sie hinausziehen, bleiben wir hinter Ihnen stehen mit betenden Herzen und Händen. Denn das ist die Aufgabe einer Missionsgemeinde, mit dem Geben zugleich auch das Beten zu üben. Unsere Gebete haben aber immer nur einen Inhalt: Möge Gott Ihnen Kraft geben, durch Predigt, Seelsorge und Lehre, durch Ihre Person und Ihren Wandel immer und nur das Eine zu verkündigen, das Wort von der Liebe Gottes in Christo Jesu! Möchten Sie nimmer ermüden in Ihrem heiligen, schönen Beruf! Wenn bittre Enttäuschungen, schwere Erfahrungen kommen, wenn es Ihnen ein niemals erreichbares Ideal dünkt, Ihre Gemeinde zu einem Brennpunkte christlichen Lebens zu gestalten, so bleiben Sie fest bei dem Einen, was not ist, so lassen Sie sich nicht irre machen an der Liebe Gottes unseres himmlischen Vaters. Dann wird dem Ernst in der Arbeit, dem unverdrossenen Ringen und Streben auch der Segen nicht fehlen, dann wird doch einst der Tag für die Freudenernte kommen, sollte selbst eine Thränensaat vorausgegangen sein. Das sei Ihr Trost, das sei Ihre Ermutigung in jeder Stunde: was auch kommen mag, wir bleiben eins in der Liebe, Sie draußen an

dem fernen Ufer des Weltmeeres, wir daheim im lieben deutschen Vaterlande, wir bleiben eins in der Liebe des himmlischen Vaters, eins in der Liebe und Treue gegen unsern Herrn und Heiland. Wir zittern nicht bei den Gefahren, die Ihnen auf weiter, beschwerlicher Reise drohen. Mit Ihnen ziehen unsere Gebete und in Ihrem Herzen steht fest die Zuversicht: „Ob ich schon wanderte im finstern Thal, so fürchte ich mich doch nicht, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich". Möge Gott Sie ausrüsten mit tapferem Mute, mit dem Mute, den wir mit Ihnen teilen, denn wir sind gewiß, daß nichts uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Den Glaubensgenossen und Brüdern aber in der Ferne bringen Sie unsere Grüße, die Grüße nicht nur der Männer, die Sie aussenden, sondern auch dieser ganzen um Sie versammelten Gemeinde — wir wissen uns eins mit den Gliedern Ihrer künftigen Gemeinde in demselben Glauben, derselben Hoffnung und derselben Liebe, denn auch mit ihnen sind wir gewiß, daß uns nichts scheiden mag von der Liebe Gottes.

So ziehen Sie denn hin, lieber Freund und Bruder, zu neuer Arbeit und zu neuem Dienst im Reiche unseres Gottes. Wir stellen Sie unter den Schutz des Allmächtigen, er bewahre Sie auf der weiten Wanderung vor allem Leid und Schaden, er öffne Ihnen die Herzen auf Ihrem neuen Arbeitsfelde, er segne Ihr Werk. Er halte uns mit einander vereint, uns trennen nicht Meere und Länder, denn wir sind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Amen.

Zum Andenken an die feierliche Stunde des Abschieds überreichte der Präsident dem Neugewählten eine Bibel; er gab ihm außerdem mit als Geschenk des Berliner Hauptvereins an die Gemeinde zu Shanghai, die sich bisher zur Feier des Abendmahls Kelch und Patene von der englischen Gemeinde leihen mußte, kostbare Abendmahlsgeräte. Dann bestieg der neue Pfarrer die Kanzel, um in kurzen, aber zu Herzen gehenden Worten Abschied zu nehmen, die wir wörtlich mitteilen:

Andächtig Versammelte!

Tief bewegt von der Liebe und Teilnahme, welche ich heute Abend nicht nur aus den an mich gerichteten Worten empfunden, sondern von Euch allen mir gleichsam entgegenwehen gefühlt habe, vermag ich nur wenige Worte an Euch zu richten. Es ist mir, als sei mir die Aufgabe, zu welcher ich mich anschicke, gerade unter der Empfindung so warmer Anteilnahme noch schwerer auf's Herz gefallen. Denn so geht es uns ja, daß, wenn wir die Augen vieler auf unsere Arbeit gerichtet sehen, unser eigener Blick mehr dafür geschärft wird, was man denn eigentlich von uns erwartet. Und wenn mich der Gedanke nicht schon längst bewegt hätte, zu welch' schwerer Arbeit ich mich aufmache, er hätte mir heute Abend ganz gewiß das Herz ergreifen müssen.

Es ist gewiß nichts Geringes, was ich erreichen möchte und soll in dem Amte, welches mir übergeben ist. Überblicke ich im Geiste, was es ist, so fällt das Auge zuerst auf etwas scheinbar mehr Äußerliches, das ich doch für sehr wichtig halte. Ich meine nämlich, das Erste, was mir obliegt, ist, daß ich in jenen Brüdern in der Ferne das Heimatgefühl lebendig und kräftig erhalte. Nicht als ob jene dort in der Fremde nicht selbst den Wert des Heimatgefühles kennten, nicht selbst den Willen hegten, der Heimat treu zu bleiben. Viele haben gewiß diesen Willen und jene Erkenntnis. Doch aber, Ihr wißt alle, wie leicht unter der mannigfachen Berührung mit dem Auslande das heimische Fühlen und Streben allmählich auch dem sich Sträubenden verloren geht, wie leicht sich das Band, das mit dem Vaterlande verknüpft, so langsam lockert! Es bedarf da der Achtsamkeit und des wachen Eifers, vor allem bei den Kindern, die schon in der bildsamen, schmiegsamen Zeit der Jugend losgelöst vom

umhüllenden Arme des heimischen Lebens den Einflüssen der Fremde ausgesetzt sind. Und da soll ganz gewiß der deutsche Pfarrer es sein, der allem, was dahin strebt und geeignet ist, das echte Gepräge des heimischen Wesens äußerlich und innerlich zu erhalten, seine Kraft leiht und einen Anhalt bietet.

Unmittelbar aber mit dieser Aufgabe ist eine andere verbunden, die schon tiefer dringt und auch schwerer ist, diese nämlich, mit dem Heimatsgefühle den Sinn für deutsche Sitte und Sittlichkeit zu erhalten. Wir Deutschen haben noch, Gott sei Dank, einen edlen Kern echt deutscher Sittlichkeit, idealen Strebens, als Erbgut eigen, und jeder, der es mit Deutschen gut meint, muß willens sein, ihn zu erhalten. Daß aber gerade diese edle Mitgift der Heimat in der Fremde großen Gefahren ausgesetzt ist, wer wollte das verkennen? Darüber zu Gerichte zu sitzen, sei fern von uns; vielmehr entflamme die Gefahr umso mehr den reinen Willen der Liebe, rettender und bewahrender Liebe. Aber die Arbeit dieser Liebe wäre vergebens, ginge sie nicht Hand in Hand mit einem Dritten, mit der umfassendsten und tiefsten Aufgabe, zu der ich hinausgesandt werde: das religiöse Leben, jene gewaltigste Kraft im Menschendasein, zu pflegen und zu stärken, Pflege und Stärkung darzureichen dem Christentum, so wie es gerade besonders dem deutschen Geiste in der Reformation so rein und wirkungsmächtig geschenkt worden ist. In diesem faßt sich das frühere zusammen: denn wo echtes evangelisches Christentum eine Stätte hat, wo das Herz aufgewacht ist zu diesem höchsten, vollsten Leben, da ist auch echte deutsche Sitte und Sittlichkeit, da ist das Bewußtsein für Heimat und heimische Eigenart gesichert.

Aber damit tritt auch die ganze Schwierigkeit meines Werkes offen zu Tage. Das religiöse Leben im Menschen soll ich zu leiten und zu fördern suchen, also mit einem Worte: ich soll Menschenseelen lenken.

Menschenseelen lenken! Wer fühlte nicht mit einem Schlage das Gewaltige solchen Werkes! Wer, der sein eigenes Innere nur einigermaßen kennt, wer, der einen Blick geworfen hat auf des eigenen Innenlebens bunt verworrenes Getriebe, wollte wohl behaupten, daß dies leicht sei?

Nimm einmal das Kind, das noch bildsam und zugänglich ist. Du faßt es bei der Hand und leitest es sorgsam auf gutem Pfade, du pflanzest Reines und Edles in seine Seele, du arbeitest Tag und Stunde emsig und vorsichtig an ihm; doch wenig Zeit verrinnt, da, siehe, höher als die edle Frucht ist plötzlich das Unkraut emporgeschossen, von dem du nichts ahntest, das Kind entreißt sich deiner Hand und stürzt in Finsternis und Tiefe. Vermochtest du seine Seele zu leiten?

Und nun gar die Seelen Erwachsener! Die Seelen von Männern, die im Gewoge und Kampf des Lebens hart geworden sind, die unter dem Drängen und Treiben böser Mächte ein eigenartiges, ein schlimmes Lieben und Hassen gelernt haben, die die Töne des Evangeliums kaum mehr verstehen; Seelen von Frauen, die von Sorgen und Bitterkeit des Lebens mutlos oder von dem Glanz einer hohlen Pracht verblendet wurden, kurz, Seelen, die das hin und her des Lebens bereits so sehr gefangen hat, wer maßt sich an, sie leiten, ihrer Herr werden zu wollen? —

Vielleicht möchte jemand mir zurufen: Also so mutlos, so ängstlich ziehst du hinaus? Haben denn in deiner Brust bei dem Blicke auf dieses Werk sich nicht ernste, edle Vorsätze geregt, die dich ermutigen, die dir Kraft geben?

Ernste Vorsätze — wem kämen sie nicht an solch einer Wendung des Lebens? Auch mir sind sie gekommen, oft gekommen in den letzten Wochen. Aber Kraft und Mut vermochten sie mir nicht zu geben. Was sind denn Vorsätze, auch die ernstesten und reinsten? Sind sie nicht gerade die ernsten Mahner an unsere eigene Schwäche? Weisen sie nicht den Nachdenkenden gerade hin auf Wunden, die er empfangen hat, und vor denen er sich hüten möchte, auf einen Fall, den er gethan, und der sich nicht wiederholen soll? Wozu faßten wir denn

ernste Vorsätze, wenn nicht, weil wir wissen, daß wir schwach gewesen sind, daß wir gefehlt haben in unserer bisherigen Wirksamkeit! Nein, gute Vorsätze, wenn sie sich bei uns einstellen, weisen uns nur als ernste Mahner darauf hin, daß wir unsere Kraft nicht in uns tragen, sondern sie bei jemand anders suchen müssen. Und bei wem, das ist ja keine Frage, — bei Gott dem Herrn allein. Darum die Kraft, in welcher ich es wage, jener schweren Aufgabe entgegenzutreten, ist die Hingabe an Gottes Willen und in Gottes Hand. Wir können nicht mehr als dies, aber dies Große eben können wir auch, daß wir dem Winke und dem Schaffen Gottes in uns und um uns her ahnend nachgehen und uns gehorsam seiner Leitung fügen. Das ist so einfach, und doch ist es grade das, was Jesus Christus uns hat lehren wollen und was die Menschheit seitdem, so lange sie auch schon daran lernt, noch lange nicht vollkommen gelernt hat; das ist es, worin wir, ein jeder in seinem Leben, ein klein Stücklein vorwärts kommen sollen, damit der Tod uns nicht als leere Schale ohne Kern findet. Das ist es, worin wir Kraft gewinnen, auch den schwersten Aufgaben gegenüber; denn nicht wir sind es, die schaffen und umgestalten, Gott ist es, wir aber, da wir seinem Werk und Willen uns dienstbar machen, dürfen in seinem Werk und Willen auch getrost sein des Erfolges, mag er nun uns schon zufallen, oder erst anderen. Und das ist es ja, worin wir alle uns einig wissen, die wir als Jünger unserm Herrn und Meister durch des Lebens Rätsel nachfolgen; in diesem Werke arbeiten wir so hier wie dort, es ist jedes echten Christen Lebensnerv. Und darum möchte ich sowohl Euch wie mir wie allen Jüngern Jesu, sowohl für heute und für diese Aufgabe, wie für die Zukunft und alle Zeit als Antwort auf die schönen Worte des Gesanges, in denen wir vorhin Gott unsere Wege zu befehlen ermuntert wurden, jene anderen einfach-tiefen Gesangesworte zurufen:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Segen, Rat und That. Amen.

Am 12. März ist Pfarrer Lic. Hackmann von Genua mit dem Dampfer „Sachsen" vom Norddeutschen Lloyd abgereist und, will's Gott, am 15. April in Shanghai eingetroffen. Gott segne seinen Eingang und seine Arbeit!

An die evangelischen Frauen Deutschlands.

Der Allgemeine evang.-protest. Missionsverein will den großen ostasiatischen Kulturvölkern, besonders den Chinesen und Japanern, das Christentum bringen, das lautere Evangelium Jesu Christi, welches den Beruf hat, alle Völker zu umspannen! Er glaubt damit nicht nur der Missionsaufgabe, welche Jesus uns auferlegt hat, gerecht zu werden, sondern auch eine Pflicht zu erfüllen, welche die Entwicklung des heutigen Völkerverkehrs für die christlichen Völker Europas mit sich bringt.

Durch die Berührung mit der europäischen Kultur wird die väterliche Religion jener Völker erschüttert, die Bande ererbter Zucht und Sitte lösen sich auf, und es geht durch jene Völker die berechtigte Klage, daß die Kultur des Westens ihnen Zersetzung und Verderben bringe. Ganz besonders die Frauenwelt jener Völker hat unter dieser Entwicklung der Dinge schwer zu leiden. Zwar löst sich das Verhältnis der Unmündigkeit und Abhängigkeit, in welchem dort die Frau seit Jahrtausenden gestanden, mehr und mehr, und das weibliche Geschlecht wird frei; aber die abendländische Kultur giebt der Frau nicht zugleich den inneren sittlichen Halt, der sie allein fähig

macht, sich jene Freiheit zu einem Segen zu gestalten. So gehen jene Völker den schwersten Gefahren entgegen, wenn ihnen nicht mit der abendländischen Kultur zugleich das Christentum gebracht wird, welches dort den untergehenden Götterglauben durch den reinen Gottesglauben, die untergehende väterliche Sitte durch eine höhere Gesittung ersetzt.

Unsere Kräfte sind jetzt noch gering, der Kreis unserer Wirksamkeit noch klein. Wir wenden uns an die evangelischen Frauen Deutschlands mit der herzlichen Bitte, uns mitzuhelfen zur Erweiterung unserer Thätigkeit. Wir hoffen, gerade bei ihnen ein offenes Herz zu finden. Sie wissen, wie viel Dank sie dem Christentum schulden, welchen Segen es ihnen in der Ehe spendet, und durch ihre Herzen und Hände in das Leben ihrer Kinder leitet. Sie können diese ihre Dankesschuld nicht besser abtragen, als dadurch, daß sie die erlösenden Kräfte des Christentums hinaustragen helfen zu ihren Schwestern in der Ferne.

Schon haben einzelne Frauenvereine sich in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Die besondere Rührigkeit, die sich in ihnen entfaltet, ermutigt uns, zur Bildung von Frauen-Vereinen für unsere Missionsarbeit aufzufordern. Dieselben würden vielen Frauen, welche gern an dem Aufbau des Reiches Gottes mitarbeiten möchten, Gelegenheit zu reichbeglückender Thätigkeit geben. Es ist etwas Großes zu wissen, daß die Wirkungen auch der bescheidensten und stillsten Missionsarbeit in der Heimat hinausgehen in alle Welt. Es bilden sich durch solche Arbeit unsichtbare Verbindungen zwischen der Heimat und der weiten Ferne. Das Herz, das durch die kleinen Sorgen und Mühen so leicht eng wird, weitet sich und fühlt sich hineingezogen in die Entwicklung des die Welt umspannenden Gottesreichs.

Die jetzt bereits bestehenden Frauen-Missions-Vereine haben besonders durch Veranstaltung von Familien-Abenden, Konzerten, Bazaren und Lotterien und durch planmäßige Verbreitung unseres Missionsblattes unsere Sache zu fördern gesucht. Wo sich neue Vereine bilden, würden sich gewiß auch noch andere Arbeitsgebiete erschließen.

Wir bitten die evangelischen Frauen Deutschlands recht herzlich und dringend, mit ihren warmen Herzen und ihren eifrigen Händen an unserem großen und hoffnungsreichen Werke mitzuarbeiten.

Wir bitten die Vorstände unserer Zweigvereine und unsere Vertrauensmänner, sowie alle unsere Freunde diesem Aufruf die größte Verbreitung zu geben und zur Bildung von Frauen-Vereinen oder kleineren Frauen-Gruppen allerorts anzuregen. Bereits hat sich in Karlsruhe eine rührige Frauen-Gruppe gebildet, die namentlich für den ersten Bazar unserer Missionarin vor Weihnachten 1893 treffliche Handarbeiten geliefert hat. Über die schon länger bestehenden Frauen-Vereine in Potsdam wiederholen wir die Angaben eines früheren Aufrufes:

Der Frauen-Verein zu Potsdam hat sich außer den Verlosungen von Handarbeiten besonders die Verbreitung des Missionsblattes zur Aufgabe gemacht. Die Damen des Frauenvereins verteilen die Mitglieder des Ortsvereins gruppenweise unter sich; jede Dame übernimmt es, die ihr zugewiesenen Mitglieder des Ortsvereins zur Zahlung des Abonnements zu bestimmen; sie zieht in ihrer Gruppe das Abonnement ein und verschreibt selbst allmonatlich die Blätter, so daß die Zusendung derselben keine Kosten verursacht. Jede Dame sucht das Blatt in derselben Weise auch unter Nichtmitgliedern zu verbreiten und übernimmt auch für diese Abonnenten die Einziehung des Abonnements und die Verteilung der Blätter. Der Verein hat so bereits über 400 zahlende Abonnenten gewonnen; Weigerungen seitens der Mitglieder, das Abonnement zu zahlen, sind nur ganz vereinzelt; wohl aber freuen sich

die Mitglieder, das Blatt nun regelmäßig allmonatlich und nicht etwa alle zwei oder drei Monate mehrere Nummern auf einmal zu erhalten; hierdurch wird das Intereſſe weſentlich erhöht, und das Blatt wird mehr geleſen, als früher. Das Verteilen der Blätter durch die Damen giebt überdies immer erneute Gelegenheit, das Vereinsintereſſe anzuregen.

Der Berliner Miſſions-Frauenverein, der bereits ſeit 1889 beſteht hat außer der Verteilung des Miſſionsblattes ſich zur Aufgabe gemacht, den Miſſionsſinn in weiteren Kreiſen durch Veranſtaltung von Familienabenden zu wecken und insbeſondere die in Tokyo beſtehende Frauenarbeitsſchule des Vereins durch Verkauf der dort gefertigten Arbeiten zu unterſtützen. Seine Satzungen, die wir als Muſter unter Vorausſetzung der durch die örtlichen Verhältniſſe gebotenen Änderungen empfehlen, ſind folgende:

1. Der Berliner Miſſions-Frauenverein ſchließt ſich dem Allgemeinen evangeliſch-proteſtantiſchen Miſſionsverein an und hat die Aufgabe, den Sinn für die Miſſion unter den evangeliſchen Frauen zu wecken und die Verbreitung des Evangeliums in der heidniſchen Frauenwelt zu fördern.

2. Die Mitgliedſchaft des Vereins wird durch die Zahlung eines jährlichen Beitrages erworben.

3. Der Vorſtand beſteht aus 15 Mitgliedern, welche die Verwaltungsgeſchäfte unter ſich verteilen. Als männlicher Beirat treten dem Vorſtande mit beratender Stimme bei der Schatzmeiſter und der Schriftführer des Berliner Hauptvereins des Allgemeinen evangeliſch-proteſtantiſchen Miſſionsvereins. Die Ergänzung des Vorſtandes geſchieht durch Kooptation.

4. Der Vorſtand hat mit allen ihm geeignet ſcheinenden Mitteln, wie durch Veranſtaltung von Miſſionsverſammlungen und -Vorträgen, durch Verbreitung von Miſſionslitteratur ꝛc. die Zwecke des Vereins zu fördern.

5. Die Einnahmen des Vereins werden nach Abzug der ſachlichen Unkoſten für die jedes Mal vom Vorſtande zu beſtimmenden Zwecke an die Centralkaſſe des Allgemeinen evangeliſch-proteſtantiſchen Miſſionsvereins überwieſen.

6. Alljährlich wird von dem Vorſtande eine Mitgliederverſammlung einberufen, welche die Jahresrechnung abnimmt, über den Stand der Arbeiten des Vereins Bericht erhält und die eingegangenen Anträge erledigt.

Möchten unſere Anregungen auf einen fruchtbaren Boden fallen und möchte das Unternehmen der beiden Frauenvereine in Berlin und Potsdam, ſowie der Frauen-Gruppe in Karlsruhe viele Nachfolger finden!

Fragebogen zur Bericht-Erſtattung.

Der Centralvorſtand hat in den letzten Tagen des Monats Februar an ſämtliche Zweigvereine, Vertrauensmänner und Geſchäfts-Stellen Fragebogen behufs Bericht-Erſtattung für das Jahr 1893 verſandt. Wir teilen den Wortlaut derſelben hier mit:

Fragebogen für die Zweigvereine: I. Wer ſind die Mitglieder des Vorſtandes? Vorſitzender? Schriftführer? Kaſſierer? II. Wieviel regelmäßig zahlende Mitglieder zählt der Verein? III. Iſt der Zweigverein ein Haupt- oder Landesverein und welche Ortsvereine haben ſich ihm angeſchloſſen? Wieviel Mitglieder zählen die einzelnen Ortsvereine? IV. 1. Wurden Gottesdienſte oder Miſſionsſtunden gehalten, wie waren ſie eingerichtet und wie beſucht? 2. Wurden außerhalb des Gotteshauſes Verſammlungen gehalten, wie war ihr Programm, wie die Teilnahme, die ſie fanden? V. 1. In wieviel Exemplaren wurde das Miſſions-Blatt bezogen und verteilt? 2. Wieviel Exemplare der Z. M. R. fanden Abſatz? 3. Wieviel Exemplare unſerer Flugſchriften wurden verteilt? VI. Was iſt durch die Preſſe für die Verbreitung unſerer Sache geſchehen? VII. Was iſt ſonſt aus dem Gebiete und Leben des Zweigvereins zu berichten, und inſonderheit: welche Umſtände waren für die Entwicklung desſelben förderlich oder hinderlich? VIII. An welche Adreſſe ſollen die Zuſchriften des Centralvorſtandes gerichtet werden.

Fragebogen für die Vertrauensmänner: I. Wieviel regelmäßig zahlende Mitglieder haben Sie? II. 1. Wurden Gottesdienste oder Missionsstunden gehalten, wie waren sie eingerichtet und wie besucht? 2. Wurden außerhalb des Gotteshauses Versammlungen gehalten, wie war ihr Programm und wie die Teilnahme, die sie fanden? III. 1. In wieviel Exemplaren wurde das Missions-Blatt bezogen und verteilt? 2. Wieviel Exemplare der Z. M. R. fanden Absatz? 3. Wieviel Exemplare unserer Flugschriften wurden verteilt? Was ist zum Absatz unserer Flugschriften geschehen? Ist eine ständige Niederlage für unsere Flugschriften errichtet? IV. Was ist durch die Presse für die Verbreitung unserer Sache geschehen? V. Haben Sie Sich einem Landesverband oder Hauptverein angeschlossen? VI. Was ist sonst aus Ihrem Arbeitsgebiet zu berichten, und insonderheit: welche Umstände waren daselbst der Arbeit für unsere Sache förderlich oder hinderlich?

Fragebogen für die Geschäftsstellen: I. Wer sind gegenwärtig die Leiter? II. Arbeitsgebiete? III. Wie oft sind die Leiter zusammmengekommen? IV. 1. An welchen Orten wurden Versammlungen durch die Geschäftsstelle veranstaltet? 2. Wer waren die Prediger oder Redner? V. 1. Wieviel Exemplare des Missions-Blattes wurden durch die Geschäftsstelle verbreitet? 2. Wieviel Flugschriften? 3. Wieviel Exemplare der Z. M. R.? VI. Wurde auf die Presse eingewirkt und in welcher Weise? VII. Was ist erreicht? 1. Wo wurden neue Zweigvereine begründet? 2. Welche neuen Vertrauensmänner wurden gewonnen? VIII. Welche Umstände waren für die Entwicklung des Missions-Vereins im Kreise der Geschäftsstelle förderlich oder hinderlich?

Konferenz des Centralvorstandes.

Am 4. April d. J. hielt der Centralvorstand zu Heidelberg seine Frühjahrskonferenz ab. Folgende Mitglieder des Centralvorstandes waren erschienen: Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Bassermann, Stadtpfarrer Bickes, Ober-Kirchenrat Dr. Dreyer, Prof. Dr. Gerland, Prof. Dr. Holtzmann, Pred. Dr. Kind, Pred. Lic. Kirmß, Prof. Dr. Pfleiderer, Pred. Ritter, Stadtpfarrer Schück, Superint. Dr. Spinner, Konsul Schöller, Konsul C. E. Weber. Außerdem waren als Gäste geladen und erschienen: Prälat Dr. Doll aus Karlsruhe als Vertreter des Badischen Oberkirchenrats, Stadtpfarrer Schmitthenner und Pfarrer Issel.

Die ernsten Beratungen erstreckten sich in erster Linie auf die Fortführung unseres Werkes in Japan und China, sie waren getragen von aufrichtiger Begeisterung für die gemeinsame Aufgabe und von freudiger Hoffnung für die gedeihliche Weiterentwicklung unserer Arbeit besonders in Japan, wo unsere Mission in den letzten Jahren so manche schwere Prüfung hat erleben müssen, unter Gottes Beistand aber auch glücklich überwunden hat.

Verbunden war mit der Centralvorstands-Konferenz das Jahresfest des Badischen Hauptvereins. Nachdem derselbe um 4 Uhr Nachmittags seine Generalversammlung abgehalten hatte, der auch Mitglieder des Centralvorstandes beiwohnten, fand um 6 Uhr in der bis zum letzten Platz gefüllten Providenzkirche der Festgottesdienst statt. Professor Dr. Bassermann hielt die Liturgie, Pfarrer Veesenmeyer aus Wiesbaden die Predigt. In ergreifenden und zu Herzen gehenden Worten erwies er im Anschluß an Röm. I, 16f. die Pflicht der christlichen Gemeinde, Heidenmission zu treiben. Abends wurde in der Harmonie eine volkstümliche Versammlung abgehalten, die gleichfalls sehr gut besucht war und einen erfreulichen Verlauf nahm. Von den anwesenden Centralvorstandsmitgliedern sprachen der Präsident Prediger Dr. Arndt über die Begründung der evangelischen Gemeinde zu Shanghai, Superintendent Dr. Spinner über Missionserfahrungen auf der Insel Sado und Prediger Ritter erzählte von Fräulein Aikawa, einer japanischen Dame, die lange Zeit in seinem Hause gelebt hat und daselbst auch Christin geworden ist, am Anfang dieses Jahres aber nach Japan zurückgekehrt ist, um dort auch ihrerseits nach Möglichkeit für Ausbreitung des Evangeliums zu wirken.

Von den Beschlüssen der Centralvorstands-Konferenz bringen wir die folgenden zur Kenntnis:

1. Im Frühling 1895 soll ein neuer Missionar auf das Missions-Feld in Japan ausgesandt werden (vgl. die unten folgende Aufforderung).

2. Die Ergebnisse der an die Zweigvereine, Vertrauensmänner und Geschäftsstellen gesandten Fragebogen sollen im nächsten Jahresbericht durch statistische Übersichten veröffentlicht werden. Diese Fragebogen sollen, nachdem sie der Generalversammlung zur Prüfung vorgelegt sind, gedruckt werden.

3. Es sollen zwei neue Flugschriften herausgegeben werden und zwar eine Flugschrift über die Mission in China, um deren Abfassung Dr. Faber oder Pf. Kranz ersucht werden soll. Außerdem soll der Vortrag von Prof. Dr. Lipsius: „In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen?" gehalten auf der Braunschweiger Jahresversammlung 1887 und von allen Seiten als die beste Darstellung der Aufgabe unseres Vereins geschätzt, neugedruckt, um eine Biographie des Autors vermehrt und als besondere Flugschrift verbreitet werden.

4. Es soll ein Flugblatt für Konfirmanden ausgegeben werden und so rechtzeitig erscheinen, daß es bereits im Januar 1895 von allen Zweigvereinen verteilt werden kann.

5. Nach dem Muster des Schweizerischen Sammelbuches sollen auch für die deutschen Zweigvereine Sammelbücher vom Bureau des Centralvorstandes ausgegeben werden.

Erklärung des Centralvorstandes des Allgemeinen evang.-protest. Missions-Vereins über die Rückberufung des früheren Missionars und Pfarrers Brinckmann aus Japan.

Heidelberg, den 4. April 1894.

Wir haben in unserem letzten Jahres-Berichte als Grund der Abberufung des Pfarrers Brinckmann angegeben, daß „er durch sein die eigentümlichen Schwierigkeiten seines Arbeitsfeldes zu wenig erwägendes Handeln eine erfolgreiche Wirksamkeit in Japan seinerseits unmöglich gemacht habe" (Z. M. R. 93 S. 242).

Wir hatten uns auf diese allgemeine Angabe beschränkt aus Rücksicht auf Pfarrer Brinckmann und seine Familie. Auch die ersten Angriffe, die Pfarrer Brinckmann wider unseren Verein in der Presse unternahm, vermochten an dieser unserer Haltung noch nichts zu ändern. Seither haben sich indes die Angriffe und Verdächtigungen des Pfarrers Brinckmann wider unseren Verein, seine Arbeit und seine Sendboten ins Maßlose gesteigert (so besonders in dem Aufsatz des Berliner Evang. Kirchl. Anzeigers Nr. 13 „Zur Mission an Japan"). Daher sind wir nunmehr zu einer ausführlichen Darlegung der Thatsachen und Gründe, die die Rückberufung des Pfarrers Brinckmann herbeiführten, genötigt.

1. Im April 1892 trat Brinckmann sein Amt als Missionar und Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde von Tokyo und Yokohama an. Schon nach kurzer Thätigkeit hatte er durch sein schroffes, rasch zufahrendes, taktloses Benehmen sowohl den höchsten Unwillen der Mitglieder der deutschen evangelischen Gemeinden hervorgerufen, so daß eine Anzahl von ihnen austrat, als auch die Japaner namentlich durch sein geringes Verständnis für ihr empfindliches Nationalgefühl in die höchste Mißstimmung versetzt, so daß sie derselben lauten Ausdruck gaben. Dazu kamen folgende betrübende Vorfälle:

Am 1. Oktober 1892 hatte Brinckmann auf offener Straße mit einem Kuruma-Zieher (Kuruma ist ein Wagen zur Personenbeförderung) einen Streit, der in Thätlichkeiten ausartete. Am 29. Oktober schlug Frau Pfarrer Brinckmann, allerdings durch ein Schimpfwort gereizt, einen Kuruma-Zieher und verwundete ihn mit dem Schirm an der Stirn. Infolgedessen wuchs die Aufregung unter den Japanern wider Brinckmann. Ein anonymer

japanischer Drohbrief, in dem ausgesprochen war, „man werde den Pfarrer Brinckmann und sein Weib auf der Straße totschlagen", wurde einem anderen unserer Missionare zugesandt. Am 10. November 1892 erschien in der vielgelesenen Zeitung Myako Shimbun ein Artikel, in dem das ganze Verhalten Brinckmanns als eines christlichen Missionars unwürdig charakterisiert wurde.

Schon vor Erscheinen dieses Zeitungs-Artikels hatte Brinckmann den Entschluß gefaßt, mit seiner Familie sofort nach Europa zurückzukehren; aber auf Anraten unserer Missionare legte er zunächst nur seine sämtlichen Funktionen nieder und zog sich, um eine Beruhigung der aufgeregten Gemüter abzuwarten, nach Yokohama zurück, wo er sich unter angenommenem Namen aufhielt. Am 17. November 1892 richtete er an den Centralvorstand folgendes Schreiben:

„Unter Vorbehalt einer eingehenden Beleuchtung und Richtigstellung des Berichts meiner beiden Kollegen erlaube ich mir, dem Centralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missions-Vereins folgende Erklärung abzugeben:

1. Die Berichterstattung hat mit gegenseitiger Offenheit stattgefunden, und ich hoffe, daß dies auch ferner so beibehalten wird.

2. Ich erkläre meine Zustimmung zu dem durch die Sachlage gebotenen Vorgehen der beiden anderen während der Krisis.

3. Auf Grund der Mitteilungen über die Sachlage glaube ich, daß für die nächste Zeit ein segensreiches Wirken für die Sache der Mission mir unmöglich gemacht ist.

4. Bei der Überzeugung der beiden anderen Missionare, daß ein solches Wirken meinerseits überhaupt unmöglich ist, sehe ich nicht ab, von welchem Zeitpunkt eine Änderung meiner gegenwärtigen Stellung wieder möglich sein soll.

5. Ich muß fürchten, daß meine Stellung den Schülern gegenüber unter dieser Sachlage leiden wird.

6. Eine freudige Arbeit mit meiner vollen Kraft, wie ich sie sonst entwickelt habe, ist mir dadurch einstweilen und, falls die beiden Kollegen Recht haben sollten, für immer in Japan unmöglich.

7. Da ich aber weder den Japanern noch den Deutschen hier mich aufzwingen möchte, sehe ich mich veranlaßt, meine Person dem Centralvorstand zur Verfügung zu stellen mit dem höflichen Bemerken, daß eine Abreise meinerseits aus verschiedenen später zu erörternden Gründen vor Jahresfrist etwa nicht möglich sein dürfte."

Anfang Januar 1893 nahm Brinckmann, ohne sich mit den anderen Missionaren darüber zu verständigen, seine Funktionen als Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Tokyo und Yokohama wieder auf in der falschen Voraussetzung, daß die erwartete Beruhigung bereits eingetreten sei. Sofort erklärten verschiedene Gemeindeglieder ihren Austritt. Ein hoher Beamter im japanischen Unterrichtsministerium sagte unseren Missionaren gegenüber: „So lange dieser Mann hier ist, darf ich auch nicht mehr mit den übrigen Mitgliedern der Mission verkehren". — Endlich äußerte der japanische Gesandte in Deutschland gegenüber einem Mitglied des Centralvorstandes, daß der Unwille seiner Landsleute gegen den Pfarrer Brinckmann bei dem neuentzündeten Hasse der Japaner gegen die Fremden zu bedenklichen Folgen für die deutsche evangelische Mission in Japan überhaupt führen könnte.

Aus allen diesen Gründen sah sich der Centralvorstand veranlaßt, den Pfarrer Brinckmann, wie er es selbst schon in seinem Brief vom 17. November 1892 anheimgegeben hatte, sofort von allen seinen missionarischen und im Einverständnis mit dem Großherzoglichen Sächsischen Kirchenrat zu Weimar auch von seinen pfarramtlichen Pflichten zu entbinden und zurückzuberufen. Um ihm die Rückreise und die Wiedererlangung einer Stellung in der Heimat zu erleichtern, haben wir ihm außer den Reisekosten das volle Gehalt bis zum 1. Oktober 1893 und sogar noch eine finanzielle Beihilfe gewährt.

2. Pfarrer Brinckmann vertritt und verbreitet die Behauptung, daß lediglich der theologische Gegensatz zwischen ihm und den anderen Missionaren seine Abberufung veranlaßt habe. Wenn auch eine Verschieden-

heit der theologischen Anschauung Brinckmanns und unserer anderen Missionare in Japan, wie sowohl ihm als uns von Anfang an bekannt war, bestanden hat, so ist diese doch für uns niemals in Frage gekommen und hat mit seiner Rückberufung nicht das mindeste zu thun.

Jene Verschiedenheit seiner theologischen Anschauung hat ihn nicht gehindert, nachträglich noch das Anerbieten zu machen, an einem anderen Orte Japans in unserem Dienste weiterzuarbeiten. Auf dies Anerbieten konnten wir schon darum nicht eingehen, weil die ganze Zukunft unserer Mission durch Brinckmann's bloßes Verbleiben in Japan gefährdet war.

3. Aus dieser Darlegung erhellt, wie wenig Pfarrer Brinckmann sittlich berechtigt ist, über angebliche Mißerfolge unseres Missionswerkes in Japan in gehässiger Weise zu urteilen. Vielmehr ist dasselbe erst seit seiner Beseitigung wieder in geordneten Gang gekommen, und wir hoffen zu Gott, daß die durch Brinckmann geschaffenen Schwierigkeiten durch das treue Wirken unserer dortigen Missionare und durch die thatkräftige Mitwirkung der Missionsfreunde in der Heimat bald glücklich überwunden sein werden.

Der Centralvorstand des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins.

Generalversammlung im Oktober.

Schon zu Weimar ist die Einladung des Berliner Haupt-Vereins für die diesjährige Generalversammlung angenommen worden. Dieselbe ist jetzt vorläufig auf den 16. und 17. Oktober festgesetzt worden. Die Versammlung wird dies Mal von besonderer Bedeutung sein, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil sie am Sitz des neuen Geschäfts-Ausschusses stattfindet, und zum andern, weil sie gleichzeitig die 10jährige Gedenkfeier der Gründung des Vereins darstellen wird. — Folgendes Programm der Versammlung hat der Centralvorstand zu Heidelberg genehmigt:

am 16. Oktober: 9 Uhr Vorm. Centralvorstands-Sitzung; — 6 Uhr Nachm. Festgottesdienst; — 8 Uhr Nachm. Begrüßungs-Versammlung.

am 17. Oktober: 9½ Uhr Vorm. General-Versammlung, öffentl. Teil. — 12½ Uhr Vorm. General-Versammlung, geschäftl. Teil. — 4 Uhr Nachm. Festessen. — 8 Uhr Nachm. Volkstümliche Versammlung. —

Ein dritter Festtag, der 18. Oktober, bleibt dem Potsdamer Zweigverein, der sich der Einladung des Berliner Hauptvereins angeschlossen hat, überlassen.

In der Norddeutschen Geschäftsstelle

sind an die Stelle der bisherigen Leiter Pred. Dr. Arndt, Pred. Lic. Kirmß und Prediger Ritter, die wegen allseitiger Inanspruchnahme durch die Arbeiten des Geschäfts-Ausschusses ihr Amt niedergelegt haben, die Herren Pred. Fischer, Pred. Haupt und Pred. Stage II, sämtlich in Berlin, getreten.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung, die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Frühjahr 1895 nach mindestens halbjähriger Vorbereitung erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern nähere Auskunft erteilt.

Der Centralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missions-Vereins

Prediger **Dr. Arndt, Berlin C.**, Friedrichsgracht 53.

Das Missionswerk ein Werk des Bauens und des Streitens.[1])

Von Pfarrer Fritzsche in Uhlstädt a/Saale.

Luc. 14, 28—33.

Der Erlöser redet in unserem Schriftworte zu denen, welche ihm nachfolgen und nachfolgen wollen. Zur Erwägung der Schwierigkeit solches Thuns und zu gewissenhafter Selbstprüfung fordert er auf im zwiefachen, durch die Zweiheit besonders eindringlichen Gleichnisworte.

Wir rechnen uns nun zu den Nachfolgern des Herrn. Die Liebe zu ihm und zum Werke der Mission, das ja nur in seiner Nachfolge gethan werden kann, hat uns zusammengeführt. Mit Teilnahme begleiten wir den Fortgang dieses Werkes, welches ein Werk des Bauens und des Streitens ist und versuchen in unsern Lebenskreisen nach dem Maße der von Gott verliehenen Kraft an demselben mitzuarbeiten.

Eben deshalb ist es auch uns heilsam und notwendig das Werk unsrer Liebe und unsre eigne Person einer Prüfung zu unterziehen. Durch das Wort des Erlösers werden wir angeleitet, beides in doppelter Weise vorzunehmen.

I. Das Missionswerk ist ein Werk des Bauens. Die Werkleute, die Missionare, sind beschäftigt, inmitten der Welt aus lebendigen Steinen einen heiligen Bau, einen Tempel Gottes zu errichten, dessen hohe Zinne das Kreuz zieren soll. Und wie alles und jedes in dieser sichtbaren, in Schranken des Raumes und der Zeit befaßten Welt, die grünende Matte und die sprießende Saat, der rauschende Strom und das wogende Meer, die blühende Rose und der funkelnde Stern, der blaue Himmel und die dunkle Erde etwas durchschimmern läßt von der Weisheit und Allmacht des ewigen Werkmeisters, so offenbart jeder Teil vom Bauwerk der Mission ein Gleiches, läßt aber außerdem etwas ahnen von der unendlichen Liebe des Alliebenden, der, ehe der Welt Grund gelegt ward, Riß und Plan des geistigen Baues entwarf, welchem alle erschaffenen Geister als Bausteine eingefügt werden sollen, an welchem mitzuarbeiten unsre Freude und Ehre ist.

Einen Tempel bauen die Arbeiter der Mission, einen Tempel, errichtet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Ein andrer Grund und Eckstein darf, kann und wird nicht gelegt werden, als dieser eine, unerschütterliche, dessen Urheber Gott ist, welcher aus Liebe der Welt, der entgotteten, verderbenumfangenen, seinen Sohn gab.

Stätte des Baues sind alle Lande des Erdkreises, wo Menschen noch in Finsternis und Schatten des Todes sitzen, von den Gletschern und Fjorden der Polarmeere bis zu den Palmenhainen, welche unter dem Strahle scheitelrechter Tropensonne grünen. Es ist eine riesige Baustätte. Nur wenige der Arbeiter haben Weitblick genug, sie einigermaßen zu überschauen und

[1]) Ansprache bei der Missionskonferenz zu Roda im Jahre 1893.

den Fortschritt des Ganzen zu würdigen. Aber wohin wir blicken, bei aller Verschiedenheit der Persönlichkeiten, Mittel und Kräfte wird das Eine erstrebt: jenen schöpferischen Urgedanken, der in Gott war, ehe sein Machtwort Himmel und Erde schuf, zur That zu machen; Menschen, als lebendige Bausteine einzusetzen in jenen mächtigen Bau, der durch die Klammern der Liebe zusammengehalten wird und schließlich alle Menschen umfassen soll, — Völker, welche aller Kulturschätze unsres Jahrhunderts sich erfreuen, und verkommene Stämme, die beinahe noch der Tierheit dumpfe Bande fesseln. — Schwer, unermeßlich schwer ist solches Thun. Ehe die Steine zum Bau herangebracht werden, gilt es zunächst, Boden zu gewinnen, die Gedankenwelt, sei es des Einzelnen, sei es einer ganzen heidnischen Nation, kennen zu lernen und sie mittels unermüdlicher Geistesarbeit in Wort und Schrift durch eine christliche zu ersetzen.

Die Gedankenwelt der heidnischen Kulturvölker gleicht einem schwer durchdringlichen Urwalde. Mächtige Bäume heben ihre von tauben Blüten schweren Wipfel himmelwärts. Faulen Sümpfen entsteigen giftige Miasmen. Aber es fehlt auch nicht der Zauber und Dämmer, der berauschende Duft, das liebliche Getöne, die bunte Farbenpracht, das geheimnisvolle Leben und Weben urwüchsiger Kräfte. Nun blinkt in der Hand der Missionare die Axt, welche die Waldriesen fällt, der Boden wird geebnet und aus den Felsgeklüften Stein um Stein gebrochen. Menschenherzen sind es. Hart, vom Schmutz der Sünde bedeckt, voller Unebenheiten der Selbstsucht erweisen sie sich allerdings; und groß ist ihre Zahl, sollen doch ihrer tausend Millionen aus allen Völkern und Zungen noch gewonnen werden. Aber es werden alle Jahre ihrer mehr und mehr gewonnen. Und daß Gottes Macht, Weisheit und Liebe, welche an und in dem Werke der Mission sich offenbart, Weg allerwegen hat, den Bauplan auszuführen, das ist uns unfraglich gewiß.

Indessen ob wir daheim und die Bauleute draußen, mit denen wir uns eins wissen, ob wir es haben, das Begonnene hinauszuführen, das ist die Frage.

Seit langem ist, auch von Kreisen, die Verständigeres und Wohlanständigeres erwarten ließen, die ätzende Lauge des Spottes über uns und unsre Teilnahme an der Mission ausgegossen worden. In allen Ländern, welche an der Kulturarbeit der Gegenwart teilnehmen, führen die Spötter in feinerer oder plumperer Geistreichelei das Thema aus: diese Menschen haben angefangen, an der Mission zu bauen und haben nicht die Mittel das Werk hinauszuführen.

Ferne sei es, über wohlfeiler Selbstbeweihräucherung das vergessen zu wollen: fas est et ab hoste doceri. Also prüfen wir uns ernst! Verdienen wir den Hohn, weil unsre dürftigen Mittel der Erhabenheit des Baues nicht entsprechen? Ich denke, bei aller Bescheidenheit, die den Freunden der Mission so sehr ziemt, dürfen wir frei bekennen: Unsre Spenden, der Missionare Geisteskraft und Arbeitslust allein vermögen allerdings nichts; aber Gott selber hat sich zum Werke der Mission bekannt, und wie er bisher geholfen hat, wird er weiter helfen.

Im Vergleiche zu den Unsummen, welche in unsrem evangelischen Deutschland und bei allen christlichen Nationen für Lüste und Genüsse verschwendet werden, sind die Gaben, welche der Mission zufließen, ohne Frage

gering. Aber verhältnismäßig unbemittelte Personen und Vereinigungen bringen sie auf, und deren Zahl wächst.

Im Hinblick auf die tausend Millionen Nichtchristen, welche den Erdball bewohnen, ist die Zahl von kaum drei Millionen Bekehrten allerdings nicht groß. Zum Spotten jedoch haben unsere Widersacher gar keinen Grund, denn jeder dieser lebendigen Steine am Reichsbau Gottes ist eine unsterbliche Seele, die doch wertvoller ist, als alles Gold in den Schatzkammern der Könige und alle Diamanten im Schoße der Erde.

Und auch die Schar der also zum lebendigen Gott Geführten mehrt sich; es geht vorwärts mit der Arbeit der Mission. Die Bauzeit ist lang. Ihren Anfang begleitete der Weihnachtsgesang auf Bethlehems Flur, ihr Ende wird der Posaunenschall der zum Weltgerichte rufenden Erzengel anzeigen. — Aber eben weil Gott so viel Zeit hat, müssen wir Eintagskinder dies kurze irdische Leben auskaufen, um es in den Dienst jenes Gotteswerkes zu stellen. Und wenn wir das thun, und dabei uns allzumal erfüllen lassen von dem Geiste des Erlösers, welcher nicht ein Geist der Furcht ist, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht, dann werden wir erfolgreich mitarbeiten, dann haben wir es hinauszuführen, hinauszuführen den Bau Gottes und den Streit Gottes.

II. Ein Werk des Streitens ist die Mission zum andern. Wer an ihm teilnimmt, hat sich nach dem für alle Zeiten gültigen Tagesbefehle unseres königlichen Feldherrn zu richten: Gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu Jüngern.

Er gilt für die Missionare und uns und verpflichtet zu einem heiligen Kriege. Ja Feinde zu bekämpfen gilt es, Feinde sogar mitten in der Christenheit. Die römische Kirche, welche der Gunst der öffentlichen Meinung, des Wohlwollens selbst protestantischer Herrscher sich erfreut, und modernes Heidentum, welches sich so gerne im Glanze jüdischen Goldes sonnt, sind um die Wette bemüht, die Missionsarbeit der evangelischen Kirche zu bekämpfen. Kanzel und Rednerpult, Redaktionsstube und Lehrstuhl sind die Orte, von denen aus Pfeil auf Pfeil, oft eingetaucht in das Gift gemeinster Lüge, auf uns geschnellt wird. —

Gewiß hat dies auch wenigstens ein Gutes: die Zeit des vornehmen Übersehens ist vorbei, die Mission der evangelischen Kirche ist eine Macht geworden, mit der man rechnen muß. Aber tiefbetrübend ist es, daß das Getöse, welches jene mit den Waffen der Verleumdung und Lüge hervorbringen, die in Stumpfsinn hinlebenden Kreise der evangelischen Völker geradezu betäubt und sie hindert, zu hören und zu erkennen, was evangelische Mission sei, geschweige denn zum Streite mit Hand anzulegen. Wir dürfen daher nicht müde werden, mit allen gerechten Mitteln die Angriffe abzuweisen. Der Gegensatz, in welchem die Freunde der evangelischen Mission sich gegen jene Mächte und Prinzipien wissen, beruht keineswegs auf einem müßigen Wortstreite. Er ist tief begründet. Ein Geisterkampf ist er um die Frage, ob der lebendige Gott gebieten soll im Reiche des Geistes, oder der Herr der katholischen Gewissen, der sich Gottes Stellvertreter nennt, oder die Mächte der Finsternis. Das ist der eigentliche Gegenstand des Kampfes, wenn es auch manchmal scheint, als würde dies über dem Lärme und den Staubwirbeln der Einzelkämpfe vergessen.

Das, was uns und den Streitern auf den Missionsgebieten angethan wird, ließe sich gelassen ertragen. Da es sich aber nicht um unsere Ehre, sondern um Gottes ewige Kronrechte an das Menschengeschlecht handelt, sind wir verpflichtet, in Wort und Schrift dem Pfaffentume des Romanismus und Materialismus entgegenzutreten. Sie sind die inneren Feinde, welche überwunden werden müssen.

Die Missionare draußen haben es mit den Mächten des Unglaubens und Aberglaubens zu thun. Nicht die gleichen, aber doch ähnliche Gegner stehen ihnen also gegenüber. Mögen die Heiden ausgerüstet sein mit den Schätzen europäischen Wissens und Könnens, oder mögen sie in grauser Stumpfheit hinbrüten, Unglaube und Aberglaube sind verschwisterte böse Genien, welche im Heidentume walten.

Und sie stehen im Bunde mit dem schlechteren Ich, welches durch den Streit der Missionare aus seiner centralen, beherrschenden Stellung herausgedrängt werden soll und sich dagegen verzweifelt wehrt. Das ist eine gewaltige Gegnerschaft. Sie verfügt über großartige geistige und irdische Macht. Und ihr gegenüber stehen die schlichten Boten des Evangeliums, gerüstet mit dem Helme des Heiles, mit dem starken Schilde des Glaubens, an dem die Pfeile der Lüge, die Keulenschläge der Bosheit abprallen, und mit der zweischneidigen, blitzenden Wehre des Geistes, dem Worte Gottes. Ist es nicht ein Wunder vor unseren Augen, daß sie, die nichts haben, als die heilige Begeisterung für ihren Gott, als den Glauben an ihren Beruf, als ihre geistigen Waffen, in Japan ihrer 30 000, in China 50 000, in Indien Hunderttausende gewonnen haben?

Wer wagt angesichts dieser Thatsachen noch zu spötteln, die Geisteskräfte der Mission vermögen die Hochburgen des Heidentums nicht zu stürmen?

Liebe Missionsfreunde! Wir sind vollberechtigt, jeden Spott zurückzuweisen und kühn zu sagen: Seit den Tagen der Apostel kennt die Weltgeschichte nichts Großartigeres, als die Kämpfe und Siege der Mission im 19. Jahrhundert.

Es ist ganz und gar keine Rede davon, daß die Boten Christi vor den Mächten des Heidentums die Waffen streckten. So gewiß ihr und unser Herr nicht gekommen ist, einen faulen Frieden zu bringen, sondern das Schwert zum frischen, freien, fröhlichen Kriege, so gewiß gehört uns und ihm die Zukunft auf unserem Planeten.

Führen wir nur insgesamt eine gute Ritterschaft mit Waffen des Geistes! Lernen wir nur bei aller Verschiedenheit der Anschauungen einig zu sein in Liebe und die Stirnen und Geistesschwerter nach außen zu kehren gegen die gemeinsamen Feinde! Schwabens edler Sänger, der nun zu den Harfnern am gläsernen Meer entrückte, hat es allen Gliedern des Reiches Gottes nachdrücklich ins Gewissen gerufen:

Was wehret ihr dem Brudernamen,
Dem Bruder, der mit euch nicht geht?
Was lästert ihr den guten Samen,
Den eure Hand nicht ausgesä't?
Ein großer Herr braucht manches Knechtes,
Viel Hände wirken für sein Reich;
Und im Gedränge des Gefechtes
Ist für euch, wer nicht wider euch.

Wir wollen es beherzigen, damit wir im rechten Geiste streitend unser Werk siegreich hinausführen können. Nur müssen wir uns dabei gegenwärtig halten: die Ewigkeitsuhr Gottes geht anders, als die Sekundenzeiger der öffentlichen Meinung, unsere Missionsblätter und Tageszeitungen oft angeben; und der ganze Kriegsplan Gottes wird uns erst in seinen Einzelheiten dann klar werden, wenn wir von oben, vom Reiche der Geister her das Ganze übersehen. Für jetzt genügt uns zu wissen, der Streit hat begonnen, Gott wird ihn siegreich hinausführen; und wir sind gewürdigt, an unserem geringen Teile zum Siege mit beizutragen!

Sitten und Gebräuche in Japan.

Von Prof. Dr. R. Lange, Friedrichshagen bei Berlin.

I.

Seit mehreren Jahren macht sich in Japan das lobenswerte Bestreben bemerkbar, längst verschwundene Sitten wieder ins Leben zu rufen, sowie andere, welche im Verschwinden begriffen sind, zu erhalten. Diesem neu erwachten Interesse für die einheimischen Bräuche und Gewohnheiten hat eine Zeitschrift ihre Entstehung zu verdanken, welche eine wahre Fundgrube für seltnere und merkwürdige Sitten und Gewohnheiten in Japan ist und für den Japaner wie den Europäer gleich wichtig und interessant ist. Sie heißt Fūzokugahō oder „illustrierte Mitteilungen über Sitten“ und erscheint seit dem Jahre 1889 in Heften von 20—30 Seiten am 10. jedes Monats. Die zahlreichen Illustrationen, welche die einzelnen Aufsätze erläutern, sind teils älteren, japanischen Werken entnommen, teils sind es Originalbilder. Das Titelblatt der ersten beiden Jahrgänge zeigt Personen der verschiedensten Berufsklassen und Stände und das Schlußblatt der meisten Hefte Abbildungen, durch die die alte und neue Zeit veranschaulicht werden soll, so Heft 4 einen ehemaligen und einen jetzigen General, Heft 8 eine Japanerin in europäischer Tracht an der Nähmaschine, während eine andere in japanischer Tracht in alter Weise mit der Hand näht, umgeben von den alten japanischen Nähutensilien. Der Inhalt der Hefte ist in mehrere Rubriken eingeteilt. Nach einem Artikel allgemeinen Inhalts (ronsets') kommt eine Rubrik über Sitten und Gebräuche, in denen neben der Vergangenheit selbstverständlich wichtige Vorgänge der Gegenwart behandelt werden, wie die Verkündigung der Verfassung 11. Februar 1889, das Erdbeben von Gifu Oktober 1891, die Ausstellung in Ueno 1890; die zweite Abteilung behandelt Kostüme und was dazu gehört, wie die Haartracht der Frauen, ferner werden besonders behandelt Nahrungsmittel, Bauten, (das 1. Heft enthält die Beschreibung und einen Plan des neuen Kaiserpalastes, der 1888 vollendet worden, sowie des neuen Parlamentsgebäudes), Geräte und schließlich das Tier- und Pflanzenreich (Goldfische, Hähne mit langen Schwänzen, Gartenblumen u. a. m.). Auch für „Vermischtes“ und für Litteratur, Gedichte ist Raum gelassen.

Man sieht aus diesen Angaben, welche Fülle von ethnographischen Bemerkungen die Zeitschrift bietet, und welche Schätze hier für den Japanologen zu heben sind. Ich gebe im folgenden einige Proben aus dieser Zeitschrift, teils in wörtlicher, teils freier Übersetzung. Die beiden ersten Artikel, die Begräbnisfeierlichkeiten zum Gegenstand haben, beweisen, wie sehr verschieden die Gebräuche in den einzelnen Landesteilen sind.

Begräbnisfeierlichkeiten in Kōchi.

Wenn in Kōchi, der Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes und des früheren Fürstentums Tosa auf der Insel Shikoku, in einem Hause ein Todesfall eintritt, so trägt man vor allem dafür Sorge, daß das Eingangsthor des Grundstückes, oder falls das Grundstück nicht eingefriedigt ist und das Wohnhaus gleich an der Straße liegt, die Thür des Hauses geschlossen wird. Ebendaselbst hängt man ein schnell aus einigen Blättern Papier verfertigtes Heft aus, das die Aufschrift: Kuyamichō d. h. Beileidsheft trägt. Dasselbe ist bestimmt, die Namen derjenigen aufzunehmen, welche erscheinen, um ihr Beileid auszusprechen. Durch einen Anschlag am Eingang zeigt man ferner Tag und Stunde des Begräbnisses an. Da nach der Anschauung des Shintōismus, des einheimischen Kami- oder Geister- und Seelenkultus, der Tod verunreinigende Wirkung hat, so werden die kleinen Schreine, in denen die Kami verehrt werden, im Hause und am Thore (es giebt in Japan auch solche, die das Thor beschützen) mit weißem Papier verschlossen, damit so die Unreinheit von den Kami fern gehalten wird. Sind diese Vorbereitungen getroffen, so teilt man den Verwandten den Todesfall mit, während die Nachbarn die Benachrichtigung der Bekannten und Bewohner derselben Straße übernehmen. Verwandte und Bekannte erscheinen nun, um den Angehörigen des Toten ihr Beileid auszudrücken. Die Bewohner der Straße thun sich zusammen, mieten für ihr Geld Arbeiter und lassen auf dem Kirchhofe, der bei einem buddhistischen Tempel liegt, das Grab graben. Diese Arbeiter führen in Kōchi den Namen: tōma. Die Verwandten beraten sich mit den Angehörigen und besorgen einen den Verhältnissen der Familie entsprechenden Sarg. In dieser Gegend bedient man sich von Alters her eines kastenförmigen Sarges, in dem der Tote eine liegende Stellung einnimmt. Die Höhe des Preises desselben hängt von der Wahl des Holzes ab. Die unteren Stände verwenden dazu das minderwertige Holz einer Kryptomerienart sanasugi genannt, die besser Situierten nehmen das Holz des Hi no ki (Chamaecyparis obtusa S. u. Z.) eines geschätzten Nadelbaumes, dessen Holz auch beim Bau von Kamihallen Verwendung findet. Bei besonders hochstehenden Personen beschafft man einen Sarg mit dreifacher Wandung. Der Preis eines solchen Sarges erreicht bisweilen die Höhe von 70—80 Yen, gegen 200 Mark nach jetzigem Kurs, für japanische Verhältnisse eine beträchtliche Summe.

Nachdem der Tote gewaschen, mit dem Totenkleid (Kyōkatabira) bekleidet und in den Sarg gelegt ist, lesen buddhistische Priester Gebete aus den heiligen Schriften der Buddhisten vor und die Angehörigen verbrennen in bestimmter Reihenfolge nacheinander Weihrauch. Dies findet überall in Japan statt und ist keine Besonderheit dieser Gegend. Kurz bevor nun der Sarg aus dem Hause getragen wird, errichtet man am Eingang des Hauses ein Thor aus gebogenem Bambus, das man Karimon „provisorisches Thor" nennt. Durch dasselbe gehen die Träger, deren Zahl 8—16 beträgt.

Rückt die Stunde des Begräbnisses heran, so rufen die Tōma genannten Arbeiter mit dem weithinschallenden Rufe: yamayuki, yamayuki die Personen herbei, welche dem Verstorbenen das letzte Geleit geben wollen.

Der Ausdruck „yamayuki“ wörtlich „Gang zum Berge“ deutet darauf hin, daß die Tempel nebst den Kirchhöfen meist hochgelegen sind. Die Nachbarn stellen sich am Thore auf und verzeichnen diejenigen, welche erscheinen, dem Toten das Geleit zu geben. Wenn der Sarg das Haus verläßt, zündet man am Thore ein Feuer an und nimmt ferner die Kleider des Verstorbenen, welche man bis dahin auf den Sarg gelegt hatte, herab. Ereignen sich in einem Jahre zwei Todesfälle in einem Hause, so zerbricht man bei dem zweiten Begräbnis in diesem Moment diejenigen Gegenstände, die der Tote bei seinen Lebzeiten gern gebraucht hatte, meistens sind es Porzellanwaren. Der Sarg ist, wenn der Tote männlichen Geschlechts ist, mit weißen, bei Toten weiblichen Geschlechts mit roten baumwollnen Tüchern behangen. Nur wenn ein weibliches Wesen im 5. oder 9. Monat (alt. Kal.) stirbt, macht man es ähnlich, wie bei den Toten männlichen Geschlechts, um das Unheil abzuwenden, das nach Ansicht der Leute ein Sterbefall zu dieser Zeit über die Bewohner der Straße bringt. Die Frauen des Trauergefolges verhüllen sich das Gesicht mit weißen, baumwollenen Tüchern und dürfen dem Toten nur eine kurze Strecke das Geleit geben.

Der Leichenzug ordnet sich folgendermaßen: Voran gehen einige Personen mit runden, großen Papierlaternen an Stangen, den sogenannten takaharichōchin, es folgen einige mit andersgeformten Laternen, den tōrō, deren Papier oder dünne Seide mit dem Saft der Gardenia florida (Kuchinashi) gelb gefärbt ist und schließlich kommen wieder Laternen der ersten Form, die ganz weiß sind (shiraharichōchin), während sich auf den erstgenannten häufig das Familienwappen befindet. Den Laternenträgern schließen sich dann 2 Priester mit Bannern an. Nun folgen je ein Träger mit Blumen, mit Weihrauchgefäßen und Weihrauch darin und mit dem sogenannten Ihai, einem Täfelchen, auf dem der Totenname des Verstorbenen steht. Einen solchen Totennamen Kaimyō genannt, erhält jeder von den buddhistischen Priestern nach dem Tode. Die letztgenannten drei Träger führen den Namen sakitomo d. h. Geleit an der Spitze. Nun folgen die Angehörigen und Verwandten, den Kopf mit einem großen Trauerhute aus Binsen bedeckt und hinter ihnen kommt erst der Sarg. Diesem schließen sich die übrigen Leidtragenden an.

Ist am Grabe die unter dem Namen indō wo watas' bekannte Ceremonie beendet — dieselbe besteht hauptsächlich im Vorlesen buddhistischer Gebete, wodurch man dem Toten den Weg zum Paradies zeigen will — so wird der Sarg in die Gruft gesenkt, die Blumen werden hineingeworfen, und die Angehörigen und Verwandten senden, wie bei uns, drei Spaten voll Erde nach. Mit einer tiefen Verbeugung nimmt man Abschied vom Toten und begiebt sich dann auf den Heimweg. Bemerkenswert ist, daß man in jener Gegend die Toten nicht verbrennt, was bekanntlich in vielen anderen Gegenden Japans der Fall ist.

Am Abend des Begräbnistages errichtet man im tokonoma, einer Nische mit erhöhtem Boden, dem besten Platze des Zimmers, ein treppenförmiges Gestell, stellt darauf das Ihai und auf die unteren Stufen Opferspeisen wie Klöße, Nudeln, gekochten Klebreis (mochi), Kuchen u. a. m. Buddhistische Priester, Verwandte und Bekannte werden eingeladen, und es wird ihnen vor dem erwähnten Gestell ein Festessen gegeben, das nur aus Fastenspeisen d. h. vegetabilischen Speisen besteht. Für den nächsten Tag

lädt man dieſelben Gäſte, beſucht mit ihnen am Nachmittag das Grab, entfernt nach der Rückkehr die Opferſpeiſen auf dem Geſtell und ſetzt ihnen nun ein Mahl vor, das aus den üblichen Speiſen, alſo auch aus Fiſchen beſteht. Dies nennt man: ſhōjinotoſhi: „Aufgeben des Faſtens“. Nach dieſem Mahl verkürzt man ſich die Zeit durch Erzählen von Ereigniſſen aus dem Leben des Verſtorbenen.

Begräbnisceremonien in Mito.

Ganz anders haben ſich im Anfang der vierziger Jahre die Begräbnisfeierlichkeiten in Mito, der jetzigen Hauptſtadt des Ibarakiken und ehemaligen Sitzes des Fürſten von Mito, geſtaltet.

Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts entſtand in Japan eine Bewegung zu Gunſten der Rückkehr zum unverfälſchten, alten Shintōismus, wie er früher vor Einführung des Buddhismus im 6. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung beſtanden; im Zuſammenhang damit ſtand das Streben nach Stärkung der Kaiſermacht und Beſeitigung der Uſurpatoren, der Shōgune, ſowie aller Einrichtungen, welche von den letzteren begünſtigt wurden. Hierzu gehörte vor allem der Buddhismus. Seltſamerweiſe fand dieſe Bewegung eine große Stütze in dem Fürſten von Mito, einem der einflußreichſten und nächſten Verwandten der Shōgune aus dem Hauſe Tokugawa. Der Fürſt Keiſan zerſtörte die buddhiſtiſchen Tempel in ſeinem Gebiete und verjagte ihre Prieſter, ſo daß kein geſchornes Haupt mehr in ſeinem Staate zu ſehen war. Ja er ging in ſeinem Eifer ſo weit, daß er den Ärzten, die nach damaliger Sitte die Haare wie die buddhiſtiſchen Prieſter ſchoren, gebot, die Haare lang wachſen zu laſſen. Er verordnete, daß die Toten ohne jede Beihilfe von Prieſtern (alſo auch ohne Beihilfe der Shintōprieſter) von den Angehörigen allein zu beſtatten ſeien, wie es urſprünglich im Altertum Brauch geweſen ſein ſoll. Dieſe Art des Begräbniſſes heißt jiſōſai d. h. Selbſtbegräbnisfeier und ſoll nach einer Mitteilung eines mir befreundeten, aus jener Gegend gebürtigen Japaners noch heute in Mito üblich ſein. Die Bekanntmachung des Fürſten datiert aus dem April des Jahres 1841 (des 12. Jahres der Periode Tempō). Ich gebe im folgenden eine Überſetzung dieſes intereſſanten Schriftſtücks und vervollſtändige den Text nur durch einige notwendige Bemerkungen; einiges Unweſentliche habe ich fortgelaſſen.

Wenn in einem Hauſe ein Todesfall eingetreten iſt, ſo ſoll in demſelben möglichſt große Ruhe herrſchen. Der Tote wird auf Decken, die auf der Erde ausgebreitet werden, gelegt, und es werden ihm reine Kleider angezogen. Um das Kopfende wird ein Wandſchirm aufgeſtellt, und ein bis zwei Perſonen haben bei ihm zu bleiben. Einige Zeit darauf wird der Tote gewaſchen und mit einem neuen Handtuch abgetrocknet. Wenn die Verhältniſſe es erlauben, zieht man ihm dann neue Gewänder an; wo dies nicht angeht, iſt darauf zu ſehen, daß die Kleider rein und ohne Flecke ſind. Totenkleider (Kyōkatabira), wie die Buddhiſten ſie haben und die von den Prieſtern mit buddhiſtiſchen Zeichen beſchrieben werden, ſind unſtatthaft. Antlitz, Hände und Füße des Toten werden mit ſeidenen oder baumwollenen Tüchern, die übrigen Teile des Körpers mit „Decken aus

Papier“ verhüllt. Vor dem erwähnten Wandschirm stellt man ein kleines Tischchen auf und hierauf werden die Festkleider des Verstorbenen, das Kamishimo und die Hakama, wohl auch die Kleider, die er gewöhnlich getragen, gelegt. Ferner werden dort ein Räucherbecken mit glühenden Holzkohlen, ein Weihrauchbehälter, sowie ein Licht aufgestellt und dem Toten Sake, das einheimische alkoholreiche Getränk, sowie Kuchen dargebracht. Verwandte und Freunde verbrennen sodann unter tiefen Verbeugungen Weihrauch. Der Sarg wird herbeigebracht und auf seinem Boden die Papierdecken, mit denen der Tote bedeckt war, ausgebreitet. Der Tote wird in großer Stille hineingelegt, auch soll man Zähne, Haare (wahrscheinlich die des neugebornen Kindes ubugami, die nach der Geburt abgeschnitten und aufbewahrt werden) mit Papier umhüllt, dem Toten mit ins Grab geben. Rosenkranz, Reis, Geldmünzen, Wanderstab, die nach buddhistischem Brauch mitgegeben werden, dürfen nicht hineingelegt werden. Bis zum Begräbnis sind morgens und abends dem Toten stets Speisen als Opfer darzubringen. Da es eine Trennung fürs Leben ist, soll man alles thun, was Gefühl und Trauer erfordern.

Inzwischen hat man Leute nach dem Kirchhof geschickt, um ein Grab graben zu lassen. Bevor der Sarg das Haus verläßt, hat man noch einmal dem Toten Speisen darzubringen. Im Leichenzuge werden 2 Papierlaternen an Stangen (takaharichōchin), das Ihai genannte Täfelchen, auf dem aber nicht wie bei den Buddhisten der Totenname, sondern der wirkliche Name der Verstorbenen verzeichnet ist, sowie ein Tischchen mit den Opfergaben dem Sarge vorangetragen. Das Trauergefolge darf keine prächtigen Kleider, sondern soll solche aus groben Stoffen tragen, die nächsten Verwandten sollen auch in der größten Kälte barfuß gehen. Ist man am Grabe angelangt, so wird der Sarg auf Matten (mushiro), die vor dem Grabe ausgebreitet werden, gesetzt, Kuchen und Sake dargebracht, und das Räucherbecken, das Behältnis mit Räucherwerk, das Licht und das Ihai aufgestellt. Auf der andern Seite des Grabes findet nun eine Feier zu Ehren des doshin, des Schutzgottes des Ortes, statt und zwar beteiligen sich daran nur Personen, welche keine Trauerkleider tragen. Es werden ebenfalls dort Matten ausgebreitet, Sake und Kuchen dargebracht und nach tiefer Verneigung Shintōgebete, die sogenannten Notto oder Norito vorgelesen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit zünden die Leidtragenden vor dem Grabe in bestimmter Reihenfolge, der nächste Anverwandte zuerst, Weihrauch an, verneigen sich vor dem Toten und nun wird der Sarg in die Gruft gesenkt und mit Erde bedeckt. Der Herr des Hauses, dem der Tote angehört, wäscht sich die Hände, tritt vor und liest nach einer tiefen Verbeugung Notto vor; nach Beendigung der Vorlesung steckt er das Papier in den Busen und zieht sich zurück, worauf die Anwesenden sich wiederum verneigen. Nach Hause zurückgekehrt, stellt man das erwähnte Täfelchen, das Ihai, im Sterbezimmer des Toten auf, bringt Sake dar und zündet Weihrauch an. Damit ist die eigentliche Begräbnisfeier zu Ende.

Fünfzig Tage lang werden jeden Tag Speisen, Kuchen und Sake dargebracht, Weihrauch wird angezündet und die Verehrung des Toten durch Verneigung vor dem Ihai bezeugt. Ist Vater oder Mutter gestorben, dürfen selbstverständlich die Mitglieder des Hauses, aber auch die Anverwandten keine auffallende Kleidung tragen, sie dürfen das Haar nicht sorgfältig wieder

machen und sollen barfuß einhergehen. Die Kinder aber, deren Trauer ja besonders tief ist, dürfen drei Tage lang nichts genießen. In alten Zeiten wurde in solchen Häusern kein Feuer angezündet. Es herrscht nun die Unsitte, daß Leute in das Trauerhaus kommen und als Kuyamitetsudai, d. h. Trauerhelfer mit Sake und Speisen bewirtet werden; es geht dann gerade so her, als ob man ein Fest feiert. Der Hausherr hat dann allerhand Anordnungen zu treffen und trinkt wohl gar mit. Das ist eine unpassende und beklagenswerte Sitte, die geeignet ist, die Trauer im Hause zu stören und zur Verletzung der Pflicht gegen die andern zu führen. Der Grund zu dieser Unsitte ist aber im Menschen selbst zu suchen; denn man ist nur zu leicht bereit, die Vorschriften des Fastens und der Selbstreinigung zu übertreten.

Während der fünfzig Trauertrage soll man sich des Sake und der Fleischspeisen, sowie jeder Teilnahme an Gelagen enthalten und so die große Güte der Eltern, welche sie in der Fürsorge für die Erziehung des Kindes an den Tag gelegt, zu vergelten suchen. Bauern, Handwerker und Kaufleute (in dieser Reihenfolge werden diese Stände stets nach ihrer Wertschätzung aufgezählt) dürfen aber ihre Arbeit selbst in der tiefsten Trauer nicht aussetzen. Die Feste zum Andenken an die Eltern und die Vorfahren sind lange Jahre hindurch zu feiern, denn sie sind ein Mittel, den Manen derselben Ruhe zu verschaffen. Sie fallen in den Frühling und Herbst, finden also zweimal im Jahre statt. Einen Tag vorher bereitet man sich durch Enthaltung von Sake und Speisen vor, am Festtag selbst zieht man reine Kleider an, wäscht sich die Hände und legt auf ein Tischchen, das vor dem Ihai steht, die Kleider der Eltern oder was sonst von ihren Sachen bei der Hand ist. Sodann bringt man ihren Manen Speisen, Kuchen, Sake u. s. w. dar. Diese Feier wiederholt sich an den jährlich wiederkehrenden Todestagen, am Seelenfest des 7. Monats (nach altem Kalender, dem sogenannten tamamatsuri oder bon no matsuri), den 5 großen Sekku genannten Festen, den Festen der Kami u. s. w. Auch sonst bringt man ganz abgesehen von den genannten festlichen Gelegenheiten den Manen der Eltern und Vorfahren zuerst etwas von besonders guten Speisen dar und ißt dann erst selbst davon. Denn es ist Kindespflicht, ihnen genau so, wie bei ihren Lebzeiten zu dienen. Die Manen der Vorfahren befinden sich zwar in der Unterwelt (Kōsen), aber sie kehren zurück und lassen den Nachkommen ihren Schutz angedeihen; so kommt es denn, daß man beim Wechsel der vier Jahreszeiten ihrer gedenkt, z. B. im Frühling, wenn man sich über die Blumen freut, und im Herbst, wenn der Ahorn sich rot färbt. Das ist der Ursprung der oben erwähnten Frühlings- und Herbstfeier.

Die Bestattung ohne Hinzuziehung von Priestern ist schon in alten Zeiten durch Gesetz von oben für jeden, ohne Unterschied des Standes eingesetzt worden, aber mit der Zeit hat man sich an das buddhistische Gesetz gehalten, hat für die Feier der Eltern und Vorfahren buddhistische Priester gerufen, welche die Vorschriften ihrer Religion nicht hielten, buddhistische Gebete lesen und sich für vieles Geld einen Totennamen geben lassen. Manche gingen in ihrer Verblendung so weit, daß sie glaubten, das Wesentliche bei einer Begräbnisfeier sei möglichst großer Aufwand. Diese bedauernswerte Unsitte ist nun nicht eigentlich im Wesen des Buddhismus begründet, sondern ganz von selbst entstanden. So ist der Ernst und die Wahrheit,

die dem Begräbnis ohne Prieſter eigen ſind, abhanden gekommen und Oberflächlichkeit iſt bei der Verehrung der Eltern und Vorfahren an die Stelle getreten.

Dies und manches andere hat der Fürſt in Erwägung gezogen und von dem innigen Wunſche beſeelt, daß Loyalität gegen den Fürſten und Pietät gegen die Eltern wieder Brauch würden, ordnet er dieſe ungewöhnliche Reform an. Von nun an ſollen alſo die Toten nach den Vorſchriften des jiſōſai beſtattet werden, nicht aber verderbte Prieſter hinzugezogen werden, die man noch nie geſehen und gehört, die für Geld Gebete leſen und am Grabe für die Aufnahme des Toten ins Paradies beten. So wird ein jeder aus der Tiefe des Herzens die Eltern verehren und ihnen, wenn auch nur einen ganz kleinen Teil der Güte vergelten, die ſie ihm zu ihren Lebzeiten erwieſen haben. Und wenn die ganze Familie aus ganzer Seele und ganzem Gemüte die Vorfahren verehrt, ſo erfreuen ſchon geringe Opfergaben die Manen derſelben.

(Fortſetzung folgt.)

Die Pſychologie der japaniſchen Sprache[1]).

Von Miſſionar Pfarrer **Karl Munzinger** in Tokyo.

A. Einleitung.

I. Schwierigkeiten.

Die japaniſche Sprache iſt für den Europäer eine der ſchwierigſten der Erde. Aber auch den Japaner ſelbſt koſtet es bis zu ihrer Beherrſchung, ſo weit von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein kann, doppelt und dreifach ſo viel Aufwand an Zeit und Mühe, als der Europäer auf die Aneignung ſeiner Sprache zu verwenden pflegt. Die Haupturſache dafür liegt in dem Unterſchied der geſchriebenen von der geſprochenen Sprache einſchließlich des durch das Chineſiſche beherrſchten Schriftſyſtems. Ob die Zeit hier einmal eine Wandlung ſchaffen wird, läßt ſich jetzt noch nicht mit Beſtimmtheit vorausſagen. Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß über kurz oder lang die geſchriebene Sprache ſich mit der geſprochenen vereinigen wird; dagegen iſt an eine Ablöſung des jetzigen Schriftſyſtems durch eine einfachere Methode in abſehbarer Zeit nicht zu denken.

Die Ausdrucksweiſe der Schriftſprache hat ſich in den zwei letzten Jahrzehnten der geſprochenen Sprache nicht unbedeutend genähert. Einen großen Dienſt nach dieſer Richtung haben die Zeitungen geleiſtet; ein weſentlicher Teil ihres Inhalts beſteht aus alltäglichen Dingen, die ſich nicht beſſer ausdrücken laſſen als in möglichſtem Anſchluß an die alltägliche Sprache; auch ſind dieſelben genötigt, im eigenen Intereſſe auf das Verſtändnis auch der Halb- oder ſelbſt Ungebildeten Rückſicht zu nehmen. Die Zahl der in geſprochener Sprache geſchriebenen Bücher mehrt ſich beſtändig, und es handelt ſich dabei nicht bloß um die Geſchichten der Märchenerzähler

---

[1]) Vgl. die Rezenſion S. 177. Wir entnehmen dem Aufſatze Munzingers nur die wichtigſten und für unſere Leſer intereſſanteſten Partien. Die Redaktion.

und um Lektüre für Frauen, Kinder und christliche Sonntagsschulen, auch Reden, Predigten und wissenschaftliche Vorträge der besten Gelehrten werden oft so gedruckt, wie sie gehalten wurden, d. h. in gesprochener Sprache. Die Bemerkung P. Carons in der Einleitung seines Benkyōka no Tomo (Des Studierenden Freund) Vade-mecum de l'Etudiant 1892, daß es heute nicht mehr der Mangel, sondern die Menge des in der Umgangssprache gedruckten Materials ist, welches den die Umgangssprache Studierenden in Verlegenheit setzt, ist vollkommen wahr; freilich aber von praktischer Bedeutung nur für den, welcher die japanisch-chinesische Schrift zu lesen versteht. Sollte aber etwa die jetzige Umgangssprache schließlich die Schriftsprache ganz verdrängen, so müssen freilich zuvor eine Menge Begriffe bezw. Wörter aus der jetzigen Schriftsprache herübergenommen werden, was ohne große Schwierigkeiten geschehen kann; schwieriger aber und von großer Tragweite ist die unten näher zu erörternde Frage, ob die grammatische und logische Form der jetzigen Umgangssprache überhaupt zulänglich ist.

Die Versuche, das jetzige Schriftsystem durch Kana, die leichte japanische Silbenschrift, oder Romaji, die lateinische Schrift, zu ersetzen, sind vorläufig als gescheitert zu betrachten. Das Organ des Romajivereins ist ebenso sicher dem Tod verfallen, als das des Kanavereins. Man hätte eigentlich erwarten sollen, daß die Abneigung gegen die chinesischen Charaktere jetzt besonders groß sein würde, da unter der Kana- und Romaji-Strömung früherer Jahre die klassisch-chinesische Ausbildung, vielfach zu Gunsten des Englischen, vernachlässigt wurde, so daß der jetzt heranreifende Nachwuchs im klassischen Stil zu wünschen übrig läßt. Wenn gleichwohl heute das Interesse für die Kana- und Romaji-Bewegung tot ist, so ist das ein Beweis dafür, daß die Volksseele selbst einer Abänderung widerstrebte.

Das Problem der Abänderung der Schrift ist darum so außerordentlich schwierig, weil die Schrift, so wenig wie die Sprache, etwas rein Mechanisches und Äußerliches ist, welches man leicht wechseln könnte, wie ein Kleid; vielmehr ist es ein psychologisches Problem, um welches es sich dabei handelt. Unsere Schrift ist durchaus abstrakt; unsere Zeichen als solche sagen dem Betrachtenden nichts. Im Chinesischen dagegen ist das Schriftzeichen konkret; das Zeichen spricht direkt zu dem Betrachtenden wie ein Gemälde; der Begriff ist unmittelbar in dem Zeichen enthalten.

Man wird daher verstehen, daß die chinesische Schrift neben großer Umständlichkeit auch außerordentliche Bequemlichkeit bietet, vor allem aber, daß ein Geist, welcher, sei es durch Veranlagung, sei es durch Gewöhnung, geneigt ist, mehr als wir unmittelbar auf der Grundlage der sinnlichen Anschauung zu denken, freiwillig nicht auf ein seiner Denkweise so entsprechendes System verzichtet, und daß er nicht eher davon abgehen wird, als bis eine eiserne Notwendigkeit ihn dazu zwingt. Inwieweit aber da die völlige Unmöglichkeit, für die Unmasse neu eindringender Worte und Begriffe chinesische Charaktere zu schaffen, den jetzigen Stand des Schriftsystems beeinflussen wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls wird man sich dem Bewußtsein jener Unmöglichkeit nicht lange mehr verschließen können; eine Bemerkung, welche nach einer Äußerung des bekannten Sinologen E. Faber, welcher fortwährend auf die Annahme eines andern Systems drängt, ebenso sehr von China gilt. Gerade je komplizierter man gegenwärtig noch die Schriftsprache gestaltet durch das Bemühen, die neue

Kultur in chinesische Zeichen zu pressen, um so elementarer wird das Bewußtsein von der Unmöglichkeit einst hervorbrechen. Auch diese Sorte neuen Weines verträgt keine Füllung in alte Schläuche, und die Freiheit, welche das innerste Wesen unserer Kultur ausmacht, wird es trotzig verweigern, sich auf die Dauer die Zwangsjacke des chinesischen Zeichens, des Prinzipes der unveränderlichen Bestimmtheit und Stagnierung anlegen zu lassen. Nur eine Zeitlang wird der griechische Pegasus sich bequemen, als chinesischer Ackergaul im Zwang des Geschirres zu dienen; und je früher dem neuen Besitzer die Augen aufgehen, desto besser für ihn.

Es wäre Japan herzlich zu gönnen, daß sich ein Weg finden ließe, auf dem es von den erwähnten beiden Hemmschuhen befreit würde.

II. Problem.

Für den Europäer aber tritt zu den angeführten Schwierigkeiten noch eine weitere. Dieselbe wird in der Regel von ihm, der sich zunächst und meistens nur mit der Umgangssprache beschäftigt, als erste genannt. Wie oft hört man nicht seufzen über die unüberwindliche Schwierigkeit der japanischen Grammatik, über ihre durchgehende Abweichung von allen grammatischen Regeln des Westens! Aber wer so klagt, ist in einer Täuschung befangen; er hat den Kernpunkt der Sache nicht erkannt. Denn in Wirklichkeit handelt es sich dabei nicht mehr um einzelne oder auch eine Unsumme von Abweichungen von unserer Grammatik; es handelt sich überhaupt nicht um grammatische Formen und Formeln. Die japanische Grammatik ist vielmehr sehr einfach, da die japanische Sprache nach der grammatischen Seite nur sehr wenig ausgebildet ist. Es handelt sich vielmehr um den Gedanken, um den Geist, um die völlig verschiedene Art und Weise des Gedankenausdrucks eines Antipodenvolkes, einer fremden Rasse.

Zwar ist zur Aneignung dieser Sprache die möglichste Aufstellung grammatischer Regeln und Übungen, wie sie Prof. Dr. R. Lange in seinem Lehrbuch der japanischen Umgangssprache mit unübertrefflicher Meisterschaft darbietet, nicht zu unterschätzen; für unseren grammatikalisch geschulten Geist ist diese Methode von ganz besonderem Vorteil. Und doch ist dieselbe noch einer Ergänzung fähig und bedürftig. Die rein grammatische Methode führt sogar leicht von dem Verständnis, dem Geist der Sprache hinweg, eine Gefahr, die um so näher liegt, je individuell verschiedener gegenüber der eigenen Sprache dieser Geist ist. Aber mehr als mit allen indogermanischen ist das für uns bei der japanischen Sprache der Fall. Hier gilt es darum besondere Vorsicht, eine Vorsicht, welche, wie mich dünkt, bisher nicht von allen japanischen Grammatikern geübt wurde, und von keinem vielleicht in genügendem Maße.

W. Imbrie in seinem Handbook of English-Japanese Etymology hat es an genügender theoretischer Einführung in den Geist des Japaners fehlen lassen, während hingegen seine höchst zweckdienlichen Übungsbeispiele mit ihrer Gegenüberstellung des Englischen und Japanischen die Unterschiede und Eigentümlichkeiten der beiden Sprachen in ihrem gegenseitigen Verhältnis wirkungsvoll beleuchten. Auch bei den Erklärungen (Notes) seiner ausgewählten Stücke (Selections) war er von dem richtigen Prinzip geleitet.

Lange sucht die Gefahr zu vermeiden, indem er durch eine weise Auswahl seiner Übungsbeispiele uns mitten in das japanische Leben und Denken

zu verſetzen ſucht, und zwar mit einer ſolchen Beherrſchung japaniſcher Verhältniſſe, daß die Japaner, mit denen ich Lange durcharbeitete, von einer Überraſchung in die andere fielen. Noch vollkommener aber würde ihm dieſer Verſuch gelungen ſein, wenn er neben dem eigentümlich japaniſchen Gedanken-Inhalt auch die eigentümliche Gedanken-Form ausdrücklich hervorgehoben hätte. Dieſes erſcheint mir als ein Mangel an dem ſonſt vorzüglichen Werke, ein Mangel, welcher ſich bei einer künftigen Überarbeitung wird beſeitigen laſſen durch ein näheres Eingehen auf die Syntax der japaniſchen Sprache, ſei es, daß dieſelbe in einem Anhang beſondere Behandlung erfährt, oder aber in den einzelnen Paragraphen je bei Gelegenheit nachdrücklich erörtert wird.

Die Notwendigkeit, dem Studierenden die Gedankenform der japaniſchen Sprache deutlich zu machen, ſcheint mir von Chamberlain klar empfunden worden zu ſein, ohne daß jedoch ſeine Grammatik wirklich eine völlige Löſung dieſes Problems wäre. Beſonders dienlich in dieſem Sinn iſt die in Chamberlains Grammatik (A Handbook of Colloquial Japanese by Basil Hall Chamberlain) angewandte, wie die Vorrede beſagt, von Dr. E. Baelz empfohlene, wörtliche Überſetzung; auch Aston, Japanese Spoken Language 4 th ed. weiſt eine ſolche auf; dieſe Überſetzungen bringen die eigentümliche Ausdrucksform des japaniſchen Gedankens für jeden verſtändlich zur Darſtellung und mahnen den einſichtigen Studierenden daran, ſeine eigene Sprache erſt nach japaniſcher Denkweiſe umzugeſtalten, ehe er überſetzt. Wenn die Verfahrungsweiſe von Chamberlain und Aſton bis jetzt nicht die rechte Würdigung erfahren hat, ſo liegt das beſonders daran, daß die Überſetzungen zu pedantiſch etymologiſch ſind, durch ihre vielen »august« und »honourable« ꝛc. dem Text einen komiſchen Beigeſchmack geben und dadurch die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache abziehen. Die Idee jedoch, in ſolcher Weiſe das wirkliche Verſtändnis der Sprache zu fördern, iſt gut. Wie wichtig dieſes letztere iſt, betont Chamberlain ausdrücklich mehrere Male, wie denn der ganze Gedanke, welcher ihn bei Abfaſſung ſeiner im Geiſt vorzüglichen, in der Ausführung etwas kurzen Syntax leitete, dahin zielt, den Studierenden in den Geiſt des Japaners einzuführen.

Der Geiſt der japaniſchen Sprache bildet auch den Gegenſtand meiner Bemerkungen. Freilich beabſichtige ich nicht, eine nach allen Seiten hin gründlich ausgeführte Antwort auf die Frage zu geben. Vielmehr handelt es ſich mir nur um den prinzipiellen Nachweis, daß das Problem der japaniſchen Sprache ein pſychologiſch-logiſches iſt. Bei jeder Behandlung dieſer Sprache iſt darauf ein Hauptgewicht zu legen. Wer die japaniſche Sprache ſtudieren will, muß vor allem japaniſch denken lernen, und jedes Lehrbuch dieſer Sprache muß japaniſch denken lehren. *Nicht von der Grammatik einer europäiſchen Sprache haben wir auszugehen, ſondern von der Pſychologie des japaniſchen Geiſtes. Dieſe, und damit den feſten Ausgangspunkt nachzuweiſen, iſt der Zweck dieſer Erörterung.*

III. Methode.

Eine wörtliche Überſetzung aus dem Japaniſchen dünkt uns auf den erſten Blick der reinſte Unſinn zu ſein. Über den Satz:

Gedanken- von nicht-sein Reden (Acc.) machen als was-betrifft schweigend
kangae no nai hanaſhi wo ſuru yori wa damatte
ſein Seite (Nom.) gut daß glaube
iru hō ga ii to omou

bedarf es erſt einigen Nachdenkens, bis es einem einfällt, daß man es ja mit einem Antipodenvolk zu thun hat, und daß darum vielleicht auch der Satz ſelbſt und in dem Satz ſo ziemlich alle Redeteile auf den Kopf geſtellt werden müſſen, ehe man die Bedeutung des Satzes in gutem Deutſch erfahren kann: ich halte Schweigen für beſſer als gedankenloſes Reden. Und hat man es ſchließlich herausgebracht, ſo iſt man erſt recht geneigt, die japaniſche Ausdrucksweiſe für unſinnig oder doch wenigſtens für innerlich unwahr, für künſtlich und widernatürlich zu halten. Ein ſolches Urteil aber iſt zum mindeſten übereilt. Es beruht lediglich darauf, daß wir uns bei Abgabe des Urteils auf den Standpunkt unſerer deutſchen Grammatik ſtellen; und von dieſem Standpunkt aus wäre und bliebe allerdings die japaniſche Ausdrucksweiſe ein völliges Rätſel. Aber ebenſo, wie uns die Art und Weiſe des Japaners, ſeine Gedanken auszudrücken, antipodiſch berührt, ſo naturgemäß ſelbſtverſtändlich erſcheint dieſelbe dem Japaner; er hält natürlich ſeine Ausdrucksweiſe für die einzig richtige, und nur wenn er fremde Sprachen kennt, erhält er eine Kenntnis davon, daß es auch noch andere Weiſen giebt, denſelben Gedanken auszudrücken. Seine Sprachformen hängen auf das engſte mit ſeinen Denkformen zuſammen.

Wie aber laſſen ſich dieſe Formen klar nachweiſen und in ihrem Weſen erkennen?

Müſſen wir zurückgehen in die Geſchichte? Sollen wir erſt die eigentümlichen Geſchicke dieſes Volkes und die Bedingungen, unter denen es herangewachſen iſt, verſtehen lernen? Wohl würden wir dadurch vertrauter werden mit dem Volkscharakter; wir würden wohl verſtehen lernen, daß und warum eine Menge von Begriffen, wie Familie, Ehre, Freiheit, Recht, Pietät ꝛc. hier verſchieden ſind von den unſrigen, wir würden alſo nach der begrifflichen oder materiellen Seite viel ungemein Schätzenswertes lernen, ohne welches auch ein völliges Verſtändnis des Japaniſchen als Sprache für uns unmöglich wäre. Aber um dieſe Art der Verſchiedenheit handelt es ſich für uns hier nicht. Wir haben es hier nicht mit dem japaniſchen Denk- und Sprachinhalt zu thun, ſondern mit den japaniſchen Denk- und Sprachformen. Auf die Frage nach dieſen aber bleibt die obige Methode die Antwort ſchuldig. Warum der Japaner dieſen oder jenen, mit dem unſern identiſchen Denkinhalt in dieſe oder jene, von den unſern augenſcheinlich verſchiedenen Denkformen bringt, bleibt uns ſo unverſtändlich als zuvor.

Eine andere und zweifellos erfolgreichere Methode wäre die etymologiſche. Dieſelbe würde uns manche Form in ihre urſprünglichen Beſtandteile auflöſen und auf die Art und Weiſe, wie dieſes Volk zur Zeit der Ausbildung ſeiner Sprache zu denken pflegte, ein helles Licht werfen. Nun liegt aber die japaniſche Etymologie noch ſehr im Argen. Über Vermutungen iſt man bis jetzt noch nicht hinausgekommen, und ob und wann das Dunkel, welches jetzt noch über ihr ſchwebt, ſich einmal lichten wird, iſt eine Frage noch nicht abſehbarer Zeit.

So versuchen wir denn die Konstruktion der japanischen Sprache wesentlich aus dem Bewußtsein des heutigen redenden Japaners zu begreifen, die Hilfe der Etymologie dankbar annehmend da, wo sie sich uns darbietet.

Nun wäre es aber logisch unrichtig, von einem besondern Bewußtsein des Japaners im allgemeinen oder des heutigen Japaners im besonderen zu reden. Besondere Gebräuche und Sitten mag das Volk haben; so weit ist es aber doch nicht, daß es auch eine besondere Logik oder eine besondere Psychologie hat oder haben könnte, etwa so, daß der Fremde sie nicht verstehen kann, weil sie ausschließlich dem Japaner erb- und eigentümlich zugehört. So gewiß es einen Begriff Mensch giebt, und nicht bloß eine Vielheit von einander losgelöster Individuen, und so sicher es ein Denken giebt und nicht bloß unter sich abgesonderte Gedanken, so gewiß giebt es für die ganze Menschheit nur eine Psychologie und nur eine Logik. Irgend wie fällt auch die japanische Denkform in das Gebiet des Denkens als solchen. Von verschiedenen Logiken verschiedener Sprachen läßt sich nicht sprechen. Die Verschiedenheiten kommen daher, daß es unzählige Abstufungen der Denkweise giebt, von dem halb unbewußten Kind bis zu dem Denkerfürsten Kant, von dem wilden Naturmenschen bis zu dem Menschheitskönig Goethe. Alles aber ist Denken, und alles was Denken ist, kann durch das Denken begriffen werden. Wenn es uns darum gelingt, herauszufinden, auf welcher Linie des Denkens die japanische Denkweise zu suchen ist, und wenn wir selbst imstande sind, uns mit unserem Denken auf diese Linie zu stellen, so haben wir das Problem der japanischen Sprache und damit des japanischen Geistes überhaupt theoretisch und praktisch zugleich gelöst.

Es ist also wesentlich eine Frage der Psychologie, um die es sich hier handelt. Zu ihrer Beantwortung bedarf es nichts als einer beurteilenden Vergleichung der eigentümlich japanischen Denkform mit dem Denken als solchen, wobei wir freilich unsern Geist loslösen müssen von den spezifischen Denklinien, auf welchen wir in unseren Sprachen uns bewegen, um frei von Vorurteilen unserer Aufgabe gerecht werden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. **Ernst Faber**, aus dem Englischen übersetzt von **Thekla Scipio** in Arolsen [1]).

X.

Paulus in Korinth.

54. Es giebt Missionare, welche es für ihre Pflicht halten, nichts zu thun als zu predigen, und die können von Paulus lernen, daß es durchaus nicht schädlich ist, wenn ein Prediger sich gelegentlich auch ander-

[1]) Wir werden, wie schon das vorige Mal, auch ferner die rein exegetischen Stellen der Faberschen Vorträge fortlassen.

weitig noch nützlich beschäftigt; natürlich nicht, um sich selbst zu bereichern, sondern aus edlern christlichen Gründen. Durch sein Beispiel soll er den andern Mitgliedern seiner Gemeinde zeigen, daß ehrliche Arbeit keine Schande, sondern vor Gott und allen vernünftig denkenden Menschen wohlgefällig ist (siehe §. 36). Auch jede wissenschaftliche Beschäftigung ist aus demselben Grunde gestattet, besonders wenn sie indirekt mit der Wohlfahrt der Eingebornen oder Fremden in China verbunden ist, und noch mehr, wenn sie zum Gedeihen unserer Gemeinden beiträgt.

Es ist uns nicht ganz klar, was für eine Art von Arbeit Paulus eigentlich verrichtete; ob er ein Weber oder ein Zeltmacher war, ist unentschieden. Das letztere scheint durch das griechische Wort angedeutet zu werden; Origenes dachte dabei an lederne Zelte. Es kann auch sein, daß das Tuchweben und Zeltmachen von ein und demselben Mann geschah. Jedenfalls war es ein ehrliches Handwerk, das den Geist nicht anstrengte. Paulus konnte während der Arbeit an die tieferen Fragen über das Reich Gottes und dessen Ausbreitung unter den Menschen denken. Obgleich heutzutage die Maschinen den Menschen fast bei aller mechanischen Arbeit ersetzen, giebt es doch noch allerlei, was ein Missionar in China ergreifen kann. Anstatt seine Zeit zu vergeuden und sich in den Augen der gebildeten Chinesen lächerlich zu machen, indem man sich allerlei Spielen und anderm Zeitvertreib hingiebt, oder indem man, nur um sich Bewegung zu machen, regelmäßig spazieren geht, wird sich der Missionar viel beliebter machen, wenn er persönliches Interesse an den häuslichen Angelegenheiten nimmt, an der Industrie, an botanischen, zoologischen oder andern wissenschaftlichen Unternehmungen. Wachsamkeit und Selbstkontrolle sind dabei nötig, um alles, was nicht zu den Pflichten gegen Gott und die Menschen gehört, auszuscheiden. Jede Beschäftigung mit Gott in der Natur wird unter diesen Bedingungen den Geist stärken und ihn besser vorbereiten, die Wege Gottes in der Geschichte und seinen persönlichen Verkehr in den geoffenbarten Schriften zu verstehen. Solche private Beschäftigung wird uns auch mit anderen Personen, die gleiche Interessen haben, zusammen bringen, und wird uns Gelegenheit geben, einen Aquila und eine Priscilla zu finden. Paulus vergab seiner apostolischen Würde nichts dadurch, daß er Zelte machte; Christus erfüllte seine Seele, und sein christlicher Geist konnte sich allen empfänglichen Herzen mitteilen. Gott ist immer und überall bei uns, wenn wir nur auch bei ihm sein wollen. Wer selbst erleuchtet ist, der leuchtet auch und erleuchtet andere.

55. Paulus lehrte jeden Sonntag in der Synagoge „und beredete beide, Juden und Griechen" (Apostelg. 18. 4). Diese Eigentümlichkeit in der Predigtmethode des Paulus ist schon in § 26 erörtert worden. Sie war bahnbrechend. Jede belehrende Rede muß von bekannten und anerkannten Wahrheiten ausgehn und zu noch nicht bekannten Wahrheiten führen; werden dieselben angezweifelt, so müssen sie logisch bewiesen werden. Nachdem seine Gehilfen, Silas und Timotheus, die nicht mit leeren Händen, sondern mit pekuniärer Hilfe von Philippi kamen (2. Kor. 9. 9) wieder mit Paulus zusammengetroffen waren, ward Paulus gedrungen vom Wort, d. h. vom Wort Gottes, in seiner spezifisch christlichen Gestalt, als der frohen Botschaft des Heils, „zu bezeugen den Juden Jesum, daß er der Christ sei". Sowohl Silas als Timotheus unterstützten ihn beim Predigen.

Sie verkündeten nicht nur die Göttlichkeit Christi, sondern sie predigten Jesus als Gottes Sohn und in ihm die Erfüllung aller göttlichen Verheißungen. „Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt ist, durch mich und Silvanus und Timotheus, der war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm. Denn alle Gottesverheißungen sind Ja in ihm, und sind Amen in ihm, Gott zu Lobe durch uns“ (2. Kor. 1. 19—20). Die Art, wie der Apostel das persönliche Bekenntnis von Jesus als dem lange erwarteten Messias ablegt, ist ganz verschieden von der, wie er die Korinther beim Beginn seiner Arbeit in der Stadt anredete. Das Bekenntnis Jesu ist der Kernpunkt der Predigt. Nun ist aber kein andres Resultat dabei möglich, als die sofortige Annahme desselben, was immer eine gewisse Empfänglichkeit voraussetzt, oder aber vollständige Ablehnung, wie es in Korinth der Fall war, und darum muß der Prediger auch die schwere Verantwortlichkeit dieser Methode fühlen. Wenn er eine Entscheidung für oder gegen Christus sofort herbeiführen will, ehe die Zuhörer die Bedeutung des Evangeliums verstehn, so wird er besonders die mehr oder weniger Gewissenhaften dazu zwingen, Christus zu verwerfen und Feinde des Evangeliums zu werden. Die Predigtmethode des Paulus war überall dieselbe, in Korinth wie in Athen, in Athen wie in Thessalonich. Zunächst redete er mit denen, die er in der Synagoge oder an andern Orten traf; aber redete nicht nur mit ihnen, sondern er **beredete** Juden und Griechen, wie uns ausdrücklich gesagt wird (18. 4). „Bereden“ (ἔπειθεν von *πείθω*), durch die Macht der Rede jemanden überzeugen, heißt jemandem eine Lehre in solchem Lichte darstellen, daß die Wahrheiten und Vorzüge derselben verständlich und annehmbar erscheinen; so daß die Lehre und das Gemüt der Zuhörer mit einander in Berührung gebracht und die Sympathie der letzteren für jene Lehre erweckt wird. Kein (intelligenter) denkender Mensch wird sich leicht einer Lehre unterwerfen, die er nicht verstehn kann. Sobald ihm aber die religiösen Wahrheiten verständlich gemacht werden, sobald ihm der Wille Gottes deutlich klar gemacht wird, sobald wird er denselben auch als eine bindende Kraft annehmen. Dann kann er in dem verkündeten Wort die Stimme Gottes selbst erkennen. Wir sollten diese beiden Arten, das Evangelium zu predigen, wohl unterscheiden: **Das Reden** (*διαλέγομαι*), das fast ausschließlich auf allgemeine religiöse Wahrheiten beschränkt bleiben muß und vom Evangelium nur das bringt, was dem Fassungsvermögen der Zuhörer angepaßt ist, und das **Bezeugen** (*διαμαρτύρομαι* oder häufiger *μαρτυρέω* von *ὁ μάρτυς*), d. h. die direkte Botschaft Gottes an den Menschen. Dies letztere muß immer eine persönliche Stellungnahme zu Gott als Folge haben. Durch **Gehorsam** gegen das Evangelium hat man teil am Reiche Gottes. Durch **Verwerfung** desselben, welche Feindschaft gegen Gott bedeutet, wendet man sich von seinem Reiche ab und verdammt sich selbst zu ewiger Finsternis. . . . .

57. Wie in Philippi hören wir auch in Korinth von zwei bekehrten **Familien**. Denn es wird (Apostelg. 18. 8) eigens gesagt, daß „Crispus, der Oberste der Schule, glaubte an den Herrn mit seinem ganzen Hause“. Das ist uns wieder ein Beweis, daß an den Orten, wo ganze Familien das Evangelium annehmen, sofort der Grund zu einer **ständigen Gemeinde** gelegt ist. Das haben nicht nur die Apostel in Europa, das haben

auch die Katholiken in China und Japan und das haben wir selbst auch erfahren.

58. „Sehet an, liebe Brüder, Euern Beruf; nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen" (1. Kor. 1. 26).

Paulus fühlte sich nicht zur Mission in den höheren Gesellschaftsklassen berufen, sondern er redete mit den Menschen als zu menschlichen Wesen, die von einer höhern Macht abhängig, aber sündhaft und darum dem Gericht Gottes unterworfen sind. Er predigte Jesus als den Erlöser für jeden heilsbedürftigen Menschen; dabei beachtete er aber weder den Gelehrtenrang noch die gesellschaftliche Stellung seiner Zuhörer. Wir Prediger, als Gottesboten, sollen die Menschen nur auf ihr Verhältnis zu Gott hin ansehn. Christus giebt das große Beispiel dafür und alle seine Apostel folgten ihm nach. Je nach der Beschaffenheit unserer Zuhörerschaft müssen wir Prediger die göttliche Weisheit, verbunden mit der göttlichen Macht, darlegen; sentimentale, religiöse Redensarten sind nicht nach apostolischem Sinn. Wir haben schon bemerkt, daß der Apostel seine Predigt dem Fassungsvermögen seines Publikums anpaßte. Paulus predigte rein und streng religiös, ohne jegliche wissenschaftliche Beimischung. Andrerseits wurde er niemals trivial und suchte nicht populär zu werden, indem er den Leuten das Evangelium angenehm, ja unterhaltend machte.

Die ersten Christen in Korinth waren nicht alle arm und verachtet. Crispus war der Oberste der Schule und muß als solcher rabbinische Ausbildung und Gelehrsamkeit besessen haben; jedenfalls stand er unter den Juden in Korinth in gutem Ansehen. Justus muß ein ziemlich wohlhabender Mann gewesen sein, weil er einige Jahre später, am Ende der dritten großen Reise des Apostels diesen und die ganze Gemeinde bewirten konnte. Stephanus hätte die Gemeinde und Paulus persönlich nicht unterstützen können, wenn seine pekuniären Verhältnisse es ihm nicht erlaubt hätten. Keiner dieser Christen erhielt durch andre Gemeinden eine Unterstützung, sondern sie sammelten selbst unter sich für die armen Christen in Palästina. Die dem Evangelium innewohnende göttliche Kraft hatte die Gemeinde in Korinth gegründet. Den Armen war das Evangelium willkommen und den Reichen und Vornehmen nicht widerwärtig; Paulus verkündete die religiöse Wahrheit als eine von Gott selbst ausgehende. Das ist es, wonach religiös empfindende Menschen verlangen, und sie sind zufrieden, wenn sie es gefunden haben. Dionysius, der Ratsherr in Athen, und Crispus, der Oberste der Schule in Korinth, beides Männer von hohem Rang, hingen dem Apostel unmittelbar nach seiner Predigt an. Aber kein Jude in Athen wurde Christ. Das ist wohl auch der Grund gewesen, warum hier nicht, wie an andern Orten, wo die bekehrten Juden den Kern bildeten, eine Gemeinde gegründet werden konnte . . . . .

59. „Es sprach aber der Herr durch ein Gesicht in der Nacht zu Paulus: Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht; denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt" (18. 9—10).

Gott allein kennt das Herz der Menschen; wir urteilen immer nach dem äußern Schein. Wohl mag der Anblick des lasterhaften Lebens in Korinth entmutigend gewesen sein. Aber oft fühlen ja die, die in der Sünde leben, auch ihre Last und nehmen das Evangelium des Heils mit Freuden an;

daß Christus gekreuzigt ist, um die Sünden der Welt zu sühnen, ist eine frohe Botschaft für die Erlösungsbedürftigen. Ach, wie viele Christen halten sich jetzt für viel klüger! sie haben so viele Reformgesellschaften für die Gesellschaft gegründet, daß für das Evangelium nichts weiter übrig bleibt als das Kirchengehn und die Gebetsversammlungen. Mäßigkeitsvereine, Anti-Opiums-, Anti-Tabaks-, Anti-Sklavereigesellschaften u. s. w. u. s. w., alle haben einen guten und empfehlenswerten Zweck im Auge, aber alle sind auch einseitig und notwendigerweise auf Äußerlichkeiten beschränkt. Wie einfach ist der kurze Ausspruch des Herrn: „Ich habe ein großes Volk in dieser Stadt", aber wie viel schließt derselbe in sich! Es wurde Paulus nicht berichtet, wie viele Personen täglich oder stündlich in Europa starben; es wurde ihm nicht befohlen, er solle sich anstrengen in Gefahr schwebende Seelen zu retten. Er that, was unsere Aufgabe sein sollte: die Kinder Gottes aus denen, die nichts nach Gott fragen, zu sammeln. Wenn wir durch Christus berufen sind und in ihm leben, wie er in uns, dann wird er uns so leiten, wie es ihm gefällig und unsern Mitmenschen nützlich ist. Ein Vergleich zwischen der Aufforderung des Herrn an einen Diener und der Bitte der Shanghai-Konferenz um mehr Missionare dürfte von einigem Interesse sein.

60. Der göttlichen Weisung gemäß blieb Paulus in Korinth. „Er saß aber daselbst ein Jahr und sechs Monate und lehrte sie das Wort Gottes" (18. 11)! Von der Arbeit des Apostels während dieser ganzen langen Zeit wird nichts berichtet, als dieser eine kurze Satz: „und lehrte sie das Wort Gottes". Das Wort „lehren" hat eine andere Bedeutung als die Ausdrücke „reden" im 4. und „bezeugen" im 5. Vers (vergl. §§ 29. 55). Diese verschiedenen Ausdrücke sollen uns die verschiedenen Methoden bei der Predigt des Evangeliums bezeichnen. Als Hauptthema in der Lehre des Paulus wird „das Wort Gottes" genannt (*τὸν λόγον τοῦ θεοῦ*); von der Predigt des Gotteswortes wird nicht gesprochen. Paulus belehrte diejenigen, die sich der Gemeinde angeschlossen hatten. Jemanden belehren heißt, ihm das, was wir wissen und was er nicht oder nur unvollkommen weiß, mitzuteilen; es kann natürlich nur dann geschehen, wenn die Menschen sich auch gern und willig belehren lassen wollen. Solche Menschen fand der Apostel in Korinth. Da es meistens Heiden waren, die sich Paulus anschlossen, mußte er sie zunächst mit dem Worte Gottes bekannt machen, wie es im alten Testament offenbart und in Jesus Christus erfüllt ist. Für uns ist es ein wichtiges Beispiel, daß Paulus sein Werk in Korinth wie überall sonst (Vers 19) damit begann zu reden (§ 54), daß er dann damit fortfuhr zu bezeugen, d. h. im eigentlichen Sinne des Wortes zu predigen, um endlich das Wort Gottes zu lehren. Paulus beschränkte sich selbst da noch auf das Lehren, als die christliche Gemeinde in Korinth schon gegründet war; er machte keinen weitern Versuch, unter den Juden in Korinth zu predigen. Er ging nicht, wie in Athen, täglich in den Straßen von Korinth umher, um mit den Heiden zu reden. Die Leute kamen von selbst zu ihm, weil sie das Wort Gottes gern hören wollten; und er beschränkte sich ausschließlich auf diese Aufgabe. Das Wort Gottes lehren ist die höchste Aufgabe der Missionsarbeit, wie auch unseres Herrn letzter Befehl ist: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe" (Matth. 28. 20). Diese Art zu lehren darf jedoch nicht mit dem ver-

wechselt werden, was wir jetzt meistens unter diesem Ausdruck verstehen, nämlich mit dem bei der Jugenderziehung notwendigen Lehren. Ihre Wichtigkeit kann nicht angezweifelt werden, wenn auch vieles von dem heutzutage darin Geleisteten weder nach Zeit noch Ort angebracht zu sein scheint. Das Wort Gottes so zu lehren, daß es eine lebendige Kraft in dem Herzen und Geist der chinesischen Christen wird, das ist eine Pflicht, welche sich jeder Missionar tief einprägen muß. Alle unsere andere Arbeit soll nur den Weg zu diesem Ziel vorbereiten. Wenn wir mit Gottes Hilfe nur einigen Chinesen das Wort Gottes so gelehrt haben, daß sie es aufnehmen und treu bewahren, dann haben wir einen guten Dienst gethan und können in Frieden scheiden, denn dann wird das Werk auch weiter gedeihen.

Während dieser Zeit schrieb Paulus seine beiden Briefe an die Thessalonicher, welche Beispiele der apostolischen Lehre sind (siehe §§ 34—40). Es wird nicht erzählt, daß Paulus die benachbarten Gegenden Korinths besuchte; doch fand das Evangelium bald seinen Weg auch in andere Städte Achajas. Es scheint aber, daß die Christen der ganzen Provinz immer in Verbindung mit der Gemeinde in Korinth geblieben sind (1. Kor. 1. 2, 2. Kor. 1. 1). Dennoch hat der Apostel in jeder Provinz nur eine Centralgemeinde gegründet, und hat nicht gelitten, daß in anderen Städten oder Dörfern eine Separatkirche oder -Kapelle unter der Leitung eines besonderen Apostels entstand. Korinth war damals der Sitz der Regierung von Achaja und darum scheint Paulus es auch Athen vorgezogen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

Von Prediger H. Ritter in Potsdam.

XVIII. Stand des Missionswerks in Japan am Schluß des Jahres 1893.

Noch immer lagert über dem japanischen Missionsfelde wie ein undurchdringlicher bleigrauer Wolkenhimmel die ins Altjapanische zurückstrebende nationale Reaktion gegen den Einfluß der abendländischen Civilisation und darum auch des Christentums und läßt noch kaum einen Sonnenstrahl der Hoffnung auf eine günstigere Strömung sich schüchtern hindurchstehlen. Um so weniger ist zu erwarten, daß das Bild des japanischen Missionswerkes, wie es uns in der statistischen Tabelle von Loomis für das Jahr 1893 (vgl. S. 156) entgegentritt, ein wesentlich anderes sein wird, als das der vier vorhergehenden Jahre, welches wir auf S. 166 f. unserer Zeitschrift im vorigen Jahre entwarfen. Was sich dem aufmerksamen Beobachter aufdrängt, sind weniger neue Züge, als die schärfere Ausprägung solcher, die sich schon in dem vorhergehenden Abschnitt vorgebildet hatten; und auch diese werden erst bemerkbar, wenn man nicht nur auf die statistischen Zahlen, sondern noch mehr auf die Erscheinungen des Geisteslebens achtet, die als Dolmetscher

hinter den Zahlen stehen. Aber, wie gering auch die Veränderungen sein mögen, die der Zeitraum eines Jahres in Zahlen zum Ausdruck bringt, an Bewegung und Leben, ja an Erschütterung drohender Gährung fehlt es auf dem Gebiete der Religion in Japan so wenig, wie auf dem Gebiete des Staatswesens. Wir haben es mit keinem Sterbenden, eher mit einem heftig Fiebernden zu thun. Japan ist in einer fortdauernden gefahrvollen Krisis begriffen. Das ist, auch was die Entwicklung des Christentums anlangt, für unser Brudervolk im fernen Sonnenaufgang unsere Sorge und unsere Hoffnung.

Blicken wir zuerst auf die protestantische Kirche, so zeigt sie in der Gesamtzahl der Gemeindemitglieder anscheinend noch immer einen Zuwachs gegen das Vorjahr. Aber der entsprechende Zuwachs betrug am Schlusse des Jahres 1892 2114, am Jahresschluß 1893 nur 1864; mithin ist eine abermalige Verlangsamung des Fortschritts zu verzeichnen; und auch gegen das wirkliche Vorhandensein dieses Fortschritts lassen sich Zweifel erheben. Es ist nämlich unklar, ob in beiden Jahren die Kinder gleichmäßig mitgerechnet, beziehungsweise weggelassen sind. Für 1893 sind ausdrücklich angegeben 2513, für 1892 nur 361 Kinder. Sowohl 1892 als 1893 haben einige Missionsgesellschaften nur die Erwachsenen angegeben, andere auch die Kinder mitgezählt, noch andere lassen nicht erkennen, ob die Kinder mitgezählt sind oder nicht. Einige Missionsgesellschaften aber haben für 1892 nur die Gesamtzahl der Mitglieder angegeben, ohne Auskunft darüber, ob die Kinder mitgerechnet sind, und geben nun für 1893 Erwachsene und Kinder getrennt an. Es ist möglich, daß sie in der Gesamtzahl für 1892 die Kinder ebenfalls mitgezählt haben; möglich ist aber auch, daß sie nach dem Beispiel anderer Missionsgesellschaften für 1892 die Kinder weggelassen, also nur die Erwachsenen gezählt haben. In diesem Falle müßte bei der Vergleichung zwischen 1892 und 1893 die Zahl der Kinder auch für 1893 in Abzug kommen, und das würde allein für die Vereinigte Presbyterianerkirche einen Abzug von 1474, für die englische Kirchenmission einen solchen von 674 ergeben. Dadurch würde sich der Zuwachs in der Gesamtzahl der protestantischen Christen Japans für 1893 geradezu in eine Abnahme verwandeln. Außerdem ist schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht worden, daß nicht alle Japaner, die vor Jahren getauft wurden, ohne weiteres auch heut noch als Gemeindeglieder gelten können. Nicht wenige, die in die Gemeindelisten eingetragen sind, verziehen, ohne sich abzumelden, vielfach auch, ohne sich an ihrem neuen Wohnorte anzumelden oder auch nur anmelden zu können, weil noch keineswegs überall christliche Gemeinden vorhanden sind. Sie verschwinden aus dem Gesichtskreis der Missionare und leitenden Pfarrer. Sind sie noch als Mitglieder der christlichen Kirche mitzuzählen? So lange die Evangelisationsbewegung in Japan noch von der Hochflut des Eifers für abendländische Kultur getragen wurde, mochte die Frage im allgemeinen unbedenklich bejaht werden. Fielen auch einzelne unter dem Einfluß ihrer ausschließlich nichtchristlichen Umgebung und aus Mangel an der Stärkung durch religiöse Gemeinschaft ab, so wurden andere dafür oft genug Pioniere des Evangeliums in Gegenden, wo sein erlösendes Wort noch nie vernommen war. Ganz anders steht das heut. „Unabhängigkeit vom Westen“, „Bewahrung japanischer Nationalität und Eigenart“, das ist die allgemeine Losung geworden. Sie ist vielen gleichbedeutend

mit Verwerfung des Christentums; es erscheint ihnen lediglich als ausländisches Gewächs, das mit Notwendigkeit dahin führe, die Japaner, die sich von seinem Zauber berücken lassen, zu entnationalisieren. Der japanische Christ gilt ihnen als schlechter Patriot, nahezu als Verräter seines Vaterlandes. Nicht um der Religion als solcher willen, sondern aus Liebe zum Vaterlande und aus Ehrfurcht vor dem Mikado muß man Gegner des Christentums und Anhänger der einheimischen Religionen, des Buddhismus und Shintoismus, sein. Das ist vielleicht nicht die innerste Herzensmeinung der großen Masse des Volks, sie sieht dem Kampf der Geister wohl meist ziemlich teilnahmlos zu. Aber es ist durch den Sturm und Drang der leitenden Geister die herrschende Strömung geworden, der auch die Gleichgültigen sich unterwerfen, und die durch die Priester der einheimischen Kulte mit Macht geschürt wird. Der japanische Christ stößt infolgedessen mannigfach auf Mißtrauen und Übelwollen, insbesondere, wo er allein steht; Erwerb, Einfluß und gesellschaftliche Stellung werden ihm dadurch verkümmert; in manchen Fällen wird vielleicht seine Existenz und sein Familienglück geradezu dadurch in Frage gestellt. Was Wunder, wenn ein Getaufter, der nicht sehr innerlich von der Wahrheit des Evangeliums erfaßt ist, des Kampfes müde wird und sein Christentum offen oder im Stillen bei Seite legt? Anscheinend Kundige behaupten, daß die Zahl solcher Abtrünnigen in manchen Missionen auf 40%, in einzelnen sogar auf 75% zu schätzen sei. Mag das übertrieben sein! Auf alle Fälle muß der Prozentsatz dieser abgefallenen oder mindestens nicht mehr in Betracht kommenden Christen gebührend berücksichtigt werden, wenn man nicht durch Schönfärberei ein Bild erhalten will, das zu verhängnisvollen Enttäuschungen führen könnte. Andrerseits soll auch nicht verschwiegen werden, daß nach dem Urteil andrer einheimischer Beobachter, die ebenfalls als kundig gelten dürfen, in der Stille mancher Japaner dem Christentum zugethan ist, ohne sich öffentlich dazu zu bekennen, weil er den Anstoß und Kampf, den er durch öffentlichen Übertritt auf sich laden würde, zu vermeiden wünscht.

Bei dieser geringen oder sogar nur scheinbaren Zunahme der Gesamtzahl läßt sich schwer beurteilen, ob die Vermehrung der Gemeinden von 365 auf 377 als ein wirklicher Fortschritt zu begrüßen ist. Die Zahl der mit dem Amerikanischen Board verbundenen Gemeinden, der kongregationalistischen Gemeinden oder Kumiai Kyokuwai, ist von 92 im Jahre 1892 auf 65 im Jahre 1893 gesunken, obgleich die Gesamtzahl der erwachsenen Mitglieder von 10 760 auf 11 110 gestiegen ist. Es ist nicht ersichtlich, was dieses Zurückgehen in der Zahl der Gemeinden herbeigeführt hat. Aber sollte dieses Verhältnis zwischen der Zahl der Gemeinden und der Gesamtzahl der Mitglieder nicht gesünder sein, als das bei den Methodisten? Bei ihnen stieg die Gesamtzahl der Mitglieder im gleichen Zeitraum von 5911 auf 6069, also nur um 158. Es ist dabei noch unklar, ob nicht die Prüflinge (Probationers), die wir für 1892 mit 849 in Abzug gebracht haben, im Jahre 1893 mitgezählt sind; in diesem Falle hätte sogar ein erheblicher Rückgang in der Gesamtzahl stattgefunden. Die Zahl der Gemeinden hingegen stieg von 99 auf 103. Auf diese 103 Gemeinden kommen 6069 Mitglieder, wobei vielleicht sogar noch ein Teil der Kinder mitgezählt ist; das macht für die Gemeinde durchschnittlich eine Mitgliederzahl von 59 (vielleicht noch Prüflinge und ein Teil der

Kinder mitgerechnet). Wie anders stellt sich das entsprechende Verhältnis bei den Kumiaigemeinden heraus? Hier kommen auf 65 Gemeinden 11 110, also auf jede Gemeinde durchschnittlich 171 ausschließlich erwachsene Mitglieder. Ob nicht diese Gemeinden besser imstande sind, sich selbst zu erhalten und auf eignen Füßen zu stehen, als die kleinen Methodistengemeinden? Ob nicht die Bildung so kleiner Gemeinden, wenigstens bei den größeren Missionsgesellschaften, welche schon über die ersten, überall senfkornartigen Anfänge hinaus geschritten sind, eine Kraftzersplitterung bedeutet?

Erfreulich ist es, daß die Zahl der Schüler und Schülerinnen in den Missionsschulen wieder im Steigen begriffen ist: sie sank von 1889 bis 1891 von 10 297 auf 6 897, und noch von 1891 bis 1892 von 6897 auf 6893, ist aber von 1892 zu 1893 auf 7393, also um 500 gestiegen. Noch mehr tritt eine Zunahme des Besuchs bei den hier nicht mitgerechneten Sonntagsschulen hervor: die Zahl ihrer Besucher stieg von 1889 bis 1892 von 21 597 auf 22 777, also in drei Jahren um **1180**, von 1892 zu 1893 hingegen von 22 777 auf 26 959, also in einem Jahre um 4282. Die ebenfalls in die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen nicht miteingeschlossene Zahl der Theologie-Studierenden stieg von 1892 zu 1893 von 359 auf 367. Auffallend ist hierbei, daß diese Zahl gerade bei den beiden größten Missionsgemeinschaften zurückgegangen ist: die Zahl der Theologie-Studierenden sank in der Doshisha, der berühmten Hochschule der Kumiaigemeinden (Amer. Board), von 77 auf 61, in der Meiji Gaku-in, der Hochschule der Itchi-Kirche (Vereinigten Presbyt.), von 106 auf 105. Eine Zunahme um 18 (von 43 auf 61) zeigt hingegen die Bischöfliche Kirche.

Eine bemerkenswerte Erscheinung bietet die Zahl der auswärtigen Missionskräfte (Missionare und Missionarinnen mit Einschluß der Missionarfrauen). Dieselbe ist im ganzen von **602**[1]) im Jahre 1892 auf **643** im Jahre 1893 also um **41** gestiegen, dagegen bei den beiden größten Missionsgemeinschaften stehen geblieben oder zurückgegangen. Der Amerikanische Board zeigt in beiden Jahren die Zahl 83; die Zahl der Vereinigten Presbyterianer sank von 146 auf 140. Das Mehr bewirkte hauptsächlich die Methodistische und die Bischöfliche Mission, diese mit einem Zuwachs von 23, jene mit einem solchen von 26 auswärtigen (also amerikanischen und englischen) Missionsarbeitern und -arbeiterinnen. In diesen Zahlen spiegelt sich die stark nationalgefärbte Stimmung der japanischen Christen und der wachsende, aber auch je nach der Eigenart der Missionsgesellschaften stärkere oder schwächere Einfluß dieser Stimmung wieder. Die presbyterianischen Missionsgesellschaften mit ihrer Presbyterial- und Synodalverfassung und vollends der kongregationalistische Amerikanische Board mit seinem Prinzip der Unabhängigkeit jeder Einzelgemeinde haben ihre Gemeinden von vornherein zur Selbständigkeit erzogen. Überdies wird das Selbstbewußtsein dieser Gemeinden durch ihr Machtgefühl gewaltig gehoben. Von 37 398 protestantischen Christen Japans kommen auf die Vereinigte Presbyterianer-Kirche (Itchi Kyokuwai) allein 11 126, allerdings mit Einschluß von 1474 Kindern; auf die Kumiaigemeinden (Amerik. Board)

[1]) So in der Liste von 1893 bei der Schlußvergleichung mit 1892; die Liste von 1892 zeigt die Zahl 604.

kommen sogar 11 110 ausschließlich erwachsene Christen. Sowohl die Itchi- als die Kumiaigemeinden erhalten sich alle ganz oder teilweise selbst. Hier wird daher immer ungestümer gefordert, daß das Losungswort des japanischen Nationalbewußtseins „Japan für die Japaner" auch auf das Gebiet des christlichen Gemeindelebens angewandt werde. Immer lauter verlangt man volle Unabhängigkeit der japanischen Gemeinden und christlichen Schulen von den auswärtigen Missionsgesellschaften. Die auswärtigen Missionare will man nur noch als Berater, nicht mehr als Leiter gelten lassen. Fieberhaft arbeitet man darauf hin, daß alle Gemeinden sich selbst erhalten, um ganz von der auswärtigen Mission unabhängig zu werden. In der Jahresversammlung der Kumiaigemeinden, welche im April 1893 in der Banchokirche zu Tokyo gehalten wurde, stand geradezu die Trennung der Kumiaigemeinden vom Amerikanischen Board auf der Tagesordnung. Nach sehr erregter Debatte kam man überein, daß diejenigen Gemeinden, die sich selbst erhalten, eine Kirchengemeinschaft bilden sollten, die vom Board völlig unabhängig sei, daß dagegen diejenigen Gemeinden, welche noch Hilfe von der Mission erhalten, als Dendo- oder Missions-Gemeinden noch nicht volle Gleichberechtigung mit den eigentlichen vollberechtigten Gemeinden der Kumiaikirche genießen sollten. Der Jahresversammlung im April 1894 zu Kobe wohnten thatsächlich die Missionare nur noch mit beratender Stimme, nicht mehr als Mitglieder der Kumiaikirche bei. Wie mächtig der Drang nach Unabhängigkeit von der auswärtigen Mission auch in der Vereinigten Presbyterianerkirche (Itchi Kyokuwai) ist, davon zeugt der erregte Ton, in welchem im September 1893 das presbyterianische Blatt „Inochi" die schwebende Verfassungsangelegenheit dieser Kirche bespricht. Auf der letzten Generalsynode waren gewisse Verfassungsänderungen beschlossen worden, die ebenfalls den Zweck hatten, die japanischen Christen von der Mission unabhängiger, als bisher, zu machen; und zur Durchführung dieser Verfassungsänderungen hatte man ein Komitee ernannt. „Aber", so wird im Inochi geklagt, „das Komitee thut nichts. Die japanischen Mitglieder desselben sagen, daß sie nichts thun wegen des Widerstandes, den die auswärtigen Missionare den Änderungen entgegenstellen. Wem sind denn diese Komiteemitglieder verantwortlich, den Missionaren oder der Kirche, die sie ernannt hat? Warum fürchten sie sich so sehr vor den Missionaren? Und warum nehmen sie so wenig Rücksicht auf die Instruktionen, die sie von der Generalsynode der Kirche erhalten haben?" Es kann nicht Wunder nehmen, wenn Missionsgesellschaften gegenüber dieser Stimmung in ihren Missionsgemeinden Bedenken tragen, die Zahl ihrer Missionare zu vermehren, und eher geneigt sind, sie allmählich aus dem Missionsgebiet zurückzuziehen. Daraus erklärt es sich, daß der Amerikanische Board und die Presbyterianer die Zahl ihrer Missionare in Japan eher verringern, als vergrößern.

Ganz anders steht es in den methodistischen und bischöflichen Missionsgemeinden. Sie sind meist zu schwach, um sich selbst zu erhalten; und der Geist der Bischöflichen Kirche betont die bischöfliche Oberhoheit viel zu sehr, um Unabhängigkeitsbestrebungen groß zu ziehen. An Regungen dieser Art fehlt es zwar auch hier nicht. Zu allgemein hat sich der Ruf nach Unabhängigkeit der japanischen Christenheit bemächtigt. Im April 1893 brachte das Organ der Bischöflichen Kirche, das „Shinko no Tomo", einen Leitartikel, welcher dem Geist der Unabhängigkeit, wenn auch unter Warnungen

vor Herrschsucht und Haß gegen die Missionare, unverhohlenen Beifall zollt. Der Verfasser schreibt es dem Mangel an rechtem Geist unter den Christen der Bischöflichen Kirche zu, wenn hier die Gemeinden so viel weniger, als in andern japanischen Kirchengemeinschaften, imstande seien, sich selbst zu erhalten und dadurch den Grund zu größerer Unabhängigkeit zu legen. Mit unverkennbarem Verlangen schauen also auch die Christen der bischöflichen und methodistischen Mission zu der wachsenden Selbständigkeit der Kumiai- und Itchigemeinden hinüber. Aber sie sind geistig und pekuniär zu abhängig von der auswärtigen Mission, um ihrem Verlangen praktische Folge zu geben. Sie bedürfen der Missionare, um in ihrem kirchlichen Leben und in ihren Ausbreitungsbestrebungen weiter zu kommen; und die bischöflichen Missionare ihrerseits sind bemüht, ihre Gemeinden in der Abhängigkeit vom geistlichen Amte und von der bischöflichen Oberhoheit zu erhalten, welche dem Charakter ihrer Kirche entspricht. Daraus erklärt es sich, daß diese Mission ihre auswärtigen Kräfte zu vermehren sucht. Mit der bischöflichen Mission aber hat die methodistische einen verwandten Geist. Von den 5 methodistischen Missionsgesellschaften haben 4, und unter ihnen diejenigen beiden, welche die weitaus größte Zahl japanischer Christen aufweisen, die bischöfliche Methodistenmission und die Canadische Methodistenmission, eine durchaus bischöfliche Verfassung. Wie viel geringer die Selbsterhaltungskraft der bischöflichen und methodistischen Gemeinden, als die der Kumiaigemeinden ist, springt durch folgende Zahlen in die Augen: von 65 Kumiaigemeinden erhalten sich 41 ganz selbst, von 85 bischöflichen nur 1, von 103 methodistischen nur 5.

Alle aufrichtigen Freunde der japanischen Mission und des japanischen Volkes können sich nur von Herzen freuen, wenn die japanische Christenheit immer mehr auf eigenen Füßen stehen lernt und deshalb der auswärtigen Mission immer weniger bedarf. Aber freilich kann zu diesem Ziele nur wirkliche Erstarkung der geistigen Kraft und hingebende Opferwilligkeit, vor allem eine immer gründlichere Ausbildung immer zahlreicherer japanischer Theologen führen. Ein sich überstürzender Unabhängigkeitsdrang, der mehr auf überspanntem Nationaldünkel, als auf wachsender Kraft des christlichen Geistes beruhte, würde die japanische Christenheit leicht vorschnell der auswärtigen Hilfe berauben, ohne daheim den nötigen Ersatz zu schaffen. In dieser Richtung enthält die statistische Bewegung von 1892 zu 1893 drei Warnungszeichen: die Zahl der einheimischen Pfarrer ging in diesem Zeitraum von 233 auf 206 zurück; die Zahl der Gemeinden, die sich völlig selbst erhalten, stieg nur von 77 auf 78, obschon die Gesamtzahl der Gemeinden von 365 auf 377 anwuchs; und die Gesamtsumme der Beiträge zu kirchlichen Zwecken, welche die Gemeinden aufbrachten, sank von 63 337,00 auf 62 416,73 Yen. Als ein viertes beachtenswertes Warnungszeichen darf auch die Abnahme der Zahl der Theologie-Studierenden in der Doshisha gelten, auf die wir oben schon hingewiesen haben.

Was die Missionen der beiden katholischen Kirchen anlangt, so beschränken wir uns für dies Mal auf die Bemerkung, daß in dem Zeitraum von 1892 zu 1893 die Zahl der griechischen Christen in Japan mit Einschluß der Kinder von 20 325 auf 21 239, die der römischen Christen von 44 812 auf 46 682 gestiegen ist, und daß auch die Organe dieser Kirchen den Ruf nach größerer Selbständigkeit vernehmen lassen. Da die Verfassung beider katholischen Kirchen die Unabhängigkeit von den

Autoritäten des Abendlandes ausschließt, so verlangt man wenigstens finanzielle Selbstverwaltung.

Römisch-katholische Mission. (Statistik bis September 1893).

1 Erzbischof, 4 Bischöfe, 81 europäische Missionare, 19 einheimische Priester, 21 Mitglieder des niederen einheimischen Klerus, 297 einheimische Katechisten, 21 marionitische Brüder (Europäer), 76 Schwestern von St. Paul aus Chartres, 21 einheimische Novizen, 69 Stationen und Distrikte, 283 Gemeinden, 206 Kirchen, Kapellen u. s. w., 1 Mönchskloster, 9 Nonnenklöster, 3 Anstalten für Krankenpflege und katechetischen Unterricht mit 117 angestellten Personen (Frauen), 1 Seminar mit 106 Zöglingen, 1 Gymnasium mit 120 Schülern, 3 Mädchenschulen mit Pensionat mit 117 Zöglingen 39 Elementarschulen mit 2497 Schülern, 17 Waisenhäuser mit 1772 Kindern, 19 Industrie-Schulen mit 489 Schülern, 14 Apotheken, 1 Krankenhaus für Aussätzige mit 86 Kranken, 1 Hospital für Alte mit 27 Hospitaliten, 1363 Taufen von Kindern christlicher Eltern, 1041 von Kindern heidnischer Eltern, 3039 Taufen Erwachsener; Gesamtzahl der Anhänger: 46,682.

XIX. Japans fremde Bevölkerung zu Anfang 1894.

Dem „Ostasiatischen Lloyd" entnehmen wir folgende Notizen:

Einem soeben veröffentlichten offiziellen Bericht zufolge war am 1. Januar d. J. die fremde Bevölkerung der Vertragshäfen Japans rund 9000 Seelen stark. Zu dieser Ziffer trugen Chinesen mehr als die Hälfte bei, nämlich 5543. Die zunächst am stärksten vertretene fremde Nation in Japan sind die Briten, von denen sich 1446 in den offenen Häfen ansässig gemacht haben. In dritter Reihe die Amerikaner (mit 700 Köpfen) und in vierter die Deutschen, welche 416 Köpfe betragen. Hiervon waren, wie die folgende Tabelle veranschaulicht, 315 männlichen und 131 weiblichen Geschlechts. Die stärkste deutsche Kolonie hat Yokohama aufzuweisen (159), Kobe macht aber große Anstrengungen dem erstgenannten Platz den Vorrang streitig zu machen, denn seine deutsche Bevölkerung ist um nur 17 Köpfe kleiner. In Tokyo wohnen 95 unserer Landsleute und in zwei Vertragshäfen, nämlich Niigata und Hakodate, giebt es gar keine Deutschen. Die Gesamtzahl derselben verteilte sich am 1. Januar auf die Häfen wie folgt:

Häfen:	Männer:	Frauen:	Total:
Tokyo	62	33	95
Osaka	3	—	3
Yokohama . . .	126	33	159
Kobe	113	29	142
Nagasaki . . .	11	6	17
Niigata	—	—	—
Hakodate . . .	—	—	—
Total	315	131	416

Die fünftgrößte Quote zur fremden Bevölkerung Japans tragen die Franzosen bei (349) und demnächst die Portugiesen (152). In Japan leben zur Zeit Ausländer, die 20 verschiedenen Nationen angehören. Die meisten Fremden haben sich in Yokohama niedergelassen (4930), ferner in Kobe (2123) und dann in Nagasaki (916).

Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionswerk

1. Protestan-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1893 Getaufte: Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Gegenwärtige Mitglieder: Männer.	Frauen.	Kinder.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	19	1	23	62	10	20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	10	—	9	29	5	15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands	1874	1	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan (c)	—	—	—	—	—	—	82	92	28	64	782	112	278	269	286	103	5224	4428	1474
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	3	1	1	8	1	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	?	?	?
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	7	1	6	21	5	26	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Missionsgesellschaft der Ver. Staat. Amerikas	1871	—	—	4	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland	1877	4	—	6	14	4	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein Staaten	1892	—	2	—	2	1	—	—	—	—	5	1	1	—	—	—	5	1	1
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche (a)	1859	12	2	12	38	6	36	27	1	26	195	63	—	—	—	—	?	?	?
Kirchenmissionsgesellschaft	1869	22	2	26	72	13	46	49	—	49	459	179	—	—	—	—	1084	894	674
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokuwai)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums	1873	5	7	9	26	3	7	8	—	8	104	38	—	—	—	—	—	—	—
Wycklife College Mission (Canada)	1888	2	1	—	5	1	1	1	—	1	2	4	2	—	1	—	12	12	7
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	16	1	14	47	8	73	19	2	17	234	—	24	19	46	15	?	?	—
Jünger Christi (Disciples of Christ)	1883	5	—	6	16	1	7	2	—	2	84	—	10	—	61	1	287	83	—
Christliche Kirche von Amerika (d)	1887	1	—	1	3	1	5	5	—	5	22	—	15	—	—	1	128	71	—
Baptistische südliche Konvention	1889	2	—	—	4	2	3	—	—	—	7	—	8	—	—	—	18	13	—
Die Kumiai-Kirchen in Verbindg. m. d. Amerikanischen Board (b)	1869	26	—	31	83	13	202	65	41	24	956	80	419	378	136	121	6087	5023	—
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (a)	1873	18	2	28	66	10	30	59	3	56	378	45	—	—	—	46	?	?	—
Methodistische Kirche von Canada (a)	1873	9	1	15	34	7	12	20	2	18	128	44	90	120	57	31	867	788	332
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika	1876	5	—	—	10	2	9	11	—	11	95	25	28	20	7	5	331	279	—
Methodist.-Protestant. Kirche (d)	1880	4	—	4	19	3	8	3	—	3	47	3	6	10	9	6	—	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.)	1886	15	4	6	40	9	14	10	—	10	57	9	54	59	33	3	?	?	—
Skandinav. Japanische Allianz	1891	2	4	7	15	11	12	—	—	—	35	—	—	—	—	1	—	—	—
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein (Deutschland-Schweiz)	1885	1	1	1	4	1	3	1	—	1	9	5	4	2	—	—	131	38	25
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	3	6	1	3	1	—	1	12	—	—	3	—	1	84	17	—
International. Missions-Allianz	1891	1	2	1	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten	1890	2	1	—	5	1	7	3	—	3	25	—	—	—	—	—	91	12	—
Unabhängige Gemeind.	—	—	—	3	3	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1893	—	193	35	216	643	125	644	377	78	299	3636	608	939	880	636	334	—	—	—
Desgl. 1892	—	182	37	201	602	119	537	365	77	288	3731	487	468	694	573	479	—	—	—
Zunahme i. J. 1893	—	—	—	15	41	6	107	12	1	11	—	121	471	186	63	—	—	—	—

2. Griechisch-katholische

Griech. Kirche i. Japan	—	—	2	—	2	1	219	164	1	163	1182	—	—	—	268	—	—	—	—

(a) Statistik bis zum 30. Juni 1893. (b) Statistik bis zum 31. März 1893. (c) Statistik bis zum 1. August 1893.

in Japan für das Jahr 1893. Von Rev. H. Loomis in Yokohama.

tische Mission.

tige zahl: Im ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 54 cents (Gold) = 2,30 M.
—	1	34	6	308	3	800	1142	60	3000	—	—	—	—	1	26	11	—	—	—	—	—
—	1	42	2	123	—	—	165	15	323	1	24	—	-	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11126	1	75	—	—	—	—	—	—	—	1	42	53	103	—	—	—	—	—	—	—	13392.32
—	1	175	1	56	—	—	221	22	1010	1	26	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—
-	—	—	1	35	4	137	172	20	602	—	10	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—
—	—	—	1	82	—	—	—	5	228	—	—	—	—	1	87	—	—	—	—	—	—
—	—	—	1	29	—	—	29	13	400	—	3	—	9	—	—	7	—	—	—	—	—
7	—	—	—	—	1	17	17	1	12	—	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	5.00
1529	2	95	2	83	9	656	—	—	—	1	23	6	33	—	—	106	1	140	2	10265	4935.65
2652	1	36	3	78	8	228	342	57	1312	2	34	7	94	—	—	19	—	—	—	—	3089.09
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
945	1	75	1	38	3	221	334	10	—	1	4	8	37	—	—	10	—	—	—	—	986.07
31	—	—	—	—	1	15	—	4	160	—	—	—	2	—	—	2	—	—	—	—	34.63
1547	1	30	5	210	4	266	506	69	2590	1	10	6	59	—	—	23	—	—	—	—	1022.14
372	—	—	1	10	13	514	524	14	570	—	3	6	7	—	—	3	—	—	—	—	264.48
199	—	—	—	—	1	12	12	6	200	1	5	2	8	—	—	1	—	—	—	—	126.00
31	—	—	—	—	1	25	—	5	268	—	—	—	4	—	—	2	—	—	—	—	—.20
11110	5	617	13	752	—	—	1369	171	6183	1	61	39	94	1	—	27	2	620	3	5897	21667.92
4034	2	241	7	545	12	1091	1877	104	5485	2	40	35	86	2	43	29	—	—	—	—	10149.14
1987	1	58	3	131	2	35	224	49	1445	1	13	19	64	—	—	9	—	—	—	—	4374.81
610	—	—	—	—	—	—	—	27	626	1	8	11	14	—	—	7	—	—	—	—	1040.86
263	1	84	1	37	—	—	37	10	383	1	3	2	5	—	—	3	—	—	—	—	713.42
507	1	65	2	126	5	89	280	42	1297	1	15	5	14	—	2	3	—	—	1	450	375.00
—	—	—	—	—	—	—	—	12	400	—	2	1	12	—	—	4	—	—	—	75	—
194	—	—	—	—	1	45	45	2	90	1	8	2	1	—	—	1	—	—	—	—	110.00
51	1	6	1	18	2	15	41	5	150	—	—	—	6	—	—	1	—	—	—	—	30.00
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	23	2	8	—	—	—	—	—	—	—	—
103	—	—	—	—	2	45	45	4	95	1	9	2	3	—	—	—	—	—	—	—	—
100	—	—	—	—	1	11	11	3	130	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	100.00
37398	20	1633	51	2661	73	4222	7393	730	26959	19	367	206	665	5	158	279	3	760	6	16687	62416.73
35534	18	1582	45	2553	63	2969	6893	607	22777	16	359	233	460	6	183	179	3	327	5	15039	63337.00
1864	2	51	6	108	10	1253	500	123	4282	3	6	—	205	—	—	102	—	433	1	1646	—

(russische) Mission.

21239	1	45	1	66	2	112	243	—	—	2	26	19	159	—	—	—	—	—	—	—	12364.67.

(d) Statistik bis zum 1. August 1893.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Paul Gloatz, Lic., Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

VIII.

Wie das Wort zu für Himmel in seinen dialektischen Variationen auch auf die Sonne und den (ersten) Menschen bezogen wurde, so finden wir umgekehrt ein eignes Wort für Mensch auch in seiner mannigfachen dialektischen Umformung zur Bezeichnung der Sonne verwendet. Die Urwurzel steckt in dem Pronomen der 3. Person Sing. mu-, um- oder mo- „er" (F. Müller S. 246), das als Präfix den Artikel ersetzt, aber ursprünglich identisch ist mit mo, verlängert mona „Mensch", wovon Adelung S. 223 die in Loango, Kongo, ja durch das ganze Bantugebiet vorkommenden Worte für „Sohn, Kind" ableitet: moane, moèna, moanna, muana, na-ana, bana, wane; vgl. setschuan. monúne Mann (Ad. S. 288) und das alte Reich Mono-motápa zwischen Limpopo und Zambesi[1]). Offenbar von demselben Stamm heißt die Sonne in Kongo moini, bei den Bakembe muinje, bei den Bawumbu muija, bei den Bayumbe munje (Bastian D. E. II. 318) und, wie auch bei den Mussorongho, muine, (was in Kongo „Tag" bedeudet, ebd. II. 315, 317), minyia im Ki-Rua (Cameron II. 300), muninya bei den West-Manyama (Stanley d. d. W. II. 537). Die Etymologie wird gesichert durch ein andres Wort, das zugleich Sohn und Sonne bedeutet. In Kongo heißt mtangua Sohn neben moana (Bast. II. 315); aber auch Sonne heißt in Kongo und Kabinda mtangua (ebd. 317), mtanga bei den Bassundi, intanga in Jangela (ebd. 318). Sohn kann die Sonne nur heißen, sofern sie den Himmelsgott zum Vater hat, kann dann aber sehr wohl in der Unterschiedenheit von ihm, zugleich den Urmenschen bezeichnet haben. Freilich hat sich aus der Urwurzel für Mensch, wie sie sich einerseits bis zum bloßen Präfix verflüchtigt, so andrerseits eine alte und noch jetzt weitverbreitete Benennung des Häuptlings herausgebildet. Mwène heißt der Dorfschulze in Ostafrika (Schneider S. 160); dasselbe Wort mit der Nebenform Moëna findet sich aber auch im Titel Kasongos (Cameron II. 309), und so konnte es auch auf den vergötterten Sonnengeist übertragen werden in der Bedeutung „Herr", „Herrscher", ganz ebenso wie das für diese Bedeutung ausgeprägte Zuluwort Inkosi auf den Himmelsgott. Wie konnten aber Worte von so allgemeiner Bedeutung wie Mensch und Menschenkind eine so prägnante, ausschließende Umdeutung zu „Herr" erfahren? Das erklärt sich nur so, daß damit das erbliche Stammeshaupt bezeichnet wird, und die Sonne konnte damit nur gemeint sein als das ursprüngliche Stammeshaupt, der Urahn und Stammvater[2]) des Volks. Wie aber der Urahn als abgeschiedner Geist alle Nachkommen sich nachzieht in das Totenreich, so entspricht dem Urahnen als Todesgott auch die Sonne in Afrika mit ihrer verzehrenden, tötenden Glut; wie bei den alten Ataranten der libyschen Wüste, von denen Herodot erzählt, wird sie z. B. auch im „Mondland" Unyamwezi

[1]) Vgl. die alten Monomoezi, Munhaes, Muviza = Muene Muzi, was Waitz S. 361 als Benennung von Stämmen nach dem Dorfhäuptling faßt, ich einfach als Dorfmenschen deute (muzi Dorf).

[2]) So heißt die Sonne auch bei den Babuma tete (Bastian II. 318) d. h. Vater wie tata im Kigogo, Kinyamwezi u. s. w., teita in Uganda (Stanley II. 537, 541).

gefürchtet als böse (Barmer Missionsbl. 1883 S. 15 f.), und wie man nicht gern von den Abgeschiedenen spricht, um sie nicht herbeizurufen, so ist die in der Sonnenglut hervortretende lebensfeindliche Seite des Urahnen allmählich im religiösen Bewußtsein der Bantu zurückgetreten gegen die lebenspendende und erhaltende, die sich bei ihnen naturgemäß an den Mond knüpfte[1]).

Auch die Bantuworte für Mond enthalten jene Urwurzel für Himmel und (Ur-)Mensch. Heißt doch bei den Bawumbu der Mond geradezu ntschu (Bastian II. 318)! Er gilt als weiblich, wo er mit der Sonne zusammengestellt wird, aber, wie das Wort für sich gemäß dem Charakter der Bantusprache neutral ist, so wird auf das Geschlecht des Mondes kaum reflektiert, wo dieser für sich, nicht im Gegensatz zur Sonne in Betracht kommt; er kann daher auch die lebensfreundliche Seite des Urahnen überhaupt darstellen, die freilich auch dem mütterlichen Sinn noch näher liegt, ohne daß man den Mondkult mit ursprünglichem Matriarchat bei den Bantu verbinden müßte. Ist doch das Wort kentu, welches in Kongo und Loango „Weib" bedeutet (Adelung S. 223) identisch mit Kintu, dem Urmenschen in Uganda, welcher als erster König und Jäger männlich gedacht ist[2]). Auch für die Häuptlingswürde ist es bei vielen Bantustämmen neutral, ob ihr Inhaber Mann oder Frau ist. So kann auch das von dem geschlechtlich indifferenten Pronomen mu-, um- oder mo gebildete Wort für das Stammeshaupt, das noch im Kiswahili (mvana-mke) und im Seengebiet (mvana-kazi) mit determinierendem Zusatz auch die Frau im allgemeinen bedeutet (Stanley S. 536, 538), auf den Mond als Urahnen übertragen werden[3]).

Der Maaon der Bube (s. S. 24 Anm. 4), mit dem der Oberpriester in der Grube durch Vermittlung der in Schlangen inkarnierten Ahnen bei der Königskrönung verkehrt, wird von Hutchison „der Teufel" genannt (Bastian, S. Salvador S. 318) und bezeichnet den Urahnen als Todesgott, könnte mithin auch auf die Sonne bezogen werden. Aber auch die kleinen Götzen, denen in jeder Hütte geopfert wird, heißen Moh oder Maaon (Bast. S. 317), so daß das durch die kürzere Wortform auf jenen Pronominalstamm zurückweisende Maaon auch die zuletzt verstorbenen Familien- und Stammhäupter bezeichnet. Ob der Urahn wirklich eine Beziehung zu Sonne oder Mond hat, oder von diesen schon ganz abgelöst ist? Für eine jener Beziehungen könnte

---

[1]) Die Sonne verschwimmt auch henotheistisch mit dem Himmel entsprechend der sprachlichen Identifikation, wie sie nach dem Augenschein auch zeitweise in den Wolkenhimmel zurücktritt. Sie wird auch als Gesicht des Himmels aufgefaßt. Darauf führt, daß mtu in Kabinda und Kongo, tschuki bei den Bassandi „Kopf" bedeutet (Bastian II. 317). An die letztgenannte Wortform kann etwa mittels der Suffixform des Pronomens der 3. Person bo (F. Müller S. 246) der Gottesname Tschikob in Bamba geknüpft werden (ob. S. 28), sowie derjenige der Wanyamwési likóbe für den großen Geist, der nach Stuhlmann (Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika 1894 S. 93 f.) die Naturkraft versinnlicht, gute Ernte gewährt, für Regen, Blitz und Donner sorgt, aber auch die Heuschreckenplage (nsige) ins Land bringt, an Scheidewegen, großen Bäumen u. a. O. Gaben von Perlen, Stoffen u. a., am Erntedankfest vor dem Genuß ein Trankopfer (auf die Erde gegossen oder in eine Zauberhütte gestellt) erhält. (Stuhlmann schreibt nach der amtlichen Orthographie für Deutsch-Ostafrika y für j, j für das weiche sch, dj für dsch. Für Citate aus den Quellenschriften empfiehlt sich aber deren Orthographie beizubehalten.)

[2]) Kaffr. um-fazi Weib (F. Müller S. 254) von um-ko Mann (Döhne, Kafferland S. 55), einer Nebenform von um-tu (F. Müller S. 247, setschuan. nu-ntu, Adelung S. 288), welche Zöllers Erklärung des Stammnamens Fan = Menschen (ob. S. 27) bestätigt.

[3]) Vgl. an der Lagoa-bai monhee Mensch, moomo Mond, diambo Sonne (White bei Adelung S. 288).

das Geschlecht noch nicht entscheiden; denn es schwankt in einem ganz analogen Fall, bei dem von Bastian (D. E. I. 85 ff.) besuchten und beschriebenen Erdorakel des oder der Bunsi (auch Mama Mokissie, Mutter der Fetische genannt) im Dorf Tschimsinda bei Moanda, welches dem König von Angoy bei der Krönung seine Pflichten mitteilt[1]). Vorher besuchte Bastian (I. 38 f.) die zu neutralem Grenzgebiet zwischen Loango und Kongo geheiligte Insel des, an dem aus Tierschädeln aufgebauten Ilombo, für Regen und Fruchtbarkeit sorgenden, daher die Erstlinge des Feldes empfangenden Ganga Ilombo, den er Priester der Mutter Erde nennt. Sie ist vielmehr die aus der Erde wirkende Stammmutter, die in ihrem Namen zugleich Beziehung zu Sonne und Mond zu haben scheint. Denn lumbo heißt Tag (Bastian II. 272). Als Ilogo aber wird nach du Chaillu der Geist der im Monde wohnt, am Rembo angerufen (ebd. II. 228). Nach Hübbe-Schleiden (Ethiopien S. 131) wirkt bei den Mpongwe Ologho (Plur. Inlogho) durch den Tornado und den in den Tropen häufigen Mondstich, der Plural erklärt sich durch Differenzierung nach diesen beiden Funktionen. Der Mondstich aber zeigt, daß auch dem in den Mond versetzten Ahnengeist die lebensfeindliche Potenz keineswegs ganz fehlt. Das sprachliche Mittelglied zu Ilombo giebt der Gott Elung in Kamerun. Wir lesen von ihm in Baumgartens Deutsch-Afrika S. 336 (nach Reichenow; vgl. Schneider S. 4): „Unter den wenigen Gottheiten, über welche sie (die Dualla) auch nur ganz unklare Begriffe haben, ist der höchste der Elung. Ihm zu Ehren werden in mondhellen Nächten Feste gefeiert, um durch Sang und Klang den Herrn bei guter Laune zu erhalten, der mit Geheul durch die Wälder und um die Ortschaften ziehen soll. Auch Umzüge werden des Nachts unter großem Lärmen und Schießen veranstaltet, wobei

---

[1]) Bastian D. E. I. 41 erwähnt einen Ganga-inste, Priester des Erdbodens und sagt S. 224: „Als Umkissie-insi oder Herr der Erde ließ Bunsi eine Frau viele Kinder gebären, die als Prinzen in die verschiedenen Länder ausgesandt wurden, um über Kongo, Angoy, Kakonyo und Loango zu herrschen unter Verbot vom Schwein zu essen; in schwierigen Fragen wenden sich die Fürsten nur durch Botschafter an Bunsi, bei persönlichem Kommen müßten sie sterben". (So wurde auch Bastian wenigstens zum Ilombo nicht zugelassen.) Hier ist also Bunsi nicht unmittelbar Ahnfrau des Fürstengeschlechts und Zambi-ampungo, der Donner und Blitz in seiner Hand führt, als dem Vater der Fetische näher gerückt. Ja in Chi-Niambi bei Loangele wird von dem daselbst unter einer Palme durch eine Holzfigur repräsentierten Niambi gesagt, daß, wenn dem Lande etwas mangele, er nach Moanda zu seinem Bruder Bunsi gehe (Bast. S. 225). Dem Schwanken in Bezug auf das Geschlecht scheint ein Schwanken zu entsprechen, ob Bunsi nur eine abgezweigte Form des Himmelsgottes (auf Verbreitung eines Lokalkults könnte die Herleitung aus Kongo weisen) oder Stammesahn bezw. Urmensch sei. Das Schilfrohr, welches nicht an der Wohnung Bunsis verwendet werden darf (Bastian S. 85), spielt übrigens doch auch eine Rolle in der Kaffernsage von ihrem Urahnen Unkulunkulu. Was die auf Holztafeln an den Wandpfeilern des Heiligtums zu Tschinsinda ausgeschnitzten Bilder betrifft (Bast. S. 86), so erinnert der eidechsenartig auslaufende Leopard, der eine Antilope frißt, an das Chamäleon, das in der von Emin Pascha mitgeteilten Wanyoro-Sage den Mond bekämpft, der als gehörnt unter dem Bilde der Antilope dargestellt sein kann. (Bei den Bakairi in Brasilien fand v. d. Steinen [Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens 1894 S. 358] die Mondphasen so erklärt, daß zuerst eine Eidechse an den Rand des Mondes komme, um ihn mitzunehmen, dann Gürteltiere. Auch dieser treffliche Forscher will bei den Bakairi nicht eine Personifikation von Sonne und Mond anerkennen, sondern den Stammvater als Besitzer der Sonne bezw. des Mondes, weil die ältesten Leute zu den ältesten Dingen gehören S. 366.) Die andern Figuren setzt die Deutung bei Bastian wohl mit Recht auf die Abwendung der Todesgefahr in Beziehung, nur möchte ich hinzufügen, nicht bloß von Menschen, sondern auch vom Monde. Die auf der obersten Tafel von einem Weib (doch wohl Bunsi) aus einem Gefäß gesprengte Wasserspende (Tau) verknüpfen auch die Inder mit dem Mond.

die Gottheit in Gestalt eines Götzen herumgetragen wird. Nur Freie nehmen an diesen Zügen teil, den Weibern, Kindern und Sklaven ist es bei Todesstrafe verboten, denselben zuzuschauen und den Götzen zu sehen. Sie werden während der Zeit in die Häuser eingesperrt. Auch dem Europäer verheimlicht man diese Umzüge". Das Umgehen des Elung durch Wälder und Dörfer, das kultisch mysteriös nachgeahmt wird durch den Umzug seines Bildes mit Ausschluß der Weiber und Kinder als des schwächeren Teils, der am leichtesten dem gefährlichen Geist zum Opfer fallen könnte und deshalb aus Vorsicht ferngehalten wird[1]), kennzeichnet nach zahlreichen Analogien bei den verschiedensten Naturvölkern den Urahnen als Todesgott, die mondhellen Nächte aber, in denen ihm Feste gefeiert werden, sowie die Namensverwandtschaft mit dem Ilogo und den Varianten dieses Namens in den benachbarten Ländern als Geist, der im Monde seinen Sitz hat oder ihn besitzt, ohne daß er darum auf ihn beschränkt wäre, wie ja auch der Mond sein Licht auf die Erde ergießt und teils nützliche, teils schädliche Einflüsse auf sie und die Menschen auszuüben scheint. Immerhin mögen die ursprünglichen Vorstellungen, die sich an Elung knüpften, längst den Dualla selbst unverständlich geworden sein, ebenso wie ihr ursprünglicher Himmelsgott unter dem Namen Mungi zu einem bösen Gott, der durch Seuchen sich Mahlzeiten verschafft (Baumgarten S. 337), geworden ist und aus dem Namen Njambe sich in einen Wald- und einen Wassergott vervielfacht und abgeschwächt hat (vgl. oben S. 26 f. VIII. S. 230). (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus **Schillbach** in Buttstädt.

Bevölkerung.

Indien hat nach der letzten von der Regierung veranstalteten Volkszählung vom 5. April 1891, einschließlich Ober-Birma und Kaschmir, sowie der Feudalstaaten auf einem Flächenraum von 1 557 380 englischen Quadratmeilen (der also seiner Ausdehnung nach etwa dem Erdteil Europa mit Ausschluß Rußlands entspricht), eine Gesamtbevölkerung von 288 159 672 Seelen. Das bedeutet einen Zuwachs von ungefähr 33½ Millionen während des letzten Jahrzehnts, wobei man allerdings in Betracht ziehen muß, daß seitdem bedeutende Gebiete Birmas von England annektiert worden sind, welche damals noch nicht, jetzt aber mitzählen, und daß man diesmal besser gezählt hat als 1881, bezw. daß die uncivilisierten Stämme der Ureinwohner, der Bergvölker, sich besser haben zählen lassen. Am dichtesten bevölkert ist das Gebiet von Audt, Bengalen und die Nord-West-Provinzen, während Ober-Birma und Kaschmir die dünnste Bevölkerung aufweisen. Auch in Indien macht sich das Streben nach Centralisation in den großen Städten geltend, deren es schon eine ganz stattliche Anzahl giebt: 76 Städte Indiens haben über 50 000 Einwohner, darunter 4 über 200 000, Bombay und Kalkutta aber werden in nicht allzulanger Ferne die erste Million überschritten haben, wenn sie so

[1]) Vgl. v. d. Steinen S. 498 f.

weiter wachsen. Auf diesem ungeheuren Gebiet, das außer den eigentlichen britischen Besitzungen noch 117 unabhängige Staaten unter britischer Oberhoheit umfaßt, wohnt eine Unmenge von den verschiedensten Völkerschaften mit der verschiedensten Bildung und den verschiedensten Sitten von dem uncivilisierten Bewohner der Bergländer bis zu dem hochgebildeten, ein feines Englisch sprechenden Hindu, von dem rohen Dämonendiener bis zum glaubensfreudigen Christen, von dem anspruchslosen Chinesen bis zum stolzen Jünger Muhammeds, von den fast ganz nackten, wüsten Gestalten aus den niederen Bevölkerungsschichten mit ihrem unordentlich um den Kopf hängenden Haar und dem stumpfen, rohen Gesichtsausdruck bis zum europäisch, vielleicht gigerlhaft gekleideten vornehmen Beamten, vom hellen Lichtbraun des Brahmanen mit seinem malerischen Gewand, seiner heiligen Schnur, seinen grellen Kastenzeichen, seinen blitzenden Diamanten bis zum dunklen Kaffeebraun der drawidischen Völker des Südens, vom Besitzer der erbärmlichsten Hütte, die kaum den Namen einer menschlichen Wohnung verdient, bis zum Inhaber des stattlichsten Palastes von Kalkutta, der mit den schönsten Häusern Europas wetteifert. Der Religion nach verteilen sich diese indischen Völkerschaften folgendermaßen:

	1891:	1881:
Hindus	207 654 407	187 937 450
Muhammedaner	57 365 204	50 121 585
Tieranbeter	9 302 583	6 426 511
Buddhisten	7 101 057	3 418 884
Christen	2 284 191	1 862 634
Sikhs	1 907 836	1 853 426
Dschains	1 416 109	1 221 896
Parsis	89 887	85 397
Juden	17 180	12 009
Atheisten	289	—

Aus dieser Tabelle ergiebt sich, daß die Hindus noch immer fast drei Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen, die Muhammedaner fast ein Fünftel, die Buddhisten über ein Fünfzigstel, die Christen dagegen — und dabei sind evangelische und katholische zusammengerechnet — nur den verschwindenden Prozentsatz von 0,80. Die Hindus haben sich der Bevölkerungszunahme entsprechend um 10.74 %, vermehrt, die Muhammedaner um 10,70 %, die Buddhisten scheinbar um fast 100 %, doch ist dabei die bedeutende Zunahme der Buddhisten durch das Hinzukommen von Birma in Anrechnung zu setzen, woraus sich dann eine ähnliche Zunahme der Christen (um 22 %) ergeben dürfte (vgl. Allg. M.-Ztschr. 1891, 344; 1892, 246 ff.; 1893, 340. Ev. Miss.-Mag. 1887, 507; 1890, 173 ff.; 1892, 223; 1893, 216 ff.).

Klima.

Auch in Bezug auf das Klima und die Bodenbeschaffenheit ist Indien das Land der Gegensätze. Da giebt es die höchsten Berge der Welt, reichbewässerte fruchtbare Ebenen, „zum Himmel schauendes Land", dessen Fruchtbarkeit vom Regen abhängt, daneben aber auch weite, sonnenverbrannte, mit Dornen und Kaktushecken bewachsene Wüsten, durch die man stundenlang fahren kann, so daß das Auge des Reisenden vergebens nach der gerühmten Schönheit Indiens ausschaut (Grundemann, Miss.-Studien und Kritiken, Gütersloh, Bertelsmann 1894, S. 28 ff.). Wo aber genügend Wasser vorhanden ist, und dieses von fleißiger Menschenhand gehörig ausgenutzt wird, da lockt die tropische Sonne die üppigste Vegetation aus der Erde hervor (Ev. luth. Miss.-Bl. 1890, 318). Das Klima aller Zonen ist in Indien vertreten. Besonders die heiße Jahreszeit (unser Frühjahr und Sommer)

bringt namentlich in den tiefer liegenden Gegenden eine für Europäer unerträgliche Hitze, die bisweilen wochenlang auf höchstens 26° heruntergeht; „die entsetzlichen Glutwinde, die die ganze Luft mit feinem Staub erfüllen, seien nur im Vorübergehen erwähnt. Nach übereinstimmenden Zeugnissen verlieren auch gesunde Naturen in dieser Zeit ihre physische und psychische Energie. Der Organismus funktioniert nicht mehr wie sonst, man kann nichts essen ohne besondere Reizmittel, und oft kommen die Speisen unberührt vom Tisch. Des Nachts liegt man größtenteils schlaflos auf dem Lager, auch wenn der große über demselben angebrachte Fächer beständig in Bewegung erhalten wird. Man kommt herunter, magert ab und ist deprimiert, wenn man die Seinigen leiden sieht, ohne ihnen helfen zu können. Kommt noch das Fieber dazu, so wird das Maß des Elends voll. Viele erliegen dem Klima oder werden wenigstens in ihrer Lebenskraft geknickt. Ich habe alle Achtung vor einem jeden, der auch nur eine heiße Zeit in Indien um des Herrn willen zubringt" (Grundemann, Miss.-Stud. u. Krit., S. 68 f.). Ein Beispiel von tropischer Hitze bringt das Ev.-luth. Miss.-Bl. 1889 (S. 254). Danach mußte im Norden Indiens in der vorletzten Maiwoche 1889 der Bau einer eisernen Eisenbahnbrücke über den Chenab-Fluß eingestellt werden, weil die Arbeiter das von der Sonne erhitzte Eisen nicht anfassen konnten, ohne an ihren Händen Blasen zu bekommen.

Trotzdem bleibt Indien das wunderbar-schöne Land, von dem wir so gerne träumen. Es möge hier ein ebenda (1890, 318 f.) wiedergegebener Bericht über die Einsetzung eines indischen Radscha (Parla Kimedi in Gandscham, der nördlichsten Provinz der Madras-Präsidentschaft) eine Stätte haben. „Niemand", so heißt es da, „der nicht das Land dieses Radschas gesehen hat, kann sich eine Vorstellung von der Schönheit desselben machen. Die Straßen, welche in dasselbe führen, sind Engpässe, die durch die das Land umschließenden Hügel gehauen sind. Betritt ein Reisender die Grenzen dieses Landes in der heißen Jahreszeit, so läßt er den Staub und die Hitze der Ebene hinter sich und erblickt überall grüne Felder, belaubte Bäume und bebaute Hügel, bis er, auf einem Aussichtspunkt angelangt, sich unwillkürlich in „Raßlas' glückliches Thal" versetzt fühlt und gleich Raßlas alle Lust verliert, in die öde Außenwelt zurückzukehren. Bleibt er aber, bis die Regenzeit das Land befruchtet hat, so wird das Bild seine vollkommene Schönheit erlangen. Alle Hügel ringsum kleiden sich in Grün, hier und da erheben sie sich bis zu hohen, in die Wolken ragenden Gipfeln, Bäche und Flüsse durchströmen das „glückliche Thal". Künstliche Bewässerung macht das Wasser derselben noch nutzbringender für weite Strecken. Hier bedarf es nicht des sonst überall gepflegten Crotons, um den Garten zu schmücken, sondern man muß eher darauf seine Mühe verwenden, daß man die Vegetation beschneide und zurückhalte, als daß man sie befördere. Die Bäume stehen immer da im Blüten- und Blätterschmuck, und an Blumen ist niemals Mangel. Sorgfältige Pflege hat dieses Land noch so verschönert, daß es wohl an Fruchtbarkeit und Reichtum hinter keinem anderen Lande Indiens zurücksteht".

Wilde Tiere.

Freilich noch giebt's zahlreiche wilde Tiere in jenen von Gott so reich gesegneten Ländern, die alljährlich ihre nicht unbedeutenden Opfer fordern. So wurden 1886 in ganz Indien 24 841 (1888 22 970, 1891 24 841) Personen durch Schlangen, Tiger, Wölfe, Leoparden, Bären, Hyänen und Elephanten getötet, 1893 21 389 allein durch Schlangenbisse (Ev. luth. Miss. Bl. 1888, 78; 1890, 239; 1892, 358). Man darf allerdings nicht vergessen, daß ein vielleicht nicht unbeträchtlicher Teil dieser Todesfälle in Wirklichkeit nicht den Schlangenzähnen, sondern der Menschenhand zuzuschreiben sein mag, wie ja

nicht selten organisierte Räuber- und Mörderbanden ganze Distrikte Indiens unsicher machen. Die Zahl der Opfer bleibt Jahr für Jahr auf derselben Höhe trotz der vielen sanitären Fortschritte Indiens. Vor allem scheint das System der Belohnungen nicht den rechten Erfolg zu haben. Die professionellen Schlangentöter werden sogar beschuldigt, nach Kräften die Vermehrung der Tiere zu begünstigen, indem sie vor und während der Brutzeit von jeder Verfolgung absehen, um später die verhältnismäßig ungefährlichen Jungen in Massen fangen zu können. Die Behörden haben diesem System ein Ende zu machen versucht, indem sie die Zeit für das subsidierte Schlangenfangen auf die beiden Monate vor der Brutzeit beschränkten. Die Zahlen der eingelieferten Tiere scheinen thatsächlich den Verdacht der Behörde zu bestätigen. Denn während 1891 in der Präsidentschaft Bombay allein 406 000 und in ganz Indien 511 000 Schlangen eingeliefert wurden, fielen die Zahlen 1892 auf 28 000 und 85 000 Stück (Weimarische Zeitung Nr. 99 vom Jahre 1894, 2. Blatt nach dem letzten englischen Blaubuch, Ev. luth. Miss. Bl. 1888, 78). Die orthodoxen Hindus aber wollen deshalb keine Schlangen töten, weil sie sie teils als göttlich verehren, teils den „Schlangenfluch" fürchten, welcher Kinderlosigkeit nach sich ziehen soll (ib.). Die Regierung hat sich auch schon viel bemüht, ein Mittel gegen Schlangenbiß zu erlangen; aber bis jetzt waren alle Versuche vergeblich, obwohl der ausgesetzte Preis von mehreren 1000 Mk. schon manchen, darunter natürlich auch Betrüger, angelockt hat (ib. 1890, 239). Wenn man bedenkt, daß die meisten Eingeborenen des Nachts teils im Freien, teils in schlechtverschlossenen Kammern und offenen Hallen schlafen, so muß man sich nicht darüber wundern, daß so viele, sondern daß verhältnismäßig so wenig Leute am Schlangenbiß sterben. Ich habe aber noch nichts davon gelesen, daß ein indischer Missionar das Opfer eines wilden Tieres oder einer Schlange geworden wäre.

Cholera.

Eine weitere Landplage ist die fast alljährlich mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrende Cholera, die wohl in dem ungesunden, sumpfigen Gangesdelta ihren Hauptherd hat, um von da von Zeit zu Zeit ihren Siegeszug durch die Länder der Welt anzutreten. Die großen Ansammlungen der Menschenmassen bei Götzenfesten sind die Hauptbrutstätten jener entsetzlichen Seuche, von denen sie dann durch die Festpilger weiter verbreitet wird. So wird alljährlich in Periapáleiam unweit Madrás im August ein Götzenfest gefeiert zu Ehren der Bhawani-Ammen, einer Dorfgöttin, die wohl ursprünglich von der Urbevölkerung Südindiens angebetet und später als eine besondere Erscheinungsform der Kali, der Gattin Schiwas, in die brahmanische Götterwelt aufgenommen wurde. Tausende von Ziegen und Schafen werden geopfert; das Fleisch des Opfertieres wird der opfernden Familie zurückgegeben, und diese pflegt nun in den nächsten Tagen dasselbe aufzuessen. Der Genuß dieses bald in Fäulnis übergehenden Fleisches, sowie des in schmutzigem Wasser oft nur halbgekochten Reises, das unordentliche Leben und die Anstrengungen der Reise, wobei man oft im Freien übernachten muß, bereiten den Boden für die Cholera. Diese bricht oft schon während des Festes, meist aber unmittelbar nach demselben aus. Viele sterben unterwegs, oft im Stiche gelassen von ihren Verwandten und am Wege hilflos wie Hunde verendend. Andere verschleppen die Krankheit in ihre Heimat und bringen so oft vielen den Tod als Festgeschenk. Man zählte 1885 auf 50 Götzenfesten 1 094 676 Festbesucher. Zwar hat die bei den Götzenfesten angewendete polizeiliche Aufsicht die Ansteckung sehr vermindert, aber es ist keine Frage, daß erst die Christianisierung Indiens den Herd dieser verheerenden Flamme auslöschen wird. Kürzlich in Bombay angestellte Nachforschungen haben er-

geben, daß auch von den zahlreichen Muhammedanern, die sich in Bombay nach Mekka einschiffen, nur etwa zwei Drittel zurückkehren, während ein Drittel verschwindet, wohl zum großen Teil infolge jener Epidemie. Von den 1880—1890 eingeschifften 64 638 Mekkapilgern sind 22 449 nicht zurückgekehrt (ib. 1891, 347 f.).

Aber auch sonst findet die Cholera in Indien guten Nährboden. Unreines Trinkwasser, Schmutz, unaussprechliche Verunreinigungen, giftige Gerüche, die in engen krummen Gassen der Städte oft bis zum obersten Stockwerk der gedrängten Häuser aufsteigen, der schwarze Schlamm in den Straßen, das stagnierende Wasser der Kanäle, mangelhafte Vorsichtsmaßregeln sind Hauptförderer der Seuche. Ein englischer Arzt schreibt, er verzweifle, ob man je die indischen Dorfbewohner dazu bringen könne, die nötigen Vorsichtsmaßregeln gegen die Cholera anzuwenden. In den zu den großen Centren Kalkutta und Bombay gehörigen Dörfern soll die Lage folgende sein: In der Mitte des Dorfes ist ein Teich, angefüllt mit Regenwasser, das Wasser spült allen Schmutz des Dorfes hinein, die Anwohner waschen darin ihre Füße und andres und trinken und kochen daraus. Im Jahre 1885 starben allein unter den 32 Millionen Einwohnern der Madrás-Präsidentschaft 58 109 Leute an der Cholera (ib. 1888, 222).

Als Grund der Pest wird von den zu Hilfe gerufenen Beschwörern oft die Gegenwart der Christen und des christlichen Lehrers im Orte angegeben. Und, wie man einst in den Zeiten der ersten christlichen Kirche bei allgemeinen Heimsuchungen die Schuld gern auf die Christen schob und „die Christen zu den Löwen“ rief, so würde man noch heute in Indien gern die Christen wenigstens vertreiben, wenn nicht die Furcht vor der englischen Regierung hindernd dazwischen träte (ib. 1891, 235). Ein andermal heißt es: Das ist Kalis oder Maris (einer andern Göttin) Hand, und ihren Zorn zu sühnen, stellen sie Speisen auf verschiedenen Straßen für sie hin, schlagen die Trommel, veranstalten Prozessionen und Tänze, singen Lieder und verbrennen Lichter (ganz wie im katholischen Europa) und rufen wenn's nichts hilft noch andere Götter an (Ev. Miss.-Mag. 1888, 170). Als 1889 die Cholera in Indien wütete, betete man in Kotapad, wo sie auch ausgebrochen war, in einem sonst nie besuchten Tempel des Schiwa, daß er der bösen Göttin wehren möchte. Neben dem Tempel der Konkani, der Frau Schiwas, baute man Hütten, in die man die Kranken brachte, Prozessionen wurden gehalten, Opfer außerhalb der Stadt dargebracht und Töpfe mit Zuckerwasser aufgesteckt, um die Choleragöttin aus Kotapad herauszulocken (Miss.-Freund 1893, 65 ff.). Ein interessantes Beispiel wird im Leipziger Miss.-Bl. (1890, 327 f.) erzählt, eine lebendige Beschreibung der Cholera-Epidemie von Kaschmir im Jahre 1888, die zugleich den Segen der östlichen Mission zeigt, findet sich im Beiblatt zur Allg. Miss.-Zeitschr. (1890, 17 ff. nach Ch. M. Int. 1889, 555 ff.).

(Fortsetzung folgt).

Aus der Mission der Gegenwart.

Records of the Triennial Meeting of the Educational Association of China held at Shanghai, May 2.—4. 1893.

Shanghai: printed at the American Presbyterian Mission Press. 1893.

„Protokolle der ersten dreijährlichen Versammlung des Erziehungsvereins für (und in) China, zu Shanghai vom 2.—4. Mai 1893“, betitelt sich ein

hübsch ausgestatteter und mit gediegenen Abhandlungen von bleibendem Wert versehener, durch den Sekretär dieses Vereins erstatteter und veröffentlichter Bericht über jene Versammlung. Der Verein hat sich die Beförderung der erziehlichen Interessen Chinas durch gemeinsame Arbeit aller Interessenten, in erster Linie der dortigen christlichen Missionare zur Aufgabe gemacht. Es handelt sich also um die christliche Erziehung Chinas. Die Hindernisse und Schwierigkeiten scheinen unüberwindlich. Sie lassen sich zusammenfassen in die zwei Worte: Hochmut und Trägheit.

Eine besondere Schwierigkeit bietet die chinesische Sprache, Litteratur und Schrift. Die chinesischen Klassiker müssen gelehrt werden; aber auch schon in den Elementarschulen? und ohne Reinigung? Welche Sprache soll Schulsprache werden? Das weitest verbreitete und gebrauchte Wen-li? oder die Mandarinen-Sprache? Und die Schrift? alphabetisch? oder in chinesischen Charakteren? Ist überhaupt das Chinesische schon jetzt geeignet zur Behandlung wissenschaftlicher Probleme in unserem Sinn? oder bedarf es dazu erst noch einer jahrhundertjährigen Entwicklung, und also vorläufig noch des Gebrauchs des Englischen, welches heute dieselbe Bedeutung hat, wie einst das Griechische und Lateinische? Zur Diskussion dieser Fragen hat besonders der eine Vizepräsident des Vereins und Vorsitzende dieser Versammlung, unser Dr. Faber, interessante Anregungen gegeben.

Über die Herstellung von Schulbüchern nach Form und Inhalt verbreitete sich der Sekretär des Vereins, Rev. Fergussan, in instruktiver Weise, besonders auch auf die Vorarbeit der Jesuiten und die Mithilfe der Japaner hinweisend.

Auch von Schulen für das weibliche Geschlecht, von Industrieschulen u. dgl. wurde manches Bemerkenswerte vorgebracht. Dabei mag als Kuriosität mitgeteilt werden, daß Rev. S. K. Yen meinte, die Christen könnten in der Industrie mit den Chinesen nicht konkurrieren, weil sie durch die Sonntagsfeier ein Siebentel der wöchentlichen Arbeitszeit verlören.

Die bedeutendste und ganz auf der Höhe der großen Aufgabe einer christlichen Erziehung Chinas stehende Abhandlung lieferte Bischof F. R. Graves. Sie wurde in seiner Abwesenheit durch Dr. John Fryer verlesen. Darin sind goldene Worte gesagt über die Entwicklung der physischen, intellektuellen und moralischen Anlagen der Chinesen durch die Macht Christi, der nicht nur Erlöser von der Sünde und Heiland der Welt ist, sondern dem jede Kraft und Fähigkeit des Menschen gehört, und nach seinem, des Meisters Bild, gestaltet werden muß. Junge Chinesen zu sehen, stark in ihrem physischen Leben, klar und wahr in ihrem intellektuellen, aufrichtig und rein in ihrem moralischen Leben, das ist der allgemeine Wunsch, welcher in Individuen erreichbar, China eine „neue Rasse christlicher Gentlemen" geben will.

Möchte diese inhaltsschwere Schrift doch recht viel gekauft und gelesen werden.

Julius Happel.

D. Wangemann †.

Am Donnerstag, den 21. Juni, verschied in Berlin Direktor D. Wangemann im Alter von 76 Jahren. Der Entschlafene war seit dem Jahre 1865 Leiter der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden.

Litteratur.

Dr. Rudolf Seydel, Religionsphilosophie im Umriß. Mit historisch-kritischer Einleitung über die Religionsphilosophie seit Kant. Nach des Verfassers Tod herausgegeben von Dr. P. W. Schmiedel. Freiburg und Leipzig 1893. Preis: 11 M.

Wir begrüßen in diesem Buche einen sehr wertvollen Beitrag zur Klärung der religionswissenschaftlichen Fragen, wertvoll sowohl durch die scharfsinnige Beurteilung fremder, als auch durch die klare Darstellung der eigenen Ansichten des Verfassers. Der erste historisch-kritische Teil bespricht die Entwicklung des Religionsbegriffs von Kant bis zur Gegenwart. Der Leser, wofern er mit dem Stoff schon bekannt ist, findet hier überall eine Fülle anregender und lehrreicher Bemerkungen; besonders mag auf den Abschnitt hingewiesen werden, der unter dem Titel: „Die erkenntnistheoretische Skepsis im Bunde mit der praktischen und utilitaristischen Zeitrichtung" die Religionstheorien Ritschls und seiner Schüler behandelt; nach eingehender Besprechung ihrer Eigentümlichkeiten faßt Seydel sein Urteil über die Ritschlsche Schule dahin zusammen: „Wir sehen in dieser Schule die Theologie durch Hinneigungen zum empiristischen Positivismus, Skeptizismus und mechanistischem Materialismus, soweit es die außerreligiöse, rein wissenschaftliche Erkenntnis galt, an dem philosophischen Verfall teilnehmen, der für die jüngsten Jahrzehnte charakteristisch ist". Auch über die pessimistische Religionsphilosophie E. v. Hartmanns und über die moralistische Rauwenhoffs, über Lipsius' Erkenntnistheorie, Biedermanns Spekulation, Teichmüllers Psychologie und a. finden sich in Seydels Buch treffliche, von gesundem Urteil zeugende Ausführungen, die jeder studieren sollte, der über den heutigen Stand der Religionsphilosophie sich unterrichten will. Hier können wir aber bei diesem einleitenden Teil des Buches uns nicht länger aufhalten, da wir dem Leser ein kurzes Bild von der eigenen Religionsphilosophie des leider zu früh vollendeten trefflichen Philosophen und Theologen Seydel geben möchten.

Der zweite, systematische Teil trägt den Titel: „Die Religion der freien Gotteskindschaft, als Ergebnis philosophischer Untersuchung der religiösen Aufgaben und Endziele". Schon dieser Titel läßt erkennen und die Einleitung bestätigt es, daß Seydel die Religionsphilosophie als „Wissenschaft vom Religionsideal als solchem" auffaßt, was natürlich nicht ausschließt, daß sie auch der Erfahrung auf jedem Schritt bedarf, weil ja nur aus ihr der am Idealbegriff zu messende Inhalt kommen kann; aber der Idealbegriff selbst, die Norm, an der die Erfahrung gemessen werden soll, läßt sich nicht aus der Erfahrung entnehmen, sondern nur durch Philosophie, durch logische Ableitung aus der Natur der Sache gewinnen. Auch der Glaubensweg führt zwar zu theoretischen Postulaten auf Grund von praktischen Wertgefühlen und diese Postulate lassen sich weiter methodisch verknüpfen und verteidigen, was die besondere Art der theologischen Methode ausmacht; aber zu eigentlichem Wissen führt dieser Weg nicht. Ebensowenig der eines vorgeblichen Offenbarungsbeweises; denn die Deutung und Anerkennung einer Offenbarung ist doch immer Sache unserer Vernunft, die also einen Maßstab zur Beurteilung von wahrhaft göttlichem Inhalt schon in sich besitzt; dann aber ist die religiöse Erkenntnisquelle in uns selbst zu suchen und nicht in einer äußeren Offenbarung, am wenigsten in Naturwundern, die gerade am weitesten entfernt sind von dem die praktische Glaubensgewißheit erzeugenden inneren Erlebnis der ergreifenden Macht des Ideals kraft seines inhaltlichen

Wertes. Die Wundergeschichten bezeichnen nach Seydels treffendem Urteil „eine Abweichung vom wahrhaft religiösen Interesse, sie werden in dem Maße reichlicher, übernatürlicher, gesuchter, materieller in Form und Wert, als die Religion nach rückwärts abliegt von den Religionen, die in der Geschichte als die geistigeren, sittlicheren, wahreren siegreich werden, und dasselbe zeigt sich in dem Maße nach vorwärts in der Zeit, je weiter die Entwicklung der Religionen sich entfernt von ihrer Gründung durch die Stifter, die dem Wunder so energisch abgeneigt waren. Kurz: die Wundergeschichten sind proportional religiöser Niedrigkeit und religiösem Verfall“ (S. 201). Im Gegensatz zu diesen vorgeblichen äußeren Glaubensstützen bildet den innerlichen Glaubensgrund „das Zeugnis des heiligen Geistes“, d. h. die mächtige, unsere Persönlichkeit in ihrer einheitlichen Totalität erfüllende Schätzung eines Inhalts als eines „heiligen“, d. h. Gottes so einzig würdigen, daß wir nur Gott selbst für den Offenbarer halten können. Aber derselbe heilige Geist treibt auch dazu, soweit Menschenkraft reichen kann, den Übergang vom Glauben zum Wissen zu suchen, von den subjektiven Wertgefühlen zur theoretischen Wahrheitsgewißheit. Das ist die Aufgabe der philosophischen Religionswissenschaft, mit welcher der Protestantismus seiner Natur nach verwandt ist. Sie fängt da an, wo die theologische, vom praktischen Gemütsglauben ausgehende Methode endigt; beide Wege ergänzen einander und ihre Resultate sollen möglichst zusammenstimmen.

Religion ist inneres Leben in der Beziehung auf das Höchste, das Göttliche. Worin wird nun die ideale Religion bestehen? Jedenfalls nicht in etwas, das den Religionsbegriff aufhebt; dies aber würde geschehen, wenn Gott zum Mittel gemacht würde für Zwecke, deren Inhalt nicht in ihm selbst liegt; denn dann würde er diesen Zwecken untergeordnet, also für uns nicht mehr das Höchste, nicht Gott sein. Die ideale Religion ist also „bewußter Willenstrieb auf unbeschränkte Unterordnung unter das Göttliche als solches“, wie es sich auswirkt in den verschiedenen menschlichen Funktionen als Wahrheit, Seligkeit oder Schönheit, und Güte; aber die Religion bezieht sich nicht auf diese einzelnen Güter oder ihre Summe, sondern auf das Göttliche in seiner einheitlichen Totalität, sie sucht das Centrum alles dieses Einzelnen auch in des Menschen Centrum aufzunehmen, sie will volle Gottesgemeinschaft, Leben aus und in Gott, Gottinnigkeit. In diesem auf Gott gerichteten centralen Willenstrieb — der Liebe zu Gott — besitzt der Mensch das religiöse Gut: das Heil, und er hält dieses Gut den feindlichen Mächten der Welt gegenüber fest in Glaube, Hoffnung, Vertrauen. Aber irrig ist die Meinung, daß es sich in der Religion nur um die Selbstbehauptung gegenüber den Weltübeln handle; „nicht das Vermissen und Ersehnen irgendwelcher nichtreligiöser Güter kann uns religiös machen, sondern religiös im idealen Sinne sind wir nur durch das Wollen religiöser Güter, d. h. des göttlichen Lebens“ und dieses ist unabhängig vom Dasein oder Fehlen irdischer Güter. Der durch die Religion zu überwindende Hauptfeind liegt nicht außer uns in der Welt, sondern er liegt in unserer eigenen selbstischen Willensrichtung, im Eigenwillen, der endliche Zwecke vergöttert. Daher fordert die Religion vor allem Selbstverleugnung und Hingebung des eigenen Ich an Gott, und damit verbindet sich dann das Vertrauen, daß das in der Selbstverleugnung zuerst vergessene Interesse des Ich in der Gottesliebe zugleich befriedigt und wiedereingesetzt werde: „Wer sein Leben läßt, der wird es finden“. „Die Gottesliebe, in der die wahre Religion sich vollendet, ist also zugleich die reinste Selbstlosigkeit und die vollste, aber ungewollte Befriedigung des Selbst, zugleich der volle Verzicht auf eigenes Wohl und das vollendetste Wohl, das ewige absolute Heil selbst“ (S. 221). Das sind

goldene Worte, die gegenüber der heutzutage soweit verbreiteten Ableitung der Religion aus der Selbstsucht nicht ernstlich genug beachtet werden können.

Weiter wird dann gezeigt, wie das religiöse Centrum sich nach den einzelnen Lebensfunktionen entfalte, deren Vereinseitigung aber zu Religionsfehlern führe: zu mystischem Quietismus, rationalistischem Intellektualismus, moralistischem oder utilitaristischem Praktizismus. Das in der Religion mitgesetzte Wissensmoment ist nicht der reine Erkenntniswille, der nach Wahrheit als solcher und um jeden Preis strebt, sondern ist „Glaube" d. h. eine solche Wahrheitsüberzeugung, die dem persönlichen Heilsstreben als Mittel dient und auf dem Gefühl der Heilskraft des geglaubten Inhalts beruht. In seiner ersten, noch persönlich-religiösen Form durchdringt sich dieses Wahrheitsbewußtsein mit dem ästhetischen, phantasieartigen Produzieren innerer Anschauungen, welche weiterhin den Gegenstand der theologischen Reflexion bilden, die in der Mitte steht zwischen naivem Glauben und reiner Wissenschaft. Die ästhetische Seite der Religion, in ihrer centralen Innerlichkeit das Seligkeitsgefühl der Hoffnung, erzeugt zunächst die spezifisch religiöse Kunst, die sich zur reinen Schönheit ebenso als Übergangsform verhält, wie die theologische Wissenschaft zur reinen Wissenschaft. Ebenso geht die Willensseite der Religion aus der Innerlichkeit der Gottesliebe über in das spezifisch religiöse Handeln des Kultus, das auf gleicher Linie steht mit theologischer Wissenschaft und religiöser Kunst. Die Religion ist sonach die centrale Wurzel von Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit; aber auch nachdem diese drei peripherischen Richtungen sich verselbständigt haben, um ihre besonderen Ideale reiner, als in der ursprünglichen Mischgestalt möglich war, zu verwirklichen, bleibt die Religion das gemeinsame Band, welches die Sonderrichtungen verbindet, ihr absolutes Ideal bleibt die Norm für die Sonderideale. So verschieden diese nach Individuen und Zeiten sich gestalten, so verschiedenartige Formen nimmt die Religion in ihrer menschlichen Verwirklichung an. Daher „muß man das Recht, ja die Pflicht anerkennen, im Reiche der religiösen Gesamtvollendung das Eigene auszuwirken, individuell zu sein, Verschiedenheit auszugestalten, und muß den centralen Religionsbesitz soweit fassen, daß er all dieses Verschiedene umspannt. Von dieser Anschauung, und besonders von ihrer Einführung in die Praxis, ist man noch heute sehr weit entfernt" (S. 235).

Nach dieser psychologischen Analyse des allgemeinen Begriffs des Religionsideals werden in den folgenden drei Abschnitten die religiöse Glaubenslehre, Ästhetik und Ethik erörtert. In der Glaubenslehre hat die Religionsphilosophie die Aufgabe, die Heilsgewißheit inhaltlich und formell soweit möglich zum Wissen zu vollenden, eine Aufgabe, die schon durch den der Religion selbst innewohnenden Erkenntnistrieb so unabweislich gestellt ist, daß die reine Erkenntniserwerbung als ein wertvolles Stück des Heilslebens und seiner Seligkeiten gelten darf. Einer solchen Vollendung im Erkennen bedarf der religiöse Glaube darum, weil er als bloßes psychisches Phänomen noch keine Garantie für die Wahrheit seines Inhalts hat, auch nicht in den dieses Phänomen begleitenden Lustgefühlen, welche die Möglichkeit der Illusion nicht ausschließen. Es fragt sich also: Liegt dem religiösen Glauben an Gott, an eine von Gott beherrschte Welt und an menschliche Heilswege eine erkennbare und dem Zweifel überlegene Wahrheit zu Grunde?

Bei Besprechung des Gottesglaubens sucht Seydel zu zeigen, daß alle sogenannten Beweise für Gottes Dasein getragen sind von der Voraussetzung der Giltigkeit absoluter Denkgesetze, durch die wir eben beweisen, und in höchster Instanz getragen sind von der Voraussetzung des Satzes der Identität, d. h. von dem Seinsbegriff in seiner Allgemeinheit als dem Inbe-

griff aller Bedingungen der Möglichkeit, was der allgemeinste Begriff von Gott ist. Alle Gottesbeweise gehen daher aus von der bereits zu Grunde liegenden Anerkennung Gottes als „des in uns denkenden Absoluten reiner Vernunft", welches eins ist mit dem allgemeinen Seinsbegriffe, und es kann sich also nur fragen, ob dies der ganze Gott sei, nicht aber, ob Gott überhaupt sei. Auch der Skeptiker muß sich doch immer stützen auf die allgemeinen Gesetze des Denkens, bejaht also eben damit das Sein des Vernunftabsoluten. Dieses ist also eine unmittelbare Wahrheit, ja die Grundwahrheit, auf welcher alle andere, auch alle Erfahrungswahrheit beruht. „Wir dürfen sagen: Gott offenbart sich in dieser Gestalt in unmittelbarer Selbstbejahung als Grundinhalt der Vernunft oder als identisch mit der Vernunft. Die Frage wird sein: welche weiteren Bestimmungen für Gott folgen notwendig aus seiner Eigenschaft, das Vernunftabsolute zu sein?" Für die Religionsphilosophie ist die Aufgabe, zu zeigen, daß jenes metaphysische Absolute, die allbedingende Urmöglichkeit, mit innerer Notwendigkeit zugleich die absolute Heilsursache ist. Seydel sucht dies indirekt zu erweisen: Die Verwirklichung aller Möglichkeiten würde zu Widersprüchen führen, also mußte eine Wahl der zu verwirklichenden Möglichkeiten getroffen werden, wobei nur der inhaltliche Wert bestimmend sein konnte. „Also ist die Allverwirklichung vollendeten Heils und aller in ihm geforderten Endziele in der Form des Lustgefühls das allein mögliche absolute Ziel oder das Seinsollende. Liegt aber auf dieser Seite die einzige Nötigung zu Verwirklichung von Möglichkeiten für das Absolute, auf metaphysischer keine, so ergiebt sich: Gott muß aus ethischer Notwendigkeit das Ideale, Gute, Selige, das Heil verwirklichen, d. h. Gott ist gut, ist die Liebe" (S. 282).

Hiermit erheben sich aber sofort die Fragen der Theodicee als der Hauptgegenstand der religiösen Weltlehre. Es gilt eine solche Weltanschauung zu gewinnen, die sich mit der gewonnenen Gottesanschauung zu dem gesicherten Heilsglauben vereinigt, ohne von der Erfahrung Lügen gestraft zu werden. Die Hauptfrage ist hierbei, ob die Erfahrung zur Annahme einer für Gott unüberwindlichen oder von ihm absolut frei gelassenen Unheilsmacht nötige? Unter diesem Gesichtspunkt der gegengöttlichen Macht rücken Freiheit und Satan einander so nahe, daß Seydel geradezu sagen kann: „Die Freiheit ist nur halb, was der Satan ganz ist, ein halber Satan" (S. 287). Trefflich beantwortet Seydel die Freiheitsfrage: zum Heil notwendig ist zwar allerdings die Selbstthätigkeit der Geschöpfe, aber keineswegs eine solche grundlose (äquilibristische) Freiheit, welche sich jederzeit aus ursachlosem Zufall ebensogut gegen als für die Heilszwecke Gottes entscheiden könnte; eine solche Freiheit würde vielmehr unseren Heilsglauben ebensosehr gefährden, wie sie zugleich für die Ethik hinderlich wäre, da sie sittliches Wirken und Zurechnen aufhöbe. Um aber die Übel der Welt mit der Einheit der göttlichen Heilsmacht zu vereinigen, hat man nach Seydel zu erwägen, daß diese Einheit, um die Fülle ihrer Möglichkeiten zu verwirklichen, in eine unendliche Vielheit von verselbständigten Seinsherden auseinandergehen, in einen Prozeß der unendlichen Monadisierung oder Atomisierung eingehen muß, daß aber der zerstreuenden (centrifugalen) eine sammelnde (centripetale) Tendenz entgegentritt, vermöge welcher die höheren Monaden die niederen als ihre Organe sich aneignen und dienstbar machen, während zugleich in diesen die Tendenz auf selbständiges Sein fortwirkt. Aus diesem Antagonismus ergeben sich unvermeidlich die Übel des natürlichen Lebens, die von der Tier- und Menschenwelt als physischer Schmerz empfunden werden. Und der gleiche Antagonismus wiederholt sich im Menschenleben als sittlicher Gegensatz der egoistischen und altruistischen Tendenzen und der sich durchkreuzenden Gemeinschaftszwecke. Die Vollendung des Heils liegt in einer Gemeinschaft der

Geister unter sich und mit Gott, dem ewig werdenden Reiche Gottes, das durch den göttlichen Heilswillen verbürgt ist. Aber daß auf dem Wege zu diesem Ziele die inneren Widerstreite und damit die natürlichen und sittlichen Übel unvermeidliche Durchgangsstufen bilden, das ist die „sacra necessitas", an welche der Prozeß der Allverwirklichung der göttlichen Seinsmöglichkeiten gebunden ist (S. 302, 312).

Der dritte Punkt der philosophischen Glaubenslehre betrifft die Verwirklichung des Heils im und durch den Menschen. Treffend bemerkt Seydel zu Anfang dieses Abschnitts, daß sich das menschliche Heilsbedürfnis bereits als ein keimartiger Heilsbesitz erweise, und daß nur eben deshalb das Heilsideal, die Vorahnung des Heils, entstehen könne, weil der das Heil erzeugende und zur Empfindung bringende Faktor, also die Heilspotenz selbst, die Potenz des Unendlichen und Unbedingten, in uns vorhanden ist (S. 314). Bei der Frage nach dem Umfang der Heilsverwirklichung werden interessante Reflexionen angestellt über die Grenze der Heilsfähigkeit zwischen Tier und Mensch, zwischen Kindern und Erwachsenen und unter den letzteren zwischen solchen, die es nie über sinnliche Lebensinteressen hinausgebracht haben, und solchen, die höhere geistige Bedürfnisse gekannt und geistige Güter erstrebt haben. Es ergiebt sich daraus, daß die religiös allein wichtige Heilsfähigkeit nicht von der Unsterblichkeit der Seele allein abhängt, sondern noch andere Bedingungen voraussetzt, und daß also ewige Heilsbestimmung nicht ohne weiteres für alles, was als Mensch geboren ist, gefordert werden darf. Wo aber die persönlichen Voraussetzungen dafür vorhanden sind, da kann die Möglichkeit der Heilsverwirklichung über den Tod hinaus weder durch materialistische Bedenken noch durch die kirchliche Theorie von ewigen Höllenstrafen in Zweifel gestellt werden. Aber die Frage ist zu erwägen, ob jede Persönlichkeit unendlichen Heils fähig sei? oder ob vielleicht die individuelle Potenz der Einzelpersönlichkeit auch nur ein individuelles Maß von Heil nach Zeit und Art zu tragen fähig sei? Im letzteren Fall ließen sich Heilsgrade in Bezug auf Zeitdauer und Intensität des Heilsgenusses denken; womit auch der unerträgliche unendliche Abstand zwischen den einen und anderen Kreaturen und Menschen hinsichtlich ihrer Heilsbestimmung verschwände. „Unser Heilsglaube lautet einfach: Jedem Wesen wird das Heil zu teil werden, das ihm als Heil ersehnbar, fühlbar, vollgenügend ist. Darin kann auch jeder besonnene heilige Trennungsschmerz vollen Trost finden" (S. 327). Die weitere Frage betrifft die sittlichen Bedingungen, an die die Heilsverwirklichung geknüpft ist — die Frage der „Heilsordnung". Grundbedingung und wesentlicher Bestandteil des Heils ist der Heilsglaube selbst, d. h. der Glaube an eine weltbeherrschende Kausalität, die für den einzelnen Heil zum Endzweck und Enderfolg hat. Aber dieser Glaube ist solange unbegründet (bloße „fleischliche Sicherheit"), als er nicht verbunden ist mit dem innersten Willen des Ich, mit Gottes universalem Heilswillen übereinzustimmen und zusammenzuwirken. Dieser Übergang aus dem selbstischen Willen in den gottähnlichen Liebewillen ist die „Wiedergeburt aus dem heiligen Geist", mit welcher der Weg der Heiligung betreten ist und alle Furcht vor Unheil, auch vor den Unheilsfolgen der eigenen Sünde, überwunden oder die „Vergebung der Sünde" erlangt ist. Mangelhaft ist noch der naive Heilsglaube, der noch nicht ethisch geläutert ist und darum noch den Charakter des selbstischen Wunsches trägt; ebenso aber auch der bloß moralische Gesetzesstandpunkt, wo das Gute nur als Sollendes gewußt und noch nicht als eigene Liebesenergie gefühlt wird. Für beide bedarf es noch der durch Erfahrung des Unheils herbeigeführten Umkehr und Umstimmung (Sinnesänderung, Bekehrung), wodurch der selbstische Wille dahin gelangt, mit Gott zu wollen, d. h. die unendliche Allheit des Gesamtheils zum Objekt

des eigenen Wollens und Sehnens und der eigenen Luft zu erheben. Hieran schließt sich eine sehr interessante und treffende Kritik der kirchlichen Lehre von Rechtfertigung und Versöhnung durch den Sühnetod Christi, von welcher Seydel urteilt, daß sie auf irrigen Voraussetzungen hinsichtlich der göttlichen Gerechtigkeit beruhe, die selbst noch einem unreinen selbstischen Heilsbedürfnis und einer unreinen (gesetzlichen) Gottesanschauung entstammen.

An die Glaubenslehre schließt sich die religiöse Ästhetik an, welche die idealen Anschauungs- und Darstellungsformen des religiösen Gefühls bespricht. Trefflich wird die Antinomie aufgezeigt zwischen dem Bedürfnis nach konkreter Veranschaulichung des religiösen Objekts und nach Entrückung desselben aus der Sphäre des Endlichen; je nach individueller Anlage wird die eine oder andere Tendenz immer überwiegen. Demselben Bedürfnis nach Veranschaulichung des Glaubensinhalts entspringen die Vorstellungen von Engeln und Teufeln, von Wundern und Heiligen, in welchen die wirklichen Heils- und Unheilsmächte und ihr Kampf im geschichtlichen Menschenleben zu individualisierten Idealgestalten und Idealvorgängen erhoben sind, die den Stoff der religiösen Kunst und der Symbolik des Kultus bilden. Aber solange die kirchliche und die weltliche Kunst noch einen Gegensatz bilden, sind beide noch nicht vollendet; das Ideal ist eine solche Ineinsbildung beider, daß alle Kunst, auch wo sie weltlichen Inhalt hat, als Darstellungsmittel des Lebens in und aus Gott wirkt (S. 366).

Der letzte Abschnitt: „Die religiöse Ethik" handelt vom Gottesdienst im engeren kultischen und im weiteren sittlichen Sinne. Der hier ausgeführte Hauptgedanke wendet sich gegen „die Aussonderung einer besonderen, etwa für höher gehaltenen Sphäre religiöser Handlungen, die nicht schon aus dem Sittlichen hervorgingen, oder die Forderung eines spezifisch religiösen Formenkleides für das Sittliche, wodurch dieses noch den besonderen Wert oder Zauber des Religiösen erhalte" (S. 386). Der Gegensatz des „heiligen Lebens" zum „Weltlichen" entspringt einem Religionswahn, der nur als erzieherische Durchgangsstufe ein gewisses Recht hatte, während die ideale Religion nichts davon weiß, daß es bei und in Gott etwas Besseres geben könnte als das Gute. Wie der theoretische und ästhetische Radius der Religion zur Einheit mit aller Wissenschaft und Kunst zusammengehen soll, so enthält auch der ethische Radius alles ethische Thun, Gebotenes und Erlaubtes in sich, denn alles, was sein soll und darf, ist enthalten im Reich Gottes, welches die gottgewollte Lebensentfaltung der menschlichen Gemeinschaft mit allen ihren Güterstufen einschließt (S. 381, 386 ff.). „Die drei Ideen des Guten, Wahren und Schönen sind abgeschliffen und trivialisiert worden durch ihre Losreißung aus ihrer wurzelhaften Einheit; sie müssen, jede auf ihrem selbständigen Weg, wieder als inbegriffen in dieser Einheit erkannt und im Gefühl und Leben zu dieser Einheit zurückgeführt werden. Dann wird der Schein der Herabdrückung oder Entleerung der Religion in dieser Auffassung schwinden". —

Seydels Religionsphilosophie bewegt sich, wie aus diesem Exzerpt erhellen wird, in den Bahnen, die durch Weißes philosophische Dogmatik und Rothes theologische Ethik markiert sind, und welche Perspektiven von großartiger Weite der ferneren Entwicklung des protestantischen Christentums eröffnen. Eine Kritik der Einzelheiten in Seydels Ansichten will ich anderen überlassen und lieber hier meiner Freude über das treffliche Werk Ausdruck geben, mit dessen Grundgedanken ich mich selbst in voller Übereinstimmung befinde. Diese Übereinstimmung in den Ergebnissen ist mir um so bedeutsamer und erfreulicher, als unsere beiderseitige Methode durchgängig verschieden ist: während ich von der Geschichte der Religion ausgehend durch induktive Kritik zu den beherrschenden Gesetzen und idealen Normen auf-

zusteigen suche, geht Seydel den umgekehrten Weg, indem er von den allgemeinsten Prinzipien ausgehend den konkreten Inhalt des religiösen Glaubens und Lebens in seiner idealen Reinheit zu deduzieren sucht. Fern liegt mir die armselige Borniertheit, die nur die eigene Methode für berechtigt hält; rückhaltlos erkenne ich das gute Recht der deduktiven Methode Seydels und ihren eigentümlichen Wert für Gewinnung von religiösen Normbegriffen an, wenn gleich ich selbst sie mir nicht aneignen könnte, da Naturanlage und Bildungsgang mich zu der historisch-induktiven Methode führen. So lange es Philosophie giebt, werden immer beide Wege sich gegenseitig zu ergänzen haben und statt sich zu verketzern und zu bekritteln, wie es jetzt leider allenthalben Sitte ist, sollten die Forscher der beiden Richtungen vielmehr ehrlich und freudig von einander zu lernen bereit sein. Diese noble und weitherzige Anerkennung des Rechtes und Verdienstes fremder Arbeit hat Seydel in dem ersten kritischen Hauptteil seines Buches nach allen Seiten hin in musterhafter Weise geübt. Möge auch sein Verdienst um die Religionsphilosophie auf allen Seiten die gleiche ehrliche und dankbare Würdigung finden!

Otto Pfleiderer.

D. G. Warneck, Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. 1. Abteilung: Die Begründung der Sendung. 2. Abteilung: Die Organe der Sendung. Gotha, F. A. Perthes 1892, 1894. Preis: 5 Mark und 4 Mark.

Mit der Anzeige der Warneckschen Missionslehre tragen wir eine alte Schuld ab, nicht nur an den verdienstvollen Verfasser, sondern vor allem an unsere Leser und Freunde, denen wir endlich Kunde geben müssen von dem bedeutendsten Werke über die Mission, das in unseren Tagen erschienen ist. Vor zwei Jahren ließ Warneck den ersten Band seines Buches ausgehen. Inzwischen ist vor wenigen Monaten der zweite Band gefolgt. Ein dritter Band wird das Werk abschließen. Konnten wir mit unserem Referate den 2. Band abwarten, so dürfen wir doch nicht bis zum Erscheinen des 3. Bandes zögern, auf ein Werk hinzuweisen, das unleugbar in den nächsten Jahren im Mittelpunkte aller Verhandlungen über die Mission stehen wird.

Warneck nennt sein Buch einen ersten Versuch. Bisher ist noch keine Missionslehre in der theologischen Litteratur vorhanden. Nur Ansätze dazu finden sich in den praktischen Theologien. Am besten und ausführlichsten hat sich Ehrenfeuchter über die Mission verbreitet, während einer der neuesten Theoretiker der praktischen Theologie, Prof. Achelis in Marburg, der Heidenmission nur einen Platz bei der Lehre von den freien kirchlichen Vereinigungen zuweist. Wenn Warneck in seiner Bescheidenheit von seinem ersten Versuche nur dies eine erwartet, dadurch der Missionslehre „die Dignität einer Wissenschaft erobert zu haben", so wird er sich hoffentlich selbst angenehm enttäuscht sehen. Die Kritik hat längst anerkannt, — und wir schließen uns diesem Urteile durchaus an — daß dieser erste Versuch gelungen ist und zur Zeit wohl von keinem anderen Missionskenner Deutschlands übertroffen werden könnte. Allerdings darin hat Warneck recht, daß für den vollkommenen wissenschaftlichen Ausbau und Aufbau der Missionslehre noch manche Vorbedingungen zu erfüllen sind. Er will aus diesem Grunde noch keine selbständigen Missionsprofessuren in den theologischen Fakultäten errichtet wissen. Wir möchten diese Bemerkung dahin ergänzen, daß erst eine tiefere und gründlichere Erforschung der Religionsgeschichte und -Wissenschaft notwendig ist, ehe eine allen Ansprüchen genügende Missionsmethodik geliefert

werden kann. Was aber bei dem gegenwärtigen Stande der Missionskunde von einer Darstellung der Missionslehre verlangt werden kann, das hat Warneck geleistet.

Wir kennen ihn als einen glühenden Freund der Mission. In Warneck ist der Missionsgedanke das beherrschende Centrum geworden. Die ganze Bibel liest er unter dem Gesichtspunkte der Mission. Durch die verschlungenen Pfade der Kirchen- und Weltgeschichte führt ihn der Eifer um die Mission sicher hindurch. Unsere Gegenwart beurteilt er fast ausschließlich nach ihren Gaben und Aufgaben zur Ausbreitung des Evangeliums. In der Missionsgeschichte ist er, wie kein anderer, zu Hause. Die zwei uns vorliegenden Bände seines Buches enthalten einen fast unermeßlichen Reichtum wertvollsten Missionsmaterials. Warneck versteht es, seinen Stoff interessant zu gestalten. Auch der gebildete Laie wird sein Werk gern lesen. Aus jedem Kapitel spricht eine feurige Begeisterung für die Mission. Die Mission ist von vielen bisher nur als „ein kirchliches Almosen" angesehen worden. Auch die Missionsfreunde haben bisher „mit der Mission nur gespielt". Warneck erklärt die Mission für „die eine Hälfte des kirchlichen Arbeitsorganismus". „Wenn die Kirche aufhört, zu missionieren, verurteilt sie sich selbst zum Tode". Warnecks Buch ist die glänzendste Verteidigung der Mission, eine begeisterte Apologie, der Warneck nur selbst durch einseitige, auf Kosten anderer kirchlicher Arbeiten geschehende Übertreibung der Wichtigkeit der Mission Eintrag thun konnte.

Die lichtvolle, durchsichtig gegliederte Darstellung erhöht den Reiz der fesselnden Lektüre; Warneck versteht es, das Geschichtliche mit dem Theoretischen geschickt zu verbinden. Sein bekannter flüssiger Stil zeigt sich auch in diesem seinem neuesten Werke. Um so auffälliger ist eine verwerfliche Neigung zu Fremdwörtern oder neuen, oft hölzernen Wortbildungen. Gerade dann, wenn Warneck auch gebildete Nichttheologen für sein Werk interessieren wollte, mußte er mit dem Gebrauch von Fremdwörtern sparsam umgehen; warum spricht er vom Exegesieren, Tendieren, einer zur Deteriorierung neigenden Praxis, einer Expertise, der institutionellen Gesamtheit und der anstaltlichen Institution, von Installieren, Innaturieren und sogar Einorganisieren? Gab es nicht ebenso verständliche deutsche Worte für solche Fremdwörter, die im Munde eines echt deutschen Mannes, wofür wir doch Warneck halten, übel genug klingen? Aber dann, wenn Warneck deutsche Worte wählt, bitten wir ihn, vorsichtiger mit Neubildungen umzugehen, wie: volklich, himmelreichlich, Verfernung, Vonuntenaufentwicklung u. s. w.

Selbstverständlich verkümmern diese Äußerlichkeiten den Wert des Buches nicht. Die geschickte Fragstellung, die Gliederung des Stoffes wird für spätere Missionslehren mustergültig bleiben. Und der praktische Geistliche wird aus Warnecks Buch für seine Missionspredigten eine unendliche Fülle neuen anregenden Stoffes schöpfen können. Aus diesem Grunde möchte ich auch eine immerhin vorhandene gewisse Breite der Darstellung nicht zu sehr tadeln. Die biblisch-theologischen Partien konnten kürzer sein. Und bei dem sonst richtig geleiteten geschichtlichen Gefühle Warnecks wundere ich mich, daß er die dogmatische und ethische Begründung der Mission vor der biblischen giebt. Vielleicht wären auch einzelne Wiederholungen durch die Umstellung verhütet worden. Aber Warneck hat darin recht, daß man nicht umständlich und deutlich genug die biblische Begründung der Mission geben kann bei dem geringen Eifer, den noch immer so viele praktische Geistliche für die Mission an den Tag legen.

Der Inhalt der Warneckschen Schrift ist bald im Umriß gezeichnet. Nach einer Einleitung von 6 Kapiteln, in denen Warneck den Begriff der

Mission, die wissenschaftliche Missionskunde, die Missionslehre, die evangelische Missionslehre, die Stellung der Missionskunde im Ganzen der Theologie und die Quellen und Litteratur der Missionslehre behandelt hat, geht er im 1. Hauptteile zur Begründung der Mission über. Der 2. Hauptteil beschäftigt sich mit den Organen der Sendung, der 3. noch zu erwartende Hauptteil wird den Betrieb der Sendung betreffen. Der 1. Hauptteil ist wesentlich Theorie, — aber Warneck ist ein Mann der Praxis, auch theoretische Erörterungen gestalten sich unter seinen Händen zu einer reichen Sammlung praktischer Winke. Der 2. Hauptteil führt direkt in die Praxis hinein, — ein Ratgeber für Missionsleiter und Missionare.

Die Begründung der Mission giebt Warneck, wie schon gesagt, aus apologetischem Interesse umständlich und ausführlich. Wir stimmen ihm bei, wenn er den letzten Grund des Missionsgedankens in Gott selbst sucht. Nach Epheser 3, 9 ist die Mission „das μυστήριον (Geheimnis), das vor den Weltzeiten in Gott dem Schöpfer aller Dinge verborgen war", denn Gott wollte von Anfang an, „daß den Heiden der unergründliche Reichtum Christi verkündigt werden sollte". Der dogmatischen (nach den loci der traditionellen Dogmatik) und ethischen (aus den drei Grundtugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung) Begründung folgt der biblisch-theologische Nachweis für das gottgewollte Recht der Mission (aus dem Alten Testament, den Reden Jesu und der Missionstheologie des Paulus, wie sie im Römer-, Galater- und Epheserbriefe niedergelegt ist). Die kirchliche („die Kirche ist die Verleiblichung des christlichen Heilsuniversalismus und seine Vermittlerin zugleich"), geschichtliche („auch die Weltgeschichte ist auf die Mission veranlagt") und die ethnologische („das Christentum ist für alle Völker, und alle Völker sind für das Christentum geeignet") Begründung bilden den Schluß des 1. Hauptteils.

Mit Freuden haben wir davon Kenntnis genommen, daß Warneck (S. 33) gegenüber der dem Evangelium widerstreitenden katholischen Missionslehre eine einheitliche evangelische Missionslehre nicht nur für möglich, sondern auch schon für gegeben hält. Von ganzem Herzen stimmen wir dem bei, daß „die evangelische Mission aller kirchlichen Schattierungen von einer großen Übereinstimmung in den wesentlichen Grundfragen getragen wird", — „alle sind darüber einig: die Botschaft von dem Heile in Christo Jesu soll den Nichtchristen in einer solchen Weise gebracht werden, daß der einzelne auf dem Wege der Buße und des Glaubens in den persönlichen Besitz des Heils gelange". Möchten diese goldenen Friedensworte Warnecks doch endlich jene Hetzer und Schreier zum Schweigen bringen, die es nicht lassen können, unseren Allg. ev.-prot. Missionsverein anzugreifen, ihm das Existenzrecht im Chorus der Missionsvertreter zu bestreiten und seine Arbeit draußen herunterzusetzen! Auch sonst begegnet Warneck unserer Mission und ihren Vertretern freundlich. „Die Mission unter Kulturvölkern wie den Japanern gestaltet sich anders als die unter uncivilisierten Stämmen Afrikas" (S. 26). „Das Christentum ist keine Dogmatik; es ist Geschichte, Glaube an geschichtliche Thatsachen, vor allem Glaube an die Person Jesu Christi, Anhänglichkeit an Christum und in Kraft dieser Anhänglichkeit, Gehorsam, Nachfolge Christi, neues Leben" (S. 303). Wir beanstanden in diesem Satze nur den uns unverständlichen Ausdruck: Glaube an geschichtliche Thatsachen, freuen uns aber, daß diese Erklärung Warnecks sich fast wörtlich mit dem von Lipsius aufgestellten Programm unseres Missionsvereins deckt (vgl. Z. M. R. 1887, S. 129 u. ff.). „Überall (bei den Heiden) ist eine Anknüpfung an und ein Organ für die Offenbarung Gottes in Christo da, nur gehört viel Liebe, Weitherzigkeit, Scharfblick, Geduld und Zeit dazu, beides überall zu entdecken" (S. 309) — eine Anerkennung jener

Missionsmethode, die wir oft genug gefordert haben. Wenn aber Warneck einen Gegensatz zwischen Pfarrer Buß, dem Gründer unseres Vereins, und Dr. Spinner, dem ersten Missionar unseres Vereins, behauptet, so müssen wir ihm entgegnen, daß er dabei allzukünstlich verfährt. Die „halieutische Arbeit am Einzelnen" hat auch Buß in seinem grundlegenden Werke über die Mission gefordert und er war der erste, der sich mit Spinner darin einverstanden erklärte, daß die Bekehrung des einzelnen nicht nur neben, sondern auch vor der Wirkung auf die Massen gerade in Japan erfolgen müsse. Unsere Z. M. R. lobt Warneck als eine Quelle, die „für die Missionslehre manchen bedeutsamen Beitrag liefert", wenn er ihre Mängel rügt, so sind wir dankbar dafür, denn wir wissen selbst am besten, wie viel uns noch fehlt, ehe wir unser Ziel auch nur annähernd erreichen.

Am wenigsten können wir uns mit der prinzipiellen Haltung Warnecks in seinen biblisch-theologischen Erörterungen befreunden. Diese bilden ein starkes Drittel seines Buches und sind von ihm selbst als der wichtigste Teil seiner Untersuchungen bezeichnet worden. Warneck sagt im Vorworte, daß „es der Bibelglaube der alten Schule ist, auf welchen diese Missionslehre sich gründet. Wird diesem Glauben seine Autorität genommen, so schwebt die Mission in der Luft". Er verwirft „den zersetzenden Kritizismus", „die glänzende Rhetorik der modernen Theologie". Die moderne konstruktionssüchtige Hypothesentheologie" leidet gelegentlich an „Phantasien" (S. 150). „Die kritische Theologie setzt an die Stelle der vermeintlichen objektiven Thatsachen eine moderne Bewußtseinsdialektik" (S. 250 A.). Und „bei Matth. 16, 18 könnte die Kritik ein allerliebstes Kunststück fertig bringen", wenn sie künftig diesen Vers „aus den Reden Jesu eliminierte" (S. 252 A.). Solche und ähnliche Ausfälle gegen die neuere wissenschaftliche Theologie sind hoch betrübend, nicht etwa, weil sie uns die Freude an dem Warneckschen Buche stören, denn Warneck macht von seiner prinzipiellen Haltung, der Treue gegen den „alten Bibelglauben" doch nicht einen konsequenten Gebrauch, — dazu ist er zu verständig und zu wissenschaftlich gerichtet, — sondern deswegen allein, weil diese Angriffe auf die „moderne Kritik" Warneck hindern, die Fülle von positiven Missionsgedanken zu erschließen, die gerade in wissenschaftlichen Darstellungen des Urchristentums, wie in Weizsäckers Apostolischem Zeitalter, Pfleiderers Paulinismus und Urchristentum u. a., ihre Ausprägung gefunden haben. Nur mit Bernhard Weiß setzt sich Warneck auseinander, — andere Vertreter der neueren Bibelwissenschaft bleiben am Wege liegen. Die Arbeit, aus der wissenschaftlichen Behandlung des Urchristentums die Mission, ihre Aufgabe und Methode, zu begründen, muß trotz Warneck erst noch gethan werden. Auch hindert Warneck sein Kanon der Religionsgeschichte, wonach er jede geschichtliche Entwicklung einer monotheistischen Religion bestreitet, an einer solchen Auffassung des Alten Testaments, die dem Aufgange der prophetischen Gotteserkenntnis gerecht wird.

Wir wollen nicht mit Warneck über die Einzelheiten seiner biblischen Theologie streiten, — dazu fehlt uns der Raum und offen gestanden auch die Neigung, — denn was Warneck nach seiner theologischen Art geben konnte, das hat er gegeben, und auch Gegner seiner prinzipiellen Haltung werden zuletzt doch einstimmen in unseren aufrichtigen Dank für die nachhaltigen Anregungen, die überraschenden Beleuchtungen so vieler Bibelstellen unter dem Gesichtspunkte der Mission, die auf lange Zeit hinaus eine Fundgrube für Missionspredigten und -Vorträge sein und die Mission im Bewußtsein unserer evangelischen Gemeinden immer tiefer gründen und befestigen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Th. Arndt.

Karl Munzinger, Die Psychologie der japanischen Sprache. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo, Heft 53, S. 103—142. Berlin, Asher & Co.

An zwei Nachmittagen, am 26. Sept. und 25. Oktob. 1893, hat Herr Pfarrer Munzinger, jetzt der am längsten in Japan thätige Missionar des Allgem. ev.-prot. Missionsvereins, über das obige Thema in der genannten wissenschaftlichen Gesellschaft, aus deren Mitte schon eine ganze Reihe der bedeutendsten Beiträge zur wissenschaftlichen Erkenntnis des japanischen Lebens hervorgegangen sind, seinen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vortrag gehalten. Derselbe ist in den „Mitteilungen“ und dann auch noch separatim mit einer Widmung an seinen verstorbenen Vater, dessen Tod vor 2 Jahren den in weiter Ferne weilenden Sohn tief erschütterte, gedruckt worden. Alsbald erschienen am 17. März 1894 in der „Japan Daily Mail“, am 24. und 31. März in der „Eastern World“ und am 9. April in dem „Japan Daily Herald“ ausführliche Rezensionen, welche in der Anerkennung der Tiefe der Gedanken, der praktischen Methode und der Neuheit der Resultate des bedeutenden Werkes übereinstimmen und eine baldige Übersetzung ins Englische befürworten.

Als mir Munzinger seine Arbeit zusandte, las ich dieselbe gleich nach Empfang in einem Zug bis die Nacht um 3 Uhr durch, gewiß ein Beweis, daß man es hier nicht mit einer trocknen Abhandlung, sondern mit einer lebens- und geistvollen Untersuchung zu thun hat, die auf das Leben und den Volkscharakter der Japaner die überraschendsten Streiflichter wirft und jedem, der in Japan thätig war, eine Menge eigner Erfahrungen ins Gedächtnis zurückruft und für manche ihm erst den längst gesuchten Aufschluß giebt. Da die Einleitung der Abhandlung mit den für die des Japanischen Unkundigen interessantesten Partien (größtenteils) in diesem Heft mit abgedruckt ist, so kann ich mich in dem Referat über sie kürzer fassen.

Munzinger geht in der Einleitung aus von den „Schwierigkeiten“, die sich der Beherrschung des Japanischen schon für den Eingeborenen entgegenstellen. „Die Hauptursache dafür liegt in dem Unterschied der geschriebenen von der gesprochenen Sprache einschließlich des durch das Chinesische beherrschten Schriftsystems“. Die Versuche, das letztere abzuschaffen und durch die japanische Silbenschrift (Kana) oder durch lateinische Buchstaben (Roma-ji) zu ersetzen, sind als gescheitert zu betrachten. Immerhin bleibt die Abschaffung der chinesischen Bilderschrift in Japan, wie in China, für welches sie der bekannte Sinologe Dr. Ernst Faber schon längst energisch gefordert hat, eine Notwendigkeit, weil die modernen Ideen, die in diese Länder eindringen, auf die Dauer sich in die Zwangsjacke des chinesischen Zeichens nicht mehr einengen lassen.

Für den Fremden, der sich mit Erlernung der Sprache abgiebt, kommt noch eine zweite, mehr inhaltliche, Schwierigkeit hinzu, nämlich die, daß sich die japanische Sprache nicht in die Regeln der Grammatik westlicher Völker einfangen und festhalten läßt, sondern daß man es hier mit einem Antipodenvolk zu thun hat, dessen ganze Anschauungs- und Denkweise von der unsrigen verschieden ist und von uns ein fortwährendes Umdenken unsrer Begriffe, ein Verstehen der Geistesart und des Volkscharakters des Japaners verlangt. Mit einem Wort: dem Rätsel der japanischen Sprache ist nicht vonseiten der Grammatik (wie Treffliches auch darinnen Lange, Chamberlain, Imbrie, Aston geleistet haben), sondern vonseiten der Psychologie beizukommen. In den beiden nun folgenden Hauptteilen unterwirft Munzinger I. das äußere Gepräge (S. 108—111) und II. das innere Gewebe der Sprache (S. 111—139) einer psychologischen Analyse.

Der äußere Eindruck, den das Japanische beim Anhören macht, ist ein

doppelter. Einerseits ist der Ausdruck durch das Fehlen des Artikels, der persönlichen Fürwörter 2c. sehr kurz. Andrerseits ist die Etikettensprache wie auch unser Hofsprache und der höfliche Briefstil unsrer Urgroßväter gewunden. Aber auch die gewöhnliche Ausdrucksweise ist breit, weil sie vor allem nach Anschaulichkeit strebt. „Der Europäer ist mit dem Gedanken zufrieden, nicht so der Japaner.“ „Er denkt mit seinen fünf Sinnen, und der Ausdruck dieses Denkens, d. i. die Sprache, steht unmittelbar auf dem Grund der Wahrnehmung.“ Daher ist die japanische Sprache konkret, beweglich, drastisch. Manche Predigt erinnert an Abraham a Santa Clara oder an die eines richtigen Landpfarrers. Sie ist dem „Verständnis der Bauern angepaßt“, „packend“ und „die Gedanken nicht zu dick gesät“. Daher können Japaner auch bis zu 6 oder 8 Stunden Vorträge anhören, ohne zu ermüden. Sie sind „Meister im amüsanten Gerede“ und der Geschichten- oder Märchenerzähler eine der beliebtesten Figuren.

Aber daneben hat die Sprache auch ihre Schwäche: „sie gleicht dem Bach mit ungehindert guter Strömung, nicht dem Strom mit seiner geheimnisvollen Tiefe“. Der Ausdruck ist trotz der unendlich vielen „Gedichte“, die zu allen Jahreszeiten an blühenden Bäumen oder schönen Aussichtspunkten aufgehängt werden, prosaisch. Der Japaner ermangelt „der sanften Sinnigkeit und glühenden Phantasie des Semiten wie auch der genialen Großartigkeit der Indogermanen“, er „huldigt einer nüchtern mechanischen Weltanschauung, die sich als Prosa in seiner Sprache wiederfindet“.

Viel schwieriger als die Darlegung des äußeren Gepräges ist die Untersuchung des inneren Gewebes der japanischen Sprache. Da aber hier der Verfasser naturgemäß sehr ins Einzelne geht, zu dessen Verständnis eigentlich eine Kenntnis des Japanischen unumgänglich ist, kann ich aus seinen feinen Bemerkungen nur verhältnismäßig weniges herausgreifen.

„Am unmittelbarsten zeigt sich der Charakter des Japanischen als Anschauungssprache in dem Reichtum an Naturlauten“, welche sich nicht bloß im Gespräch, sondern auch im Vortrag finden. So ist der Sprechende nicht zufrieden, einfach zu sagen „es donnert“, sondern er fügt noch den Laut des Donners hinzu „goro goro“ wenn er von ferne droht, „gachi gachi“ bei den Schlägen des nahen Gewitters. „Es ist der Versuch einer Nachbildung der Wirklichkeit auf dem Gebiet des Hörens“, ähnlich wie bei den chinesischen Zeichen auf dem des Sehens. Es ist dies zugleich ein Beweis für die große Konkretheit der Sprache. Die Abstrakta hält sie sich möglichst fern, vor allem ist sie nicht imstande, ihnen, wie das bei uns so häufig geschieht, Thätigkeit beizulegen. Man sagt also nicht: die Geschichte lehrt — denn sie ist ja keine Person, hat keinen Mund 2c. — sondern: wenn wir die Geschichte untersuchen, so lernen wir.

Hiermit scheint eine andere Thatsache nicht zu stimmen, nämlich die, daß im Japanischen die unpersönliche Ausdrucksweise zu den charakteristischen Merkmalen gehört, daß fast alle persönlichen Fürwörter weggelassen werden. Man fragt also nicht: „Haben Sie die Kirschblüte gern?“ sondern: „Kirschblüte gern mögen?“ Bekanntlich ist dies die kindliche Art, zu sprechen, die bei den in Europa geborenen Kindern etwa bis zum 3. Jahr vorwiegt, die ich aber meinen eignen in Japan geborenen Kindern, darunter einem Knaben von 5½ Jahren, noch ebensowenig wie die japanische Satzkonstruktion habe abgewöhnen können. „Für das Kind ist eben alles und jeder weder ich noch du, sondern ein Drittes, Neutrales, ein Ding.“ Und so erklärt sich die Unpersönlichkeit aus der Kindlichkeit, Ursprünglichkeit der japanischen Sprache.

Aus demselben Grund leitet unser Verfasser, — ob mit Recht, wird gleich zu untersuchen sein — das Vorwiegen des Verbums im Japanischen her. Das Kind und der der Natur nahestehende Mensch hat wenig Sinn für das Ruhende, umsomehr aber für die Bewegung. Das Verbum nun

drückt die Bewegung aus, das Nomen die Ruhe. Und so, fährt Munzinger fort, können wir die alles überwiegende Bedeutung des Verbs im Japanischen wiederum psychologisch aus dem Volkscharakter verstehen. Damit hängt zusammen, daß Verba sinnlicher Anschauung ungemein häufig vorkommen, während das Japanische in abstrakten und der subjektiven Sprache angehörigen Zeitwörtern, also denen des Denkens, Fühlens und Wollens, hinter den westlichen Sprachen zurücksteht. Bezeichnend ist auch, daß die Sprache das Passiv, die Form, welche keine Thätigkeit und Bewegung einschließt, fast durchweg vermeidet.

Von Temporibus giebt es nur Gegenwart und Vergangenheit, aber kein Futurum. Ganz natürlich, denn die ersten beiden liegen in der Erfahrung abgeschlossen vor. Die Zukunft dagegen ist ein dunkles, unbekanntes Land, in dem die Wirklichkeit keinen festen Halt findet und mit dem der konkrete, nüchterne Sinn sich nicht beschäftigt. „Auch unser Bauer braucht statt des Futurums meist das Präsens, wendet er aber die Futurform an, so meint er dieselbe in der Regel nicht als Futur-, sondern als Wahscheinlichkeitsform." Wie das deutsche „Werden", ist auch das „Sollen" und „Müssen", welche beide ein Schuldigsein, (vgl. das englische should und das deutsche Schuld), eine Verpflichtung ausdrücken, im Japanischen überhaupt nicht wiederzugeben. Es giebt keine „Ethik des Verbums", ein Umstand, der allerdings stark an den utilitaristischen Charakter des Volks erinnert.

Neben dem Verbum behandelt Munzinger das weniger wichtige Nomen nur kurz und macht nur einige feine Bemerkungen über das Adjektiv. Dasselbe ist unsrer Sprache gegenüber sehr beschränkt und ist einerseits ganz substantivisch, andrerseits Verbaladjektiv. Im letzteren Fall wird es ganz wie ein Verbum behandelt.

Der Satzbau, mit dessen Besprechung der Verfasser seinen zweiten Teil abschließt, zeigt uns ganz besonders den antipodischen Charakter der merkwürdigen Sprache. Wie die Schrift nicht von einer Seite nach der andern läuft, wie bei den Indogermanen oder Semiten, sondern von oben nach unten, so ist auch die Wortstellung im Japanischen umgekehrt. „Die Ohren der Katze" 1. 2. 3. 4., wird in seiner Sprache geradezu auf den Kopf gestellt: 4. neko (Katze) 3. no (der) 2. mimi (Ohren) 1. wa (die). „Das Wichtigste kommt immer hintennach. Die letzte Stelle im Satz ist von größter Bedeutung und gehört darum dem Verbum. Ehe das Verbum kommt, weiß man nicht, woran man ist". Es „erscheint wie ein Feldherr, welcher hinter den wohlaufgestellten Truppen steht und von dort aus alles übersieht und leitet". Ebenso wie mit Nomen und Verbum verhält es sich mit Neben- und Hauptsatz. Der letztere steht immer nach. Die langen japanischen Sätze könnten Bedenken erregen gegen die Behauptung von der Kindlichkeit der Sprache, aber unser Autor hält diesem Einwurf entgegen, daß die Neben- und Unterordnung des Satzgefüges allerdings mehr eine äußerliche ist, während die Ausdrucksweisen für kausale, konzessive, adversative Verhältnisse, die ein besonders scharfes Nachdenken verlangen, allerdings sehr zu wünschen übrig lassen.

In dem Schluß seiner Abhandlung faßt der Autor das Resultat seiner Arbeit zusammen. Er hebt noch einmal die Stärke und Schwäche der japanischen Sprache hervor und kommt zu dem Ergebnis, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt nicht fähig ist, Trägerin der modernen Kultur zu werden. Sie muß also entwickelt werden. Ist dies möglich, und zwar nicht bloß bei der Schrift, sondern auch bei der Umgangssprache, welch' letztere allein wirklich ins Volk dringt? Munzinger zweifelt nicht daran, denn das Japanische gleicht nicht einem ausgelebten Greis, sondern einem Kind, an dessen Erziehung noch nicht viel verpfuscht ist. Freilich wird diese Umgestaltung, — wenn sie sich überhaupt vollzieht — Jahrhunderte in Anspruch nehmen. Denn — und darauf weist der Schlußsatz der Arbeit hin — „durch die mechanische Einführung

neuer technischer Termen, so sehr dieselbe notwendig ist, ist der japanischen Sprache noch lange nicht gedient. Eine gründliche Reformation ist nur möglich von innen heraus, aus der Sprache eigenstem Geist".

Soweit mein Referat über Munzingers Arbeit. Daß eine Untersuchung, die sich über so weite und bisher so wenig erforschte Gebiete erstreckt, und die viel mit Kombinationen arbeiten muß, gar manche anfechtbare Behauptungen und Ausführungen enthält, ist nur zu natürlich.

Gleich beim ersten Durchlesen fiel mir auf, daß des Verfassers Hypothesen bisweilen doch allzukühn aufgestellt, seine Folgerungen zu rasch gezogen sind, daß er manchmal mehr spekuliert, als aus Thatsachen beweist. Auch hätte ich eine häufigere Herbeiziehung noch andrer Sprachen neben dem Deutschen und eine noch genauere Beobachtung der Kinderwelt gewünscht. Ein befreundeter Philologe, Herr Dr. Krumbholz in Eisenach, dem ich Munzingers Arbeit vorgelegt, hat mir dieses Urteil im wesentlichen bestätigt und mir auch sonst manchen sehr dankenswerten Wink erteilt. Besonders hat er mir aus seiner reichen Kenntnis der klassischen Sprachen heraus eine Reihe Beispiele angeführt, die eine ganz ähnliche Breite und Anschaulichkeit, wie im Japanischen, vergleichsweise bei Homer, eine ähnliche Vermeidung vom Abstrakten, besonders in Verbindung mit Verben, die eine Bewegung ausdrücken, im Lateinischen nachweisen, woraus also hervorgehen würde, daß Munzinger die Naivität zu einseitig dem Japanischen zuspricht.

Auffällig ist andrerseits, daß der Verfasser der japanischen Sprache eine besonders scharfe Logik vindiziert (S. 122a, 123b, 138ab) ein Urteil, das er doch eigentlich wieder aufhebt, indem er diese Logik als eine des common sense bezeichnet (114a) und in ihr scharfe Ausprägung der kausalen, konzessiven und adversativen Verhältnisse vermißt (139a), in denen sich doch die Logik besonders deutlich zeigt. Noch anfechtbarer erscheint mir die scharfe Gegenüberstellung von Grammatik und Logik (122a, 123b), als wäre die Grammatik von den Grammatikern gemacht, ein bloßes Kunstprodukt der Ausbildung der Sprachformen, ohne Berücksichtigung des Denkinhaltes. Und doch weiß jeder, daß das Studium der Grammatik, z. B. der klassischen Sprachen, in hervorragender Weise geeignet ist, das logische Denken zu wecken und zu schärfen.

Allzugewagt wollen mir auch die Folgerungen dünken, die Munzinger an seine, allerdings höchst feine und geistvolle Untersuchung der beiden sogenannten Subjektspartikeln ga und wa anknüpft. Er glaubt mit dieser bewiesen zu haben, daß im Japanischen die Sprachentwicklung vom Verbum ausging und das Nomen erst nachfolgte und möchte auch für andere Sprachen denselben Entwicklungsgang vermuten.

Was das Hebräische und Arabische betrifft, kann ich ihm darin nicht beistimmen. Auch hier stehen sich Verbum und Adjektivum (aber auch Substantivum) genau so nahe oder näher, als im Japanischen (während Munzinger dies Verwandtschaftsverhältnis zu einseitig für das Japanische in Anspruch nimmt). Aus den Grundformen gatala, gatila, gatula können durch Verlängerungen, Verkürzungen oder Weglassung von Vokalen, Verdoppelung von Konsonanten 2c., Verba, Substantiva, Adjektiva entstehen. Von diesen dreien scheint aber der Substantivbegriff der älteste zu sein, wenigstens muß man doch wohl auch das Verbum gatala Mörder (ist — er), gatal (an) ta Mörder (bist) du 2c. übersetzen. Für Ursprünglichkeit des Nomens gegenüber dem Verb spricht auch die Beobachtung der Kinder, welche meines Wissens ohne Ausnahme mit Nominibus zu sprechen beginnen und das Verb erst später hinzulernen.

Was die Entwicklungsfähigkeit und Wahrscheinlichkeit des Japanischen betrifft, so glaubt Munzinger an dieselben. Aber, wie es scheint soll die

Entwicklung gleichsam durch Volksbeschluß angenommen und durchgeführt werden; das wäre doch ein Kunstprodukt und nicht eine Entfaltung „aus der Sprache eigenstem Geist“ heraus. Wenn Verfasser hier Mißverständnisse abschneiden wollte, so hätte er besser noch einige Andeutungen gegeben, wie er sich den Verlauf der Entwicklung etwa vorstellt.

Doch mit diesen kritischen Bemerkungen sei es genug. Sie fallen nicht ins Gewicht gegenüber dem, was bedingungslos anzuerkennen ist und zwar nicht bloß von mir, sondern von allen, die sich aufmerksam in Munzingers Arbeit vertiefen. Sie ist außerordentlich lehrreich für alle, welche Japanisch verstehen oder nicht verstehen, voll einzelner feiner Beobachtungen, die Munzinger teils selbst, teils mit Hilfe seiner japanischen Lehrer, besonders des Herrn Muko von der deutschen Mission gemacht hat. Vor allem ist sie dadurch wertvoll, daß sie ganz neue, bisher unbetretene Wege für die Erforschung der japanischen Sprache weist. Die psychologische Analyse ist ihre Stärke. Sie verrät, daß Munzinger zu derselben nicht bloß eine große natürliche Begabung besitzt, sondern auch, daß er durch die Schule seines und meines hochverehrten Lehrers Karl Holsten hindurchgegangen ist, der dieselbe in bekannter Meisterschaft auf den Paulinismus und im Kolleg auch auf Religions- und Sprachphilosophie (auf letztere allerdings anders als der Verfasser) angewendet hat.

Soviel steht fest: Munzingers Abhandlung ist ein neuer Wegweiser auf dem beschwerlichen Weg der Aufhellung der japanischen Sprache, an dem auch noch später jeder, der sich mit der Erforschung der Sprache und des Charakters der Japaner befassen will, sei er nun Philolog oder Historiker, Philosoph oder Missionar, wird Halt machen und sich auf die rechte Spur wird weisen lassen müssen.

Göttern in Thüringen. O. Schmiedel.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

D. Warneck, Lavigerie (A. M. Z. 94, Apr.). Buchner, Die gerechte Würdigung der heidenchristlichen Gemeinen (A. M. Z. 94, Mai). Dietrich, Confucius, Leben, Wirken und Einfluß. 2 u. 3. (A. M. Z. 94, Mai, Juni). D. Martin Kähler, Die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem Neuen Testamente (A. M. Z. 94, Juni). J. Hesse, Ist ein Vorläufer nötig? (Basler M. M. 94, Apr.) Die holländischen und skandinavischen Missionsfelder (Basler M. M. 94, Apr.). Oehler, Gedanken über Evangelisation und Mission (Basler M. M. 94, Mai). J. Richter, Der Religionskongreß in Chicago (Basler M. M. 94, Juni). A. Wenger, Von Bern nach Kalkutta. Aus dem Leben des Missionars D. Joh. Wenger. 1. (Basler M. M. 94, Juli). Diedrich Bavendamm (Nordd. Miss.-Bl. 94, Apr.). Carl Schneider (Nordd. Miss.-Bl. 94, Juni). Berthold, Die Missionsstunde (Berl. M. B. 94, 5/6). Generalversammlung der Rheinischen Missionsgesellschaft (Rhein. M.-G. 94, 5). Bericht über unsere Missionsgebiete (ebenda). Dr. Bockemeyer, Die Vorstandssitzung und Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft (D. Kol. Z. 94, 4). Après le Parlament des Religions de Chicago (Revue de miss. contemp. 94, 4). G. W. Knox, The Worlds Parliament of religions (Church at H. and Abr. 94, 6). Dr. Bruce, Mohammedanism and Christianity, a reply

to Prof. M. Müller (Church. Miss. Int. 94, 4). H. Morris, England and Uganda (ebenda, 5). Women missionaries in C. M. S. fields (ebenda), The ninety-fifth anniversary of the Church Missionary Society (ebenda, 6).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Warneck, Missionsrundschau, Amerika (A. M. Z. 94, Juni). A. F. Beard, Der gegenwärtige Zustand der Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas (Basler M. M. 94, April). Die Mission unter den Chinesen in Nord-Amerika (Basler M. M. 94, Juni). Labrador (Forts. u. Schl.) (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, April, Mai). Moskitoküste (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, April, Mai, Juni). Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, Juni). Grönland (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, Juni). G. Raynaud, Les trois principales Divinités mexicaines: Quetzalcohualt, Tezcatlipoca, Huitzilopochtli (Revue de l'hist. des rel. XXIX. 2). La mission dans la Terre de Feu (Revue de miss. contemp. 94, 6). C. R. Hager, Our duty to the American Chinese (The Miss. Her. 94, 6).

B. Afrika.

A. Merensky, Mohammedanismus und Christentum im Kampfe um die Negerländer Afrikas (A. M. Z. 94, April). D. Warneck, Der französische Konflikt mit Madagaskar (ebenda). P. Richter, Wie es jetzt in Uganda steht (ebenda). Eine Missionsreise in Kamerun (Forts. u. Schluß) (Basler M. M. 94, April, Mai). Der Sieg des Christentums in Uganda (Basler M. M. 94, Mai, Juni, Juli). Die Kru-Neger auf der Liberiaküste (Basler M. M. 94, Juli). Andreas Aku in seiner Heimat (Nordd. Miss.-Bl. 94, Mai), Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, April, Mai). Ekombela (Sulumission) — Bethel (Betschuanenmission) — Limao (Hermannsburger Miss.-Bl. 94, Mai). Bericht der Station Polfontein (Betschuanenmission) — Aus Manuane (Betschuanenmission) — Bericht der Station Melorane über das letzte Halbjahr 1893 (Hermannsburger Miss.-Bl. 94, Juni). Nachrichten aus Südafrika, Synode Kap-Kolonie (Berl. M. B. 94, 5/6). Nachrichten aus der Synode Britisch-Kafferland (Berl. M. B. 94, 7/8). Nachrichten aus der Synode Oranje-Freistaat (Berl. M. B. 94, 7/8 u. 9/10). Nachrichten aus der Synode Südtransvaal (Berl. M. B. 94, 9/10). Setschele (Monatsbl. f. öffentl. Miss. 94, 6). Kisserawe — ein Heim für befreite Sklaven (Fortsetzung) (Ostafrikanische M. N. 94, 4 u. 5). Car. Meinhof, Aus der Missionsarbeit in Kamerun (Missionsfreund 94, 4 u. 5). Oskar Baumann, Ostafrikanische Schulen (D. Kol. Z. 94, 4). Der Krieg in Südwestafrika (D. Kol. Z. 94, 5). Nochmals das Kamerun-Abkommen (ebenda). Bilder aus Kamerun (ebenda). Oskar Baumann, Europäische Siedelungen in Ostafrika (ebenda 94, 6). Dr. Kaerger, Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden (ebenda). A year's Work in Kyagwe, Uganda (Church Miss. Int. 94, 5). The Uganda mission (ebenda, 6). O. Sorelsen, Arnots Missjonsvandringer og Garenganzemissjonen (Nordisk M. T. 94, 1).

C. Asien.

Warneck, Missionsrundschau, Hinterindien (A. M. Z. 94, April). J. Flad, Chinesische Gottesdienste (Calwer M.-Bl. 94, April). W. Lütze, Brief von den Blauen Bergen (Keti) (ebenda). R. Lechler, Brief aus China (Hin nen) (Calwer M.-Bl. 94, Juni). Bericht über unsere indische Mission für das Jahr 1893 (Hermannsburger M.-Bl. 94, April, Mai, Juni). Unsere Missionare in China (Berl. M.-B. 94, 5/6 u. 7/8); Japan (Monatsbl. f. öffentl. Miss.-St. 94, 4);

Sumatra (ebenda 94, 5). Miſſion auf Borneo (Rhein. Miſſ. 94, 5). Aus unſerer Battamiſſion (Rhein. Miſſ. 94, 6). Reiſe von Miſſionar Renken nach Djurong (ebenda). Kupfernagel, Der erſte Bericht über Chakradharpur (Biene a. d. Miſſionsf. 94, 5 u. 6). Nottrott, Von der Generalkonferenz der Kolsmiſſion (ebenda 94, 6). Dr. Neubaur, Oppenheims Reiſe von Damaskus nach Moſul und Bagdad (Deutſche Geogr. Bl. 94, 2). S. de Blonay et L. d. l. Vallée Poussin, Légende de Vidudabha, traduite du Dhammapada (Revue de l'hist. des rel. XXIX, 2). Les hors-caste dans l'Inde méridionale (Revue d. miss. contemp. 94, 4). La mission et les aveugles en Chine (ebenda, 5) G. Smith, Prospects of conversion of India (Church at H. and Abr. 94, 4). R. Ewing, Work in the Punjab (ebenda). H. Kellogg, The new year's outlook in India (ebenda, 5). E. P. Dunlap, Missionary exploration in lower Siam (ebenda). W. Dodd, Shall we take Laos (ebenda). H. Loomis, Christian activities of Japan (ebenda, 6). P. Ireland Jones, The lieut.-governor of Bengal on indian missions (Church Miss. Int. 94, 4). id. The conversion of India (ebenda, 5). The outlook in Japan (The Miss. Her. 94, 4). H. Kingman, China, The convention of the student volunteer-movement (ebenda). H. Loomis, Protestant missionary work in Japan for 93 (ebenda, 5). James S. Dennis, The strategic-import of missions in the Levant (ebenda, 6). H. Loomis, Christian work in Japan (ebenda). Br. J. Wijngaarden, De zending onder de Karow-Battaks in Deli, nar het Jaarverslag over 93 (Maandbericht v. h. Nederl. Zendelingg 94, 6) C. Poensen, Jets over de Javaansche desa (Fortſ.) (Mededeelingen v. Nederlandsche Zendelingg 38, 1), Uit de aanteekeningen der Minahassische Onderwijzers (ebenda). J. E. Norenius, Nagra drag ur Ceylons missionshistoria (Meddelanden f. Studentmissionsf. i. Upsala 94, 1).

D. Südſee.

Warneck, Miſſionsrundſchau, Südſee (A. M. Z. 94, Mai). Oceanien (Nordd. Miſſ.-Bl. 94, Mai). Ernſt Tappenbeck, Die Stationen in Kaiſer-Wilhelmsland (D. Kol. Z. 94, 5 u. 6). Samoa (ebenda 94, 6).

Vereinsnachrichten.

Von unſeren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Berichte unſerer Miſſionare.

I.

Unſere Miſſionare berichten am 31. Januar 1894 (vgl. Heft 2 S. 113) über den Stand und die Arbeiten der theologiſchen Schule folgendes:

Um ein engeres Zuſammenhalten der Schüler zu veranlaſſen, wurde eine „Theological Students Society“ nach Art unſrer deutſchen theologiſchen Vereine begründet, in der Schüler und Lehrer, nebſt Minami, alle 14 Tage im Hauſe Chriſtliebs oder Munzingers zum Abendeſſen zuſammenkommen und ein Schüler einen Vortrag oder Aufſatz vorlieſt. Der von Fujita vorgetragene Aufſatz wurde im Shinri veröffentlicht.

In der Bibliothek wurde ein Lesezimmer eingerichtet mit japanischen, englischen und Missions-Zeitschriften.

Beim Semester-Examen, dessen Resultat durchschnittlich „gut“ war, wurden folgende Fragen gestellt:

Altes Testament: 1. Die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte Israels und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Nation. 2. Das Verhältnis von Samuel, Saul und David in Überlieferung und Geschichte.

Philosophie: 1. Periodisierung und Einteilung der griech. Philosophie. 2. Die Probleme des Seins und des Werdens und ihre Lösung in der eleatischen, heraklitischen und atomistischen Philosophie. 3. Die Bedeutung der Sophisten und des Sokrates für die Entwicklung der Philosophie. 4. Ethik und Wissenschaft bei Sokrates.

Psychologie: 1. Die hauptsächlichen Theorien über das Verhältnis von Körper und Geist. 2. Die Probleme der unbewußten Geistesthätigkeit, besonders der Traum.

Ethik: Nomismus und Antinomismus.

Kirchen- und Dogmengeschichte. Die Lehre Augustins. — Die Lehre von der Versöhnung. — Die Lehre von der Transsubstantiation. — Joh. Hus.

Griechisch: Formenlehre: Deklination und Konjugation. — Übersetzung von 1. Thess. 3.

Das historisch-philosophische Examen, mit dem nach unserm Studienplan nach 4 Semestern das Studium der Philosophie, der Kirchen- und Dogmengeschichte, des Alten Testaments und des Griechischen abgeschlossen wird, wurde von Oguri bestanden. Themata waren:

Philosophie: 1. Entwicklung des Materialismus von seiner Erneuerung in der Renaissance bis zum Systeme de la Nature. 2. Die im Darwinismus enthaltenen Probleme und ihr gegenseitiges Verhältnis. 3. Mein Lieblingsphilosoph aus der Zeit nach Kant (Fichte), Darstellung seines Systems mit Berücksichtigung seiner Quellen und seiner Fortbildung. Mein Urteil über seine Bedeutung. 4. Erfahrung und Denken in ihrer Bedeutung für die Erkenntnistheorie. 5. Das Kausalitätsgesetz und der Begriff des Wunders.

Kirchengeschichte: 1. Die Reformbewegungen des XV. Jahrhunderts. 2. Die 4 ersten ökumen. Konzilien und ihre Beschlüsse.

Altes Testament: 1. Vorbereitung, Entstehung und Komposition des Deuteronomiums. 2. Die prophetische Bewegung und ihr Niederschlag im Priester-Codex. 3. Geschichte und Darstellung der verschiedenen Theorien über die Komposition des Pentateuchs.

II.

Von unserer Missionarin Auguste Diercks, die, wie wir schon im vorigen Hefte mitteilten, gegenwärtig sich auf der Heimkehr befindet, liegt uns noch ein Bericht über ihre vorjährige Thätigkeit vor, aus dem wir das Wichtigste unseren Lesern mitteilen:

1. „Die Frauengemeinde in Hongo ist beim Abschluß dieses Arbeitsjahres in demselben Zustand, wie beim vorigen. Es sind einige neue Glieder hinzugekommen, aber in derselben Anzahl sind ältere fortgezogen; drei etwa fünfzehnjährige Mädchen aus der Sonntagsschule wurden getauft. Der Kirchenbesuch war durchweg ein verhältnismäßig guter. Um den einzelnen Frauen Gelegenheit zu geben, besser miteinander bekannt zu werden und dadurch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit bei ihnen hervorzurufen, haben wir einmal im Monat eine gesellige Zusammenkunft, abwechselnd bei mir und Frau Dr. Christlieb im Hause, bei welcher aus japanischen Zeitschriften vorgelesen wird. Ich habe diese Einrichtung als förderlich für die Frauen der Gemeinde gefunden, und sie selbst scheinen Gefallen daran zu finden. Im übrigen habe ich mich nach wie vor bemüht, den einzelnen Frauen

und Mädchen näher zu treten, indem ich persönliche Beziehungen mit ihnen anknüpfte, sie oft besuchte, besonders bei Krankheitsfällen, und jederzeit für besondere Anliegen der einzelnen eingehendes Interesse hatte, und ich habe manchen Beweis gehabt, daß es mir mehr und mehr gelungen ist, das Vertrauen derselben zu gewinnen.

2. Die Handarbeitsschule ist mit täglicher 4stündiger Arbeitszeit weitergeführt; die Zahl der Schülerinnen ist etwas gestiegen und die Geschicklichkeit derselben hat bedeutend zugenommen, demzufolge ist der Vorrat von bestickten seidenen Taschentüchern ein recht großer geworden. Im Dezember vorigen Jahres habe ich wieder einen Bazar abgehalten, bei dem fast alle vorhandenen Taschentücher verkauft wurden; auch von dem immer noch nicht erschöpften Spitzenvorrat ist wieder ein Teil abgesetzt, und da ich die wenigen Klöpplerinnen fast nur mit Bestellungen beschäftigen kann, hat der Vorrat überhaupt abgenommen. Die jetzt vorhandenen Taschentücher können unmöglich hier verkauft werden, weshalb bei erster Gelegenheit ein Teil derselben nach Deutschland geschickt werden muß. Frau Dr. Christlieb hat sich erboten, 3 Dutzend in Stuttgart bei ihren Freunden unterzubringen, ich desgleichen in Hamburg, und der Vertrieb der übrigen wird hoffentlich durch die Frauen-Missionsvereine in Berlin und Potsdam besorgt werden. Für den Herbst d. J. haben Frau Dr. Christlieb und ich in Aussicht genommen, einen größeren Bazar zu veranstalten, für den wir schon um Beisteuern, in Form von Handarbeiten aus der Heimat, gebeten haben (vgl. Z. M. R. 1893, S. 191 u. 254).

3. Der wöchentlich einmal stattfindende Taufunterricht ist nach wie vor sehr gut besucht. Fast alle Schülerinnen der Handarbeitsschule kommen häufig dazu, und einige Gemeindemitglieder sind stets anwesend. Ich gebe den Unterricht auf Japanisch, seitdem ich Ende vorigen Jahres die Übersetzung des Unterrichtsstoffes beendigt habe; ich würde es aber bei weitem für besser halten, wenn ich frei zu ihnen sprechen könnte; leider beherrsche ich dafür aber die Sprache noch nicht genug. Ich habe mich bemüht, meine Zuhörerinnen an Fragenstellen zu gewöhnen, um besser beurteilen zu können, wie viel sie von dem Gehörten in sich aufgenommen haben, fand es aber sehr schwer, sie dazu zu bringen. Am Schluß des Unterrichts werden einige Lieder aus dem Gesangbuch gesungen.

4. Verschiedenes. Im letzten Jahre habe ich das Sprachstudium fast ganz aufgegeben und habe statt dessen Frau Dr. Christlieb japanischen Unterricht gegeben, 2—3 Stunden wöchentlich, wobei ich selbst mitgelernt habe. In den vorjährigen Sommerferien habe ich viel Japanisch gelernt, aber wenn ich in der Arbeit bin, reichen meine Kräfte nicht aus für anhaltendes Sprachstudium daneben. Ich habe ja sehr viel Gelegenheit zum japanisch sprechen, wodurch ich mindestens imstande bin, meine erworbenen Kenntnisse der Sprache aufrecht zu erhalten, wenn ich auch kaum Fortschritte mache. — In dem japanischen Damenverein habe ich allmonatlich einen Vortrag gehalten, meistens auf Japanisch; zwar erforderte die Ausarbeitung viel Zeit, ich betrachte das aber gleichzeitig als eine der besten Übungen im Japanischen. Meine persönlichen Beziehungen zu den Damen sind äußerst freundschaftlich geworden, der Verkehr ein sehr reger. Eine Dame hat bei mir viele Monate lang Taufunterricht gehabt, aber als sie dann getauft werden sollte, ergab es sich, daß ihr Mann Schwierigkeiten machte. Im Herzen ist sie eine gute Christin, ob sie aber imstande ist, die sich ihr entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden, ist mir zweifelhaft. — Im Frühjahr d. J. haben wir wieder einige öffentliche Vorträge für Frauen gehalten; Herr und Frau Dr. Christlieb waren so freundlich, je einen Vortrag zu übernehmen, und einen hielt ich. Die Zahl der Zuhörerinnen war nicht so groß wie im vorigen Jahr, was zum Teil daran lag, daß stets gleichzeitig viele Versammlungen und Vereine in andern Gemeinden stattfanden. Ich hatte als Thema meines Vortrags: „Soll die Frau zur Selbständigkeit erzogen werden?“; derselbe ist jetzt in der von Pfarrer Yokoi herausgegebenen Zeitung „Kirisuto-kyo-shimbun“ zum Abdruck gelangt. Auch die Vorträge, welche ich im Damenverein halte, werden von dem Verein aus in den

Druck gegeben, und hoffe ich gerade dadurch auf weitere Kreise wirken zu können. — Deutsche und englische Sprachstunden gebe ich jede Woche 5—6; unter den Schülern sind zwei, die beabsichtigen, in die theologische Schule einzutreten, und dafür noch Nachhilfe im Englischen brauchen.

Zur besonderen Freude gereicht es mir, daß Frl. Inasawa seit April 1893 meine Gehilfin geworden ist, darf ich doch hoffen, daß sie der Mission von so großem Nutzen sein wird, daß die Mühe, welche ich mir seit Jahren mit ihrer Erziehung gegeben habe, keine verlorene ist. Frl. Inasawa giebt täglich 3 Stunden Unterricht in der Kinderschule in Hongo, und außerdem hat sie die Pflicht, den einzelnen Kindern persönlich näher zu treten, indem sie dieselben besucht, wodurch sie gleichzeitig in Beziehungen zu den Familien tritt und versucht, die Mütter und etwaige ältere Schwestern mir zuzuführen. Man kann natürlich erst nach geraumer Zeit darauf hoffen, Erfolge zu sehen, ich bin aber fest überzeugt, daß dieselben bei ihr nicht ausbleiben werden. Sie unterrichtet nach wie vor an der Sonntagsschule, giebt den Gesangunterricht in derselben und spielt bei den Gottesdiensten das Harmonium. Im übrigen unterstützt sie mich wo immer sie kann, geht manchmal anstatt meiner Besuche machen, schreibt Einladungen zu den Frauenversammlungen u. s. w. — Die vielen kleinen Pflichten, wie Besuche machen und empfangen, Vereinen und Vorträgen beiwohnen u. s. w. nehmen stets zu und rauben mir viel Zeit, ich halte sie aber für notwendig, auch wenn oft die Mühe eine vergebliche war. Als ich kürzlich aufgefordert wurde, in der „Liberal Conference" einen Vortrag über meine Thätigkeit zu halten, habe ich betont, daß geselliger Verkehr meiner Meinung nach durchaus notwendig sei, ganz besonders für die Frauenmission, weil die Japanerin viel zugänglicher ist, wenn sie in der Missionarin nicht nur eine Lehrerin, sondern auch eine Freundin sieht; um aber solchen freundschaftlichen Verkehr haben zu können, sei die Erlernung des Japanischen Bedingung. Wenn die Japanerin auch nicht die Zeit, die ich ihr in solchem Verkehr widme, genügend schätzt, so ist es ihr doch sehr lieb, wenn ich stets Zeit für sie habe. Ich wüßte nicht, wie ich überhaupt irgend etwas erreichen sollte, wenn ich nicht den geselligen Verkehr und das Anknüpfen von neuen Beziehungen so eifrig pflegte, ganz besonders so lange, bis es einmal möglich sein wird, eine Mädchenschule einzurichten, die mir stets als das beste Mittel für den Erfolg in der Frauenmission erscheint."

Neueste Nachrichten aus Japan.

Auf Grund eines vom 3. Mai d. J. datierten Anschreibens der Missionare hat der Geschäftsausschuß dieselben ermächtigt, auf dem Grundstück der theologischen Schule ein Wohnhaus für die Missionare zum Maximalpreis von 1000 Yen errichten zu lassen, vorausgesetzt, daß das Unternehmen bei der gegenwärtigen politischen Lage nicht auf Schwierigkeiten stößt. — Missionar Pfarrer Munzinger gedenkt einen ihm vom Centralvorstand gewährten längeren Urlaub in diesem Sommer zu benutzen, um mit Dr. E. Faber eine Reise nach China (Peking und Korea) zu unternehmen.

Shinri:

März 1894 (Nr. 53) Dr. M. Christlieb, Goethes Einfluß auf die Kultur des 19. Jahrhunderts. C. Munzinger, Bonifatius, der Apostel der Germanen und der japanischen Christenheit. H. Minami, Leben und Theologie Schleiermachers (Forts. Nr. 54). Dr. S. Kure, Das Ich des Wahnsinnigen. O. Schmiedel, Einleitung in die Offenbarung (Forts.).

April 1894 (Nr. 54) H. Minami, Die historisch-kritische Methode und die Glaubensautorität. H. Maruyama, Die Idee des Menschensohnes in den Evangelien (Forts.). Dr. M. Christlieb, Eine neue Reformationsbewegung in den deutschen Kirchen. Dr. T. Fujishiro, Deutsche Studien.

Aus China.

Aus den Berichten des Missionars Pfarrer Kranz.

Pfarrer Kranz schrieb uns unter dem 4. Oktober v. J. Folgendes:

Die Verteilung von den auf meine Kosten gedruckten einzelnen Kapiteln aus Dr. Fabers Civilisation hat Mitte September bei den Examina stattgefunden. Wir haben, soviel ich von Dr. Richard hörte, 10 Provinzen erreicht; 4000 Exemplare sind z. B. nach der großen, vielversprechenden westlichen Provinz Szechuen gegangen zu Dr. Hart in Chentufu, mit dem Dr. Faber früher seine große Reise nach Thibets Grenze machte. Von der Verteilung in Nanking hörte ich, daß die Studenten die Bücher mit großem Eifer ergriffen hätten. Wir hoffen in der nächsten Zeit noch mehr von anderen Plätzen zu hören. Diese Bücherverteilung ist das einzige positive Missionswerk, auf welches ich in diesem Jahr zurückblicken kann. Möchte es doch Gott, unserem Vater, gefallen, seinen Segen darauf zu legen und es hundertfältig Früchte bringen zu lassen! Wie wenig ist freilich das Gethane für die vielen Millionen! Wir sollten nicht 2000, sondern 200,000 Exemplare der „Civilisation" vor die Gelehrten des Landes (darunter etwa 400,000 Graduierte!) zu bringen imstande sein und nicht bloß dies eine Werk, sondern viele andere gute Litteratur über alle Gebiete des Lebens. Wenn wir jährlich 100,000 M. für diesen Zweck hätten, so könnten wir wohl etwas ausrichten. Doch Gott kann ja auch das Wenige und Geringe als Saatkorn für eine große Reformation in China benutzen.

Wenn ich bedenke, wie wenig ich für China thun kann, so ist es mir oft ein großer Trost, daß die Engländer und Amerikaner in so großer Zahl und mit so bedeutenden Mitteln so eifrig an der Arbeit sind. Wer das Werk thut, ist ja schließlich gleichgültig, wenn nur überhaupt endlich Christus diesen Millionen gepredigt wird. O wie viel Geld wird doch zu Hause für die albernsten, zum Teil sogar schädlichen Luxusartikel ausgegeben und welchen Segen könnte es hier stiften! Ein ganzes Volk, zahlreicher als alle Europäer zusammengenommen, könnte auf einen höheren Standpunkt erhoben, aus den Ketten des Götzendienstes befreit und zu würdiger Brüderschaft in der Menschheitsfamilie erzogen werden. Wenn die Christen zu Hause nur wollten, wie viel könnten sie thun!

Aber es fehlt zu Hause[1]) an vielem, z. B. an einer klaren Einsicht über die allgemeine Missionsverpflichtung (wie viel Einwände dagegen sitzen noch fest in den Herzen!), aber vor allem auch an einer geordneten Kirchenverfassung. Die Bedeutung dieser Frage, insbesondere ihre Bedeutung für die Mission, wird von vielen nicht recht erkannt. Gestatten Sie mir, hier einmal Gedanken Ausdruck zu geben, die mich, je länger ich hier draußen bin, um so mehr mit furchtbarer Gewalt ergreifen und oft mit Wehmut erfüllen, wenn ich an die teure Heimat denke: unsere Kirchenverfassung, besonders unsere Kirchendisziplin ist verfehlt. — Woran liegt es, daß uns die Engländer und Amerikaner in Regsamkeit des religiösen Lebens und besonders in der Missionsarbeit so voraus sind? Ich sage, es liegt ein gut Teil an der Art ihrer Kirchenbildung. Sie verlangen, die freien Kirchen wenigstens, von denen, welche die Ehre haben wollen, Mitglieder einer Kirche zu sein, ein selbstständiges Bekenntnis christlicher Überzeugung und einen Wandel, der wenigstens mit diesem Bekenntnis nicht in offenbarem Widerspruch steht, und alle Mitglieder der Kirche werden zu kirchlicher Aktivität erzogen. Haben wir das auch? In der Theorie wohl, aber nicht in der Praxis. — Dr. Spinner schrieb

---

[1]) Wenn wir auch die folgenden Bemerkungen des Missionars Pfarrer Kranz über unsere heimatlichen Kirchenverhältnisse abdrucken, so folgen wir damit seinem ausdrücklichen Wunsche, überlassen aber Herrn Pfarrer Kranz für diese seine persönlichen Ansichten die alleinige Verantwortung. Die Redaktion.

einmal in einem Aufsatz über „Staat und Kirche", „die Zeit des Staatskirchentums ist mit dem Fortschritt der Civilisation und dem zunehmenden Völkergemisch für immer überwunden". Das unterschreibe ich jetzt, nachdem ich die Welt ein wenig kennen gelernt habe, aus vollem Herzen. Ist es nicht das reine Heucheleisystem, wenn wir zu Hause fortwährend Leute als beisteuernde, vollberechtigte Mitglieder der Kirche Jesu Christi dulden, welche ausgesprochene Skeptiker oder gar ausgesprochene Atheisten sind oder ganz offen einen unmoralischen Lebenswandel führen? Wir sollten nicht auf den angekündigten Massenaustritt der Ungläubigen aus der Kirche warten, sondern um der Wahrheit, um des Christentums willen sollten wir sie selbst sofort hinauswerfen. Der Acker (Matth. 13, 38), aus dem wir das Unkraut nicht herausreißen sollen, ist ja doch wahrhaftig nicht etwa die Kirche (wie man oft von unklaren Theologen sagen hört), er ist die Welt. Wir sollen also nur keine Inquisition treiben. Aus der Kirche, der Zeugin Jesu Christi, aber sollen wir selbstverständlich jeden ungläubigen oder unmoralischen Menschen, wenn er nach wiederholter Ermahnung nicht Buße thut, hinausthuen [cf. Matth. 18, 15—17. 2. Thess. 3, 6 (gebieten . . im Namen Jesu Christi!) 1. Kor. 5, 11—13. 2. Kor. 6, 14—18].

Es ist nach den citierten Stellen also geradezu Sünde, wenn wir in dem gegenwärtigen Zustand verharren, und wir erfahren bereits reichlich das Gericht (Matth. 5, 13), das Salz der Jüngergemeinde ist dumm geworden, es hat seine Salzkraft verloren, darum wird es von der Welt verächtlich behandelt.

Ist nicht unsere Kindertaufe in den großen Städten vielfach eine in Heuchelei ausartende Ceremonie geworden? Ist die Kindertaufe nicht überhaupt auch nach unserer Dogmatik (im Unterschied von der baptistischen) nur dann gestattet, wenn verbürgte Aussicht auf christliche Erziehung der Kinder wirklich vorhanden ist? Ist diese Aussicht bei unseren Massentaufen in unseren großstädtischen Massengemeinden (aber auch auf dem Lande) wirklich verbürgt? Nein. Wir Pastoren wissen sehr oft, daß die Eltern und Paten keine wahren Christen sind, lassen sie aber ruhig „Ja" sagen und taufen ihre Kinder. Fast alle christlich angeregten Kreise der Heimat fühlen es jetzt, daß auch die schöne Konfirmation ihren Zweck in den meisten Fällen verfehlt, daß Veränderungen nötig sind. Die Idee der Konfirmation ist gewiß richtig, aber es ist verfehlt, daß der Konfirmand meist noch so jung und unselbständig ist, und daß das als frei und selbständig gedachte Bekenntnis meist unfrei und unselbständig ist.

Wir sollten die erwachsenen Leute fort und fort vor die Entscheidung stellen, ob sie noch zur Bekennerkirche Jesu Christi gehören wollen oder nicht.

Warum fürchten sich nun soviele ehrenwerte Christen, z. B. auch einige Professoren der Theologie, die ich kenne, vor einer neuen Organisation der Kirche? Ist das nicht im Grunde Kleinglauben gegen Gott? Der Bestand des Christentums hängt doch nicht ab von der Gunst und dem Geld des Staates oder von der scheinbaren Menge seiner Anhänger, sondern von Gott; dagegen wird die Wirksamkeit und die Entfaltungskraft des Christentums sehr gehindert, ja zum Teil unmöglich gemacht durch die ungläubigen und unmoralischen Mitglieder der Gemeinde (Kirche). — Viel besser ist es doch zu wissen, wieviel Christen wir wirklich noch im deutschen Volke haben und diese zu einer aggressiven freiwilligen Gemeinschaft zu organisieren, als so im Traum dahinzuleben. Es sollte sich nicht mehr von selbst verstehen, daß einer „als Christ geboren" werde (was überhaupt nie vorkommt), und daß er konfirmiert ist, sondern es sollte eine nicht gar leicht zu erlangende und große, bewußte Verpflichtungen einschließende Ehre sein, sich ein Mitglied der Bekennergemeinde Jesu Christi (d. i. Kirche) nennen zu dürfen. Jeder Mensch, der in diese Welt kommt, muß, nachdem er die nötige Reife des Verstandes erlangt hat, vor eine wirklich freie Entscheidung gestellt werden, ob er zu Jesus Christus gehören will oder nicht. Weil wir dies unterlassen, weil wir zu glauben scheinen, daß unsere „Christen" gleichsam von selber

wachsen, wenn wir sie nur taufen, etwas unterrichten, konfirmieren und dann laufen lassen, so findet man zu Hause in (NB!) der Kirche verhältnismäßig so furchtbar wenige Leute, welche auf die Straußsche Frage: „Sind wir noch Christen?“ mit einem freudigen, auf Gewißheit ruhenden Ja antworten können. Es ist traurig, aber wenn ich von hier aus der Ferne an unsere Zustände zu Hause denke, muß ich es mir doch mit tiefer Wehmut sagen, wir haben eigentlich gar keine Kirche Jesu Christi zu Hause, d. h. eine geschlossene Bekennergemeinde, einen Empfehlungsbrief des Herrn an die Welt (2 Kor. 3, 3), sondern einen ziemlich ungeordneten Haufen. Lieber doch eine kleine, in sich geschlossene, freiwillige Bekennergemeinde voll Leucht- und Salzkraft im Volksleben, als eine große kraft- und salzlose Massenkirche.

An den im Ausland lebenden Deutschen kann man die Wirkung des bestehenden Kirchensystems vortrefflich studieren. Falsche Prinzipien rächen sich in der Praxis bis ins tausendste Glied. — Diese Sache ist von eminenter, weittragender Bedeutung, und ich wünschte wohl, daß, was Tausende von Theologen in Deutschland fühlen, endlich zur That reifen würde.

Fürchtet man etwa ein Zerspalten der Christgläubigen in verschiedene Denominationen infolge von theologischen Meinungsverschiedenheiten? Wäre das wirklich so zu fürchten? Wäre es nicht in der That viel besser als das gegenwärtige System der Verketzerung und Verhetzung in derselben Kirche, ja in demselben kirchlichen Gebäude, wo z. B. am Nachmittag ein Geistlicher, wenn auch verdeckt aber für den Einsichtigen verständlich, die am Vormittag von seinem Kollegen auf derselben Kanzel geäußerten Ansichten über die Art der Gottessohnschaft Christi angreift, wie ich es gehört habe? Wenn es viele solche wirkliche Christen giebt, die es um dogmatischer Ansichten willen für unmöglich halten, mit anderen in einer Kirche für denselben Herrn zu arbeiten, dann mögen sich doch endlich die Parteien schiedlich friedlich sondern und selbständig organisieren. Es würde sicher ein anständigerer Ton in die Polemik der Christen, besonders der Theologen untereinander kommen, und man könnte die Einigkeit in den Hauptpunkten des Glaubens der Welt gegenüber durch jährliche Allianzversammlungen der Denominationen genügend zum Ausdruck bringen.

Viele sind aber wohl noch von dem ihnen selbst nicht ganz klaren Gedanken befangen, daß die äußere Organisation der Kirche eine einheitliche sein müsse, und wollen deshalb an dem bestehenden System so lange festhalten als nur möglich. Gewiß wäre es schön, wenn auch eine äußere katholische Gleichheit und Gleichförmigkeit sich verwirklichen ließe, aber es ist eben doch einmal faktisch unmöglich, und jeder, der von englischen oder amerikanischen Verhältnissen eine Ahnung hat, wird sich mit Leichtigkeit darein finden. Warum sollten auch Christen, welche besondere Ansichten oder einen besonderen Geschmack haben, sich nicht in selbständigen kleinen Gemeinden organisieren dürfen, wenn sie nur in der Hauptsache mit allen wahren Gläubigen (d. h. der einen wahren Kirche) einig sind? Warum sollten z. B. die Japaner oder Chinesen oder Indier denselben Katechismus, dieselbe Liturgie, dieselben kirchlichen Formen annehmen als die kleine preußische Landeskirche in einem Teilchen Europas? Aus der Vielheit der Kirchengemeinschaften auf Erden entspinnt sich eine für die Gesamtheit nur segensreiche Konkurrenz, d. h. ein Wetteifer zur Ehre des gemeinsamen Herrn. Lasset immerhin mehrere selbstständig verfaßte Kirchengemeinschaften sich bilden (in der Welt, in Deutschland, selbst in Preußen), die in dogmatischen Ansichten, in kirchlichen Formen differieren, aber anständig und liebevoll untereinander verkehren, wie es christlichen Brüdern geziemt. Lasset sie, obwohl innerlich durch einen Herrn für einen großen Zweck verbunden, doch äußerlich getrennt marschieren und vereint schlagen! Wenn nur die Welt weiß, daß sie alle aus freier Entscheidung und Überzeugung zu dem einen Herrn Christus stehen wollen! Das ist viel besser als die **scheinbare** äußerliche Einheit, welche man nur dadurch kümmerlich aufrecht erhält, daß man das Unkraut der Welt in der Kirche wachsen läßt oder daß man einfach die Welt Kirche nennt.

Meine Ausführungen über diesen Punkt sind etwas länger geworden, als ich zuerst beabsichtigte, aber ich fühlte schon lange die Pflicht, dies einmal nach Hause zu schreiben. Für mich ist dazu das wichtigste Motiv, daß ich glaube, wenn wir Deutschen lebendige Kirchen zu Hause hätten, daß wir dann auch auf dem Missionsgebiet mit mehr Mitteln und Truppen aufmarschieren könnten. Kirchen-Prinzipien tragen heutzutage bei dem gesteigerten Menschenverkehr eben nach allen Seiten hin weitgehende Konsequenzen. Wenn unsere lieben Landsleute hier draußen zu Hause einst anders kirchlich erzogen wären, so würden sie auch leichter eine dauernde Pastoration, Kirchenbau und Schuleinrichtung zustande bringen.

Pfarrer Hackmanns Ankunft und Amtseinführung in Shanghai.

Pfarrer Lic. Hackmann ist am Morgen des 15. April glücklich in Shanghai eingetroffen (vgl. Heft 2 S. 122). Er wurde an der Landungsstelle vom Vorsitzenden der evangelischen Gemeinde, Herrn Vizekonsul Dr. Eiswaldt, sowie von unseren Missionaren Dr. Faber und Paul Kranz empfangen und hat in der Gemeinde überall freundliches Entgegenkommen gefunden.

Am folgenden Sonntag, dem 22. April, fand die feierliche Amtseinführung statt. Wir teilen im nachstehenden den Bericht mit, den der in Shanghai erscheinende Ostasiatische Lloyd in seiner Nr. 29 vom 27. April über diese Feier veröffentlicht hat:

„Die Union Church war bei Gelegenheit der Einführung des neuen Seelsorgers der hiesigen deutschen protestantischen Gemeinde, Herrn Lic. theol. Hackmann, durch die Herren Pastoren Dr. Faber und Kranz, am vergangenen Sonntag (dem 22. d. Mts.) recht gut besucht. Die schönen Worte des Herrn Pastors Kranz, mit denen er von seiner Gemeinde, der er seit etwa 18 Monaten vorgestanden, Abschied nahm, verfehlten nicht ihre Wirkung, während das mit der Einführung seines Nachfolgers durch Herrn Dr. Faber verbundene Ceremoniell einen höchst feierlichen Charakter trug. Herr Lic. theol. Hackmann hatte sich zu seiner Erstlingsrede Matth. 14, 22 u. 23 als Text gewählt. Wir müssen offen gestehen, daß es uns nur selten vergönnt gewesen ist einer solchen vorzüglichen Rede zuzulauschen, wie der unseres neuen Seelsorgers, die vom Anfang bis zum Ende in hoch poetische Worte gekleidet war und die Aufmerksamkeit der Anwesenden mit größtmöglicher Spannung fesselte. Die deutsche protestantische Gemeinde Shanghais sollte sich glücklich schätzen, daß die Pastoration sich in den Händen eines solchen gewandten Redners befindet, und wir wollen hoffen, daß die Kirchenbänke in Zukunft an Sonn- und anderen Festtagen stets so zahlreiche, — und noch zahlreichere, — Zuhörer aufweisen können, wie am vergangenen Sonntag.

Daß es gelungen ist die durch den Rücktritt des Herrn Pastors Kranz, — der sich der Missionsarbeit in China zu widmen gedenkt — verursachte Vakanz so schnell und geeignet zu füllen, beweist jedenfalls, daß unsere deutsche protestantische Gemeinde lebensfähig ist. Und warum sollte sie es auch nicht sein, wenn wir einmal in Betracht ziehen, daß das deutsche Element Shanghais beständig im Zunehmen begriffen ist, und daß die Frömmigkeit ja einen der schönsten Charakterzüge des Deutschen ausmacht. Zu wünschen wäre nur, daß sich die Gemeinde recht bald in der Lage befände, den Gottesdienst in ihren eigenen Räumlichkeiten abzuhalten. Hierzu sollte sich die als „Mortuary Chapel" bekannte Kapelle auf dem alten Kirchhofe in der Schantung Road, die leider z. Zt. zu anderen Zwecken benutzt wird, nach einigen Abänderungen wohl eignen. Doch glauben wir, daß es nicht schwer halten würde von der Munizipalität, welcher die alte Friedstätte gehört, die Kapelle zu mieten, event. anzukaufen. Denjenigen aber, welche sich zu den Mitgliedern der protestantischen Gemeinde rechnen, können wir es nicht zu nahe ans Herz legen, sich stets daran zu erinnern, daß der Erfolg bezw. der Nichterfolg des deutschen Kirchenwesens hierselbst einzig und allein von ihnen selbst abhängt. Daß Herr Pastor Hackmann seiner-

seits seine Pflicht und Schuldigkeit thun wird, darüber sind wir keinen Augenblick im Zweifel, denn er ist — und hierin stimmen uns unsere Leser insgesamt bei, die ihn kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt haben — der rechte Mann am rechten Flecke".

Aus den Zweigvereinen.

Dem Jahresbericht des Berliner Missions-Frauen-Vereins für 1893 entnehmen wir folgende Notizen: „Wir zählten am Schlusse des Jahres 1893 205 gegen 209 Mitglieder im Jahre 1892. Unsere Einnahme dagegen hat sich von 1460 Mark im Jahre 1892 auf 2540 Mark gehoben. Zu dieser größeren Einnahme hat besonders eine Verlosung von japanischen Artikeln, Spitzen, Photographien und Handarbeiten aller Art im Kreise unserer Mitglieder und Freunde beigetragen. Wir wurden bei diesem Unternehmen durch den Frauenverein in Potsdam, durch Freunde in Stettin, Greifswald und Stralsund in dankenswerter Weise unterstützt, so daß wir eine erhebliche Summe zur Deckung des am Ende des Jahres 1892 in der Centralkasse unseres Missionsvereins vorhandenen Defizits beisteuern konnten.

An unserer Mission in Japan haben wir den lebhaftesten Anteil genommen. Wir standen mit unserer Missionarin Fräulein Diercks und Frau Missionar Pfarrer Christlieb in regem Verkehr. Zu unserem Bedauern konnten wir uns wegen der kurzen Vorbereitungsfrist an einem Bazar, den Frl. Diercks und Frau Pfarrer Christlieb am 15. und 16. November 1893 in Tokyo veranstalteten, nicht durch Einsendung von Handarbeiten und anderer Verkaufsartikel beteiligen. Wir hoffen, uns an dem im Jahre 1895 geplanten neuen Bazare beteiligen zu können.

Zum Gebrauch bei Haus- und Krankenkommunionen haben wir unseren Missionaren in Tokyo gediegen und geschmackvoll gearbeitete silberne Abendmahlsgeräte geschenkt. Wie groß die Freude unserer Missionare über unser Geschenk gewesen ist, geht aus ihrem Dankschreiben hervor, in dem es u. a. heißt:

‚Wir waren aufs freudigste überrascht von der Schönheit ihrer Gabe, mehr aber noch waren wir bewegt durch diesen sicheren Beweis Ihrer Liebe zu unserer Sache und Ihres barmherzigen Sinnes, der in der Fülle der Weltstadt liebevoll der ärmeren Brüder und Schwestern eines anderen Stammes gedenkt, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.'"

Wir aber wünschen, daß das Band zwischen unseren Missionaren und ihren Gemeinden draußen in der Heidenwelt und uns in der Heimat immer fester geknüpft werde. Dem Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches danken wir auch an dieser Stelle für die gütige Übermittlung unseres Geschenkes an seine Empfänger.

Unsere gesellige Zusammenkunft im Sommer fand am 12. Juni im Park-Restaurant zu Südende statt. Der mündliche Bericht eines aus Japan heimgekehrten deutschen Lehrers, der mit unserer Mission in engster Beziehung gestanden hatte, sowie begeisternde Missionsansprachen von Freunden unseres Werkes gestalteten jenes Zusammensein zu einem sehr genußreichen und anregenden. Am 29. November hielten wir nach gewohnter Weise unseren Familienabend im hiesigen Architektenhause ab (vgl. Heft 1, 63).

Neue Zweigvereine

wurden gegründet:

1. in Königsberg i. Pr. durch unsern bisherigen Vertrauensmann Pfarrer Dr. Liedtke, der nunmehr den Vorsitz des Zweigvereins, welcher bis jetzt 88 Mitglieder zählt, übernommen hat;

2. in Mannheim ein Frauen- und Jungfrauen-Verein. Derselbe steht zunächst unter der Leitung der Vorsitzenden des dortigen Gustav-Adolf-Vereins, Frau Stadtpfarrer Hitzig.

Aus dem Centralvorstande.

Berufung eines neuen Missionars für Japan.

Unser Geschäftsausschuß hat in seiner Konferenz am 7. Juni von den vielen Kandidaten, die sich für die Missionars-Arbeit auf unserem japanischen Arbeitsfelde gemeldet hatten, zwei zur engeren Wahl gestellt und durch schriftliche Abstimmung sämtlicher Centralvorstands-Mitglieder eine Entscheidung zwischen diesen beiden herbeigeführt. Die Mehrzahl der Stimmen fiel auf Herrn Rektor und Prediger E. Schiller aus Tecklenburg in Westfalen.

Emil Schiller, geboren am 16. Oktober 1865 zu Husum in Schleswig, erhielt seine Gymnasial-Bildung in Bonn, studierte in Bonn und Berlin und bestand vor dem Königl. Konsistorium zu Koblenz im Oktober 1888 und Mai 1890 die theologischen Examina. Seit Mai 1890 Hilfsprediger zu Siegburg wurde er nach bestandener Prüfung pro rectoratu im Frühjahr 1892 Rektor der lateinischen Schule und zweiter Prediger der Gemeinde Tecklenburg (Regierungsbezirk Münster).

Am 1. Oktober d. J. wird Herr Prediger Schiller mit der Vorbereitung für seinen neuen Beruf beginnen.

10. Centraljahresfest und Generalversammlung.

Die Generalversammlung unseres Vereins, die diesmal, wie schon mitgeteilt, in Berlin und Potsdam stattfinden wird, ist nunmehr endgültig auf den 16. bis 18. Oktober gelegt worden (vgl. Heft 2 S. 128). Folgendes Programm ist vorläufig festgesetzt:

Dienstag, den 16. Oktober, Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Centralvorstandes im Hôtel Arnim Unter den Linden 44. — Abends 6 Uhr: Gottesdienst in der Jerusalems-Kirche (Ecke der Jerusalemer- und Kochstraße); Predigt von Professor Dr. Bassermann aus Heidelberg. — Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im Hôtel Arnim, Unter den Linden 44.

Mittwoch, den 17. Oktober, Vormittags 9½ Uhr: Generalversammlung, öffentlicher Teil, im Hôtel Arnim, Unter den Linden 44; 1. Eröffnung, 2. Begrüßungen, 3. Jahresbericht, erstattet vom Präsidenten Prediger Dr. Arndt, 4. Vortrag des Ehrenpräsidenten Pfarrer Dr. Buß aus Glarus. — Mittags 12½ Uhr: ebenda, Generalversammlung, geschäftlicher Teil, Versammlung der Abgeordneten der Zweigvereine und der übrigen Mitglieder des Vereins (diese mit beratender Stimme, gemäß § 8 der Statuten). Tagesordnung: 1. Ersatzwahl für fünf statutengemäß (§ 12) ausscheidende Mitglieder des Centralvorstandes, 2. Ersatzwahl für den statutengemäß aus dem Centralvorstand ausscheidenden Präsidenten. 3. Berichte und Anträge der Abgeordneten der Zweigvereine. — Nachmittags 4 Uhr: ebenda, Festessen (Couvert 3 Mk. ohne Wein). — Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung (der Ort der Versammlung wird später bekannt gemacht). Ansprachen werden halten Pfarrer O. Schmiedel, Prediger Lic. Kirmß u. a.

Donnerstag, den 18. Oktober, Vormittags 10 Uhr 5 Minuten: Abfahrt nach Potsdam vom Potsdamer Hauptbahnhof. In Potsdam gemeinsame Spaziergänge, Besichtigung der Schlösser. — Mittags 1 Uhr: Mittagessen im Café Sanssouci. — Nachmittags 5 Uhr: Gottesdienst in der Heilig-Geist-Kirche. — Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung. Ansprachen werden halten Superintendent Dr. Spinner u. a.

Sammelbücher.

Der Geschäftsausschuß hat gemäß dem Beschluß des Centralvorstandes vom 4. April d. J. (vgl. Heft 2 S. 126) Sammelbücher herstellen lassen und Probe-Exemplare derselben an alle Zweigvereine, Vertrauensmänner und Geschäftsstellen versandt mit der Bitte, Sammler zu gewinnen und für dieselben Sammelbücher beim Geschäftsausschuß (Berlin C. Friedrichsgracht 53) zu bestellen. Die Zusendung wird gratis und franko erfolgen.

Die Mission des Propheten Ezechiel.

Predigt über Ezechiel 37, 1—10.

Von **Eugen Börsch**, Pfarrer in Berkersheim bei Frankfurt a. M.[1])

Sei gegrüßt im Namen des Herrn, festliche Gemeinde. Gegrüßt im Namen des Herrn: kein besserer Gruß als dieser. Denn alles, was wahr ist, schön und gut, was die Herzen vereint und verknüpft zu dienender Bruderliebe, was Mut und Kraft verleiht in Sturm und Not, was an Hoffnung und Vertrauen die Seelen durchglüht: es strömt in seinen reinsten Strahlen einzig aus dem nimmer versiegenden Quell des Namens, der über alle Namen ist, des Namens unsers Herrn Jesus Christus.

Sei gegrüßt im Namen des Herrn. Heut' hat für uns dieser Gruß noch besonderen Klang. Zu festlichem Beginnen sind wir versammelt. Der Frankfurter Zweig des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins feiert sein gewohntes Jahresfest.

Da will er Rechenschaft thun von seinem Haushalten, von dem heiligen Werke, welchem er seine Sorge und sein Gebet vorzüglich widmet; da will er Gott danken für die mancherlei Siege und Erfolge, welche unter dem Paniere des Gekreuzigten wider heidnischen Wahn und Aberglauben erfochten sind; da will er, was von Menschen hierbei versäumt und gefehlt ist, was noch ersehnt und erstrebt wird, mit Euch dem ewigen Vater ans Herz legen: und auch so in den ihm gewiesenen Schranken das Seinige wirken, daß alle, die seiner Missionsarbeit noch fern stehen, für sie gewonnen, die sie bereits mit Rat und That unterstützen, um Bewahrung der vielwillkommenen Hilfe gebeten, die lässig aber und schwankend Gewordenen zu treuem Festhalten möchten ermuntert werden. Gleich jedem menschlichen Wollen und Vollbringen nun wird selbstredend auch diese unsere Feier nur eine gesegnete sein, wenn sie im Namen des Herrn geschieht, erfüllt von seinem Geiste, getragen von seiner Wahrheit, durchwoben von seiner Liebe.

So möge denn diese Stunde, möge diese Betrachtung des Gottes- und Christusgeistes einen Hauch verspüren lassen.

Der verlesene Text ein rechter Missionstext. Denn er giebt Kunde von der Mission, welche dem Propheten Ezechiel im Gesichte wurde. Wir sprechen

1. von dem Missionsfelde, dahin der Geist Jehovas den Propheten führt,
2. von der Missionspredigt, welche auf Jehovas Befehl der Prophet dort hält, und
3. von dem Missionserfolg, welchen nach Jehovas Gnadenwillen der Prophet erschaut.

---

[1]) Wir drucken diese Predigt, die bei der Jahresfeier des Hauptvereins zu Frankfurt a. M. gehalten wurde, auf ausdrücklichen Wunsch unserer dortigen Freunde ab. Es ist dies bei dem sonst so beschränkten Raum unserer Zeitschrift dies Mal möglich, weil die Central-Jahresfestpredigt erst im nächsten Jahrgang wird veröffentlicht werden können.

I.

So spricht Ezechiel: „Und des Herrn Hand kam über mich, und führte mich hinaus im Geiste des Herrn, und stellete mich auf ein weites Feld, das voller Gebeine lag. Und er führete mich allenthalben dadurch. Und siehe, der Gebeine lagen sehr viele auf dem Felde; und siehe, sie waren sehr verdorret".

Eine Stätte des Grauens und Schreckens ist es, dahin der Geist Jehovas den Propheten in der Vision führt. Ein Feld wie nach geschlagener Schlacht, seit langem verödet und verlassen von allem Lebendigen, nur besät mit den Trümmern eines blutigen Ringens, besät mit erschlagenen Menschenleibern, mit hin und her zerstreuten Gebeinen, welche Wetter und Zeit verdorrt und erbleicht haben.

O Freunde, wo ist die Wirklichkeit, die diesem dunklen Bild entspricht, wo ist das Land, das diesem Acker gleicht, wer sind die kalten, stummen Toten?

Nun, Ezechiel ist ein Jude und er redet als ein Gebundener Babels.

Eine furchtbare Katastrophe hat sein Volk heimgesucht. Ein Menschenalter ist seitdem dahin, daß Babels kampferprobte Heere, an ihrer Spitze der siegestrunkene Nebucadnezar, wie eine Sturmwolke heranbrausten und Davids Reich in seinem letzten zerstückelten Stamme völlig entwurzelten. Die stolze Feste Jerusalem ward zerstört, der Tempel Salomos in eine Ruine verwandelt. Die Besiegten aber, so viel ihrer Feuer und Schwert übrig ließen, zerstreuten sich entweder in alle Winde, oder wurden in ihren tüchtigeren Elementen vom Eroberer zwangsweise in anderen Provinzen seiner weiten Monarchie angesiedelt: dort wo der Euphrat rauscht und der Tigris seine Fluten wälzt. Und zu diesen Weggeführten gehörte auch Ezechiel, Busis Sohn, aus dem Priestergeschlechte Zadok.

Ja, Kanaan, einst Abraham und seinem Samen verheißen, liegt wüst und öde wie ein Totenfeld. Die Judäer scheinen gestrichen aus dem Buche der Völker, mit Blut und Thränen die letzte Seite ihrer Geschichte geschrieben. Und nirgends eine Aussicht auf Rettung und Freiheit, nirgends eine Morgendämmerung im Dunkel des Geschicks, ein warmer Sonnenstrahl, Leben zu schaffen, wo alles so unlebendig geworden. An den Wassern zu Babel saßen die Heimatlosen, Gefangenen und weinten, wenn sie an Zion gedachten; in stummer, dumpfer Entsagung hängten sie ihre Harfen, einst zu fröhlichen Tönen gestimmt, unter die Weiden am Ufer. Oder sie ballten in ohnmächtiger Wut ihre Fäuste und fluchten Babel den Rächer herbei, der die Kinder der Verwüsterin ergreife und an Felsen zerschmettere. Ja, Haß und Verzweiflung, brennender Durst nach Rache und Freiheit erfüllte die Unglückseligen; und nur Eines, wie so oft, wenn Unheil die Menschen niederzwingt, nur Eines fehlte auch hier fast ganz: das unverhohlene Schuldbewußtsein, das demütige Bekenntnis: „Wir haben verdient den gerechten Zorn Gottes; um unserer Missethat willen sind wir verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen worden. Zu unerhört waren die Gräuel unserer Götzendienste, welche selbst des Tempels heilige Hallen besudelten; zu himmelschreiend die Blut- und Gewaltthaten unserer Großen und Mächtigen, deren Sinne nur die Lust und Laune des Augenblicks regierte; zu überschäumend die Laster und Frevel bei uns allen, bei Mann und Weib, hoch und niedrig. Babel ist nur die Geißel in Jehovas Hand gewesen, seine abtrünnigen Kinder zu züchtigen".

Nein, so dachten und sprachen auch damals nur wenige. Und unter all den Tausenden von Flüchtigen und Verbannten waren sie zu zählen, die neben dem felsenfesten Vertrauen auf ihres Volkes unverlorene Kraft und gottbestimmte Weltmission sich den freien, hellen, frommen Blick bewahrten in die Gründe all des hereingebrochenen Elends und Jammers, die inmitten der Trübsal und Verwirrung erkannten das Eine, Notwendige.

Und zu diesen wahren Patrioten zählte in erster Reihe als der Größesten einer Ezechiel.

Er sieht: durch eigene Schuld ist sein Volk so tief gesunken. Und nicht nur vor seinen leiblichen Augen ist es ihm wie ein Feld voller Totengebeine. Was Wunder darum, daß in den ersten Jahren seiner prophetischen Wirksamkeit der heilige Zorn das Übergewicht bekommt, daß wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, das Wort ertönt, welches die Sünder zur Buße ruft. Aber je länger und schwerer der Druck Babels auf dem Hause Israel lastet, um so weicher und milder wird Ezechiel: statt des Zornes faßt ihn ein starkes Erbarmen, das heiße Begehren, die Toten möchten wiedererstehen als Gottes heiliges und großes, freies und treues Bundesvolk. Und in seinem Herzen klingt als ein Echo der Ruf aus der Höhe: „Du Menschenkind, meinest du auch, daß diese Gebeine wieder lebendig werden?“ Und seine Demut, seine Liebe, sein Glaube bekennen: „Herr, Jehova, du weißt es“.

O Freunde, o Christen, auch vor unseren Augen thut sich auf ein weites, weites Totenfeld, und wir sind vom Geiste des Herrn hineingestellt, darauf zu wirken als Boten und Propheten.

Draußen die ungezählten Scharen der Heiden — mögen sie nun Afrikas weite Steppen durchschwärmen, oder ihres Daseins Fäden abspinnen an des Ganges verschwiegenen Ufern, im stolzen Reiche der Mitte, im Inselgebiete Japans — sagt, was sind all diese Scharen viel anders wie verdorrte Gebeine? Ihre Seelen fast abgestorben jedem Hohen und Göttlichen, begraben in Sünde und Irrtum, verstrickt in Unfrieden und Unseligkeit; ihre Leiber Totenkammern, verlassen von allem, was Leben ist und Leben wirkt, nur bewohnt von den Schakalen der Selbstsucht, den Schlangen des Hasses, den Vögeln des Hochmuts. Und was sie dennoch ihr eigen nennen an religiös-sittlichen Lebensmächten, es ist wie ein wirres Träumen, wie ein fernes, fernes Blinken von Gestirnen, unerkannt und unerreichbar. Ihr Kultus Selbstpeinigung oder Selbstvergötterung; ihre Tempel Stätten der Grausamkeit und des Wahnwitzes; ihre Gebete klingend und verklingend wie das Lallen eines Irren; ihre Weisheit und Spekulation ein immer stärkeres Abbiegen von dem einen reinen Quell der ewigen Wahrheit. Ja, die Heidenwelt, trotz manches äußeren Glanzes, der das oberflächliche Urteil besticht, trotz manches unanfechtbaren Vorzuges, wie wir ihn zumal bei den sogenannten heidnischen Kulturvölkern zu bewundern pflegen, die Heidenwelt ist trotz alledem und alledem ein Totenfeld.

Aber warum nur in die Ferne schweifen, jenseits der Meere? Auch in der Heimat, in der Christenheit selbst gähnet das Grab. Auch hier ist nicht alles Geist, Frische, Leben, Lebendigkeit. Auch hier viel totes Werk und Wesen, auf vielen Altären statt der reinen Himmelsflamme der bleiche Glanz erborgten Lichtes; auch hier eine verknöcherte Anbetung, ein verdorrter Glaube; ein blindes Suchen und Tasten, eine unselige Ungewißheit

in dem, was allein zu wissen Wert hat; auch hier ein Versunkensein in den Klüften der Sünde und Schuld, der eisige Hauch des Egoismus, der kein Leben neben sich duldet, das Dornengestrüpp des Hochmuts, das mitleidlos jede Nachbarblüte erstickt: ja im Christenvolke selbst liegen weite Gebiete in sittlich-religiöser Umnachtung und Erstarrung.

Und endlich, dir am nächsten, auch in dir selbst. Oder sprich, ist in dir alles heilig glühend Weben? Lebt da das Bekenntnis: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil"? Schläfst und schlummerst du nie, taumelst dahin wie ein Träumender, Hypnotisierter? Hast du nicht oft schon im Gewühl und Gewirr der Welt, im Rauschen und Rollen der Zeit es vergessen, daß du zu Höherem erkoren und geboren seiest, als nur zu essen und zu trinken, zu schlafen und zu wachen, zu arbeiten und müßig zu gehen, fröhlich und traurig zu sein und endlich — vier Bretter und zwei Brettlein?

Ja, wohin wir blicken, in die Heidenwelt, in die Christenheit, ins eigene Herz, überall ein weites Totenfeld voll verdorrter Gebeine. Und dieser Blick, wofern wir dem Tode nicht selbst ganz verfallen sind — und das sind wir nicht; würden wir sonst den Tod überhaupt spüren, würden wir uns Christen nennen? — dieser Blick, wie er uns mit Schaudern und Mitleid erfüllt, so drängt und treibt er uns, nach einer Kraft zu suchen, die das Tote kann wieder lebendig machen; so ist er uns wie eine Frage von oben her: „Meinest du auch, daß dieses Gebein wieder lebendig werde, das Feld zu einem fruchtbaren Acker voll gesegneter Regung und Bewegung, voll fröhlichen, seligen Schaffens?" Und wohl uns, wenn die eigene Schwäche und Schuld, wenn die Stimme des Gewissens, der Liebe und des Glaubens antworten: „Du, Herr Jehova, weißt es".

II.

„Du, Herr Jehova, weißt es", bekennt Ezechiel; und dem Bekenntnis folgt der Befehl, des Herrn Wort zu predigen.

Das aber ist sein Wort: „Weissage über diese Gebeine, und sprich zu ihnen: Ihr verdorreten Gebeine, höret des Herrn Wort. So spricht der Herr von diesen Gebeinen: Siehe ich will Geist in euch bringen, daß ihr sollt lebendig werden. Ich will euch Sehnen geben, und Fleisch lassen über euch wachsen, und mit Haut überziehen, und will euch Geist geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und ihr sollt erfahren, daß ich der Herr bin. Weissage zum Geiste; weissage, du Menschenkind und sprich zum Geiste: So spricht der Herr: Geist, komm herzu aus den vier Winden und blase diese Getöteten an, daß sie wieder lebendig werden".

Und Ezechiel gehorcht und weissagt, wie ihm befohlen.

Eine wunderbare Predigt! Sie geht hinunter in die Tiefen des Volkes, hinauf in die unergründlichen Höhen; sie wendet sich verheißend an das Menschenherz, betend an den Gottesgeist. Eine wunderbare Predigt! Sie bringt Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges, Fleisch und Geist. Sie verheißt Juda Erlösung aus Babels Knechtsdienst, Rückkehr in das geliebte gelobte Land, den Aufbau des zerfallenen Staates, den Neubau

des zertrümmerten Tempels: aber sie verheißt noch viel tausendmal mehr und unendlich viel Höheres. Ezechiel, ein wie glühender Patriot er ist, von wie starkem jüdischen Nationalgefühl, wie ernst er es nimmt auch mit äußerlichem Kultus, mit Ceremonien und Symbolen: er weiß, alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis des Unvergänglichen, das hienieden niemals kann Ereignis werden; er weiß, alle Werke und Worte, wie sehr sie auch blinken und klingen: sie sind wertlos *ohne den Geist*. Den Geist aber giebt nur die Barmherzigkeit Gottes; und wir Menschen, die wir nicht wissen, von wannen der Geist kommt und wohin er fährt, müssen um ihn bitten. Der Prophet thut es.

Und also weissagt er *betend und verheißend* seinem armen, toten Volke beides, Fleisch und Geist.

Und das soll und muß jede Missionspredigt thun. Gewiß, wir können den Heiden weissagen, daß Gott ihnen auch Sehnen geben will und Fleisch über sie wachsen lassen und sie mit Haut überziehen. Wir können sie hinweisen auf die mancherlei äußeren Güter und Wohlthaten christlicher Kultur und Bildung; wir können ihnen erzählen von all den herrlichen und großartigen Erfindungen und Errungenschaften, das Menschendasein zu fördern, erfreulicher und bequemer zu gestalten. Wir können sie einführen in die heiteren Hallen unserer Künste, in die ernsten Tempel unserer Wissenschaften — wie viel segensvolle Anknüpfungspunkte für die Missionsarbeit werden sich gerade hier bei den heidnischen Nationen finden, welchen unser Verein seine Kräfte geweiht hat. Wir können ihnen Kunde geben, wie von unseren politischen und sozialen, so doch auch von unseren kirchlichen Institutionen, von unseren schönen Gottesdiensten, frommen Liedern, heiligen Gebräuchen und ehrwürdigen Bekenntnissen.

Aber genügt das? ist damit unsere Missionspflicht erfüllt? Sollen wir ihnen nur das Sichtbare und Handgreifliche bringen, was von dieser und für diese Welt ist? Wie nun, wenn sie vieles, manches davon besser haben, oder auch nur behaupten, es zu haben?

Müssen wir dann nicht verstummen! Oder wenn sie nun all unsere äußeren Gaben und Vorzüge sich angeeignet, werden sie dann wahrhaft lebendig sein? Die Geschichte der Mission, die eigene Erfahrung beweist das Gegenteil. Einzelne nicht nur, schon ganze Generationen und Völker sind dem Moloch zum Opfer gefallen, welchem man den beschönigenden Namen „europäische Kultur" giebt.

Nein, wir müssen den Heiden bringen, was sie *nicht* haben, von selbst nie haben *können*, was allen äußeren Gütern erst ihren wahren Wert verleiht, was seinen Wert behält, ob auch jene wechseln im Strome der Zeit oder völlig dahinschwinden in seinen Strudeln.

Das aber ist der Geist.

Und siehe, welch ein Unterschied ist hier zwischen dir und einem Ezechiel. Du weißt, was er nur ahnt; in reinster Sonnenklarheit liegt vor dir, was für ihn noch verborgen ruht in der Zukunft dunklem Schoße. Der leuchtende Stern über Bethlehems Krippe, das ragende Kreuz auf Golgatha, der fortgewälzte Stein vom Ostergrabe: sie reden eine gewaltigere Sprache als je der feurige Busch auf Horeb, das Wolkendunkel über dem Sinai, die Tempelmauern auf Morija geredet haben zu den Frommen des Alten Bundes. Höhere Bedeutung als je ein Wort Ezechiels damals an sein Volk hatte,

hat für dich das Wort: „Gott ist Geist, und die anbeten, müssen in Geist und Wahrheit anbeten. Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe". In Christus Jesus hast du die höchste und vollkommenste Offenbarung des Gottesgeistes, als des Geistes der Liebe, die den reuigen Sünder mit feurigen Armen emporträgt, die für die Feinde bittet: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht was sie thun"; als des Geistes der Selbstverleugnung, die gerne trägt, schweigt, bedeckt und sich hingiebt; als des Geistes der Demut, die sich willig fügt in des Vaters Führung und Ratschluß, wissend: „Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat ersehen und was mir selig ist"; als des Geistes der Geduld, die zu sich selber spricht: „Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll, Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl"; als des Geistes der Seligkeit, des Friedens und der Freude auch im ärgsten Meeressturm, im Kampf und Schmerz, in Not und Tod.

Wohlan denn, Christ, stehe auf und erhebe deine Stimme, stehe auf und predige auf dem Missionsfelde, dahin Gott dich gestellt hat, predige nach seinem Befehle nicht bloß äußeres Werk und Wesen, nicht bloß die Schale ohne den Kern, den Becher ohne den Wein, predige vor allem den Geist, den Geist der Erneuerung und Wiedergeburt. Rufe und bete: „Geist, komm herzu von den vier Winden und hauche die Toten an, die rings um mich begraben liegen in Sündenschlaf und Kammern der Verwesung. Komm herzu und hauche mich selber an, daß auch ich immer lebendiger werde; denn wie kann ich dich meinen toten Brüdern weissagen, so ich nicht selbst deinen heiligen Odem verspüre?"

Und siehe, wenn du so deinem himmlischen Vater gehorchest, und überall wohin du kommst, wohin des Schicksals Segel dich treiben, mit Herz, Mund und Hand predigest beides: Geist und Fleisch, so wirst du nach Jehovas Gnadenwillen gleichwie Ezechiel manchen herrlichen Missionserfolg erschauen.

III.

Als der Prophet weissagte, da rauschte es, und siehe, es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebein. Und es wuchsen Sehnen und Fleisch darauf, und sie wurden mit Haut überzogen; es war aber noch kein Geist in ihnen. Doch als er in sie kam, da wurden sie wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße. Und ihrer war ein sehr großes Heer.

Welch ein zwiefach herrlicher Erfolg, nicht Ezechiels — er hat sich gewiß dessen nicht gerühmt — nein, des göttlichen Wortes!

Freunde, es ist nur eine Vision, ein Bild dessen, was der Prophet erst für die Zukunft hofft. Und doch wird er schon bei seinem Leben manchen Sieg des Herrnwortes erfahren haben. Vor allem für sich selbst. O gewiß, je treuer, je williger, je freudiger er seines heiligen Amtes waltete, desto lebendiger wurde es in ihm, desto seliger und gesegneter fühlte er sich, desto höher erhob sich sein Geist über dem Dunst und Staub des Vergänglichen ins Sonnenland der Gottesgemeinschaft und Gottesinnigkeit. Und auch über seine Brüder sah er Jehova Triumphe feiern. Durch des göttlichen Wortes zwingende Gewalt wurden viele getrennte Glieder ver-

einigt zu gemeinsamem Hoffen und Handeln; mancher Schlafende wurde geweckt, mancher Mutlose gestärkt, mancher Verzagte aufgerichtet, mancher Trotzige und Verstockte gebeugt und bekehrt. Mitten im Elend der Verbannung und Knechtschaft durfte der Prophet es an sich, an vielen seiner Volksgenossen dankend erkennen, daß Gott der Herr sei.

Später ist seine Weissagung auch am Gesamtvolke Wirklichkeit geworden, freilich nur halbe Wirklichkeit. Ezechiel zwar glaubte, daß mit der politischen Wiederherstellung Judas auch seine geistliche Wiedergeburt Hand in Hand gehen werde. Er hat sich geirrt, indem er von seinem Volke zu viel erwartete.

Wohl schlug fünfzig Jahre später die Stunde der Erlösung. Koresch, der Perserkönig, warf den Sohn der Morgenröte, den Babelfürsten, zu Boden und entließ dessen Gebundene in ihre Heimat; wohl wurde Israel damals wieder ein selbständiger Staat, der Tempel wieder errichtet mit rauchenden Altären und brennenden Opfern, mit Priestergesang und Priestersegen; wohl beugten sich wieder vieler Kniee gehorsam dem Buchstaben des Gesetzes: aber es war doch kein wahrhaftiges Leben darinnen; Fleisch ohne Geist. Das Dogma regierte, der Geist blieb gebunden, überstäubt von Formel und Satzung. Ezechiel hat geirrt, indem er von seinem Volke zu viel; er hat geirrt, indem er von seinem Gotte zu wenig erwartete. Von seinem partikularistischen Standpunkte aus sollte nur das tote Israel wieder lebendig werden; Gott aber gedachte, der ganzen Welt einen großen Maientag zu bereiten. Und wie gedacht, so gethan.

„Da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, erlösete, damit wir, damit alle, alle die Kindschaft empfingen."

Ja, erst mit Christus hebt die ganze Erfüllung prophetischer Weissagung an; erst mit Christus rauschen Auferstehungsklänge überallhin, wo Menschenseelen in Finsternis und Schatten des Todes sitzen; und die Toten hören, und richten und stellen sich auf ihre Füße, eine immer größere Schar.

Erst mit Christus schmelzen die harten Herzen und erheben sich die zerschlagenen Geister; erst mit Christus weichen die trüben Gebilde des Wahns und Aberglaubens und dringen Lobgesänge empor zu dem einen lebendigen Gott und Vater; erst mit Christus stürzt zu Boden der Dämon des Hasses mit seinem Gefolge, dem Neid und dem Streit und dem Mord, und es grünt und blüht die Palme des Friedens, umschlungen vom Epheu der Eintracht; erst mit Christus werden befreit tausend junge Quellen helfender, rettender Nächstenliebe und ergießen sich in segnend-gesegneten Strömen über der Menschen Geschlechter. So ist es gewesen in den neunzehnhundert Jahren vor uns, so wird es nach uns sein bis zum Ende der Tage, bis zur Stunde der letzten, großen Scheidung und Entscheidung. So ist es auch heute. Wohin das Evangelium klingt, da wandeln sich Totenfelder, besät mit verdorrten Gebeinen, in Lebensäcker voll glühender Geisteskraft, da gehen Leiber aufrecht und die Seelen darinnen jauchzen himmelan, da singt man mit Freuden vom Siege Jehovas in den Hütten der Gerechten.

O Freunde, daß auch wir davon singen und sagen, daß auch wir Gott danken dürften für manchen beglückenden Sieg seines Wortes wie über andere, ob sie nun ferne oder mitten unter uns wohnen, als Heiden oder Nicht-

Heiden, so auch über uns selbst. Freilich, derartige Siege fallen einem nicht in den Schoß; sie wollen erkämpft sein im Schweiße des Angesichts durch tausendfältigen inneren Zwiespalt hindurch; des Christen Schlachtfelder liegen in Gethsemane und auf Golgatha. Auch bringen diese Siege nicht Ruhm der Welt und gleißende Beute; wer darnach trachtet, wer hier Erfolge nach Quadratmeilen bemißt und, Kopfzahl, nach öffentlicher Anerkennung, der versteht Gottes Reich nicht. Immer aber werden sie Fülle, unendliche Fülle haben an Frieden und Freude wie für den Sieger, so für den Besiegten.

Ja, festliche Gemeinde, ob wir Vaterland und Freundschaft verlassen und mit Stab und Tasche hinausziehen unter die Heiden, ob wir daheim wirken, ein jeder in seinem Berufe, an dem Orte, dahin Gott ihn gestellt hat, sind wir rechte Jünger Christi, haben wir nicht nur seine Sehnen, Fleisch und Haut, das heißt was wir christliche Bekenntnisse und Dogmen, christliche Kultur und Bildung nennen, nein, haben wir auch seinen Geist, sind wir angehaucht von seinem lebendigen Odem und also selber lebendig worden, dann dürfen wir mit Paulus danken und jubeln: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesus Christus", und mit Johannes es wissen und bekennen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat". Amen.

Sitten und Gebräuche in Japan.

Von Prof. Dr. **R. Lange** in Berlin.

II.

Die Waschung Shaka's.

Am 8. Tage des 4. Monats nach altem Kalender, dem Geburtstage des Stifters der buddhistischen Religion Shaka (Çakyamuni) fand in der Feudalzeit, also vor 1868, in allen Tempeln des Landes das Fest der Waschung seiner Statue statt. Heut zu Tage wird das Fest nur in wenigen buddhistischen Tempeln nach der alten Weise begangen, so z. B. in dem bekannten Tempel Ekōin in Tōkyō. Nach dem Verfasser des Artikels in Fūzoku gahō wäre dieses Fest nur auf die Tempel einer Sekte, der Jōdō-sekte beschränkt gewesen. Die japanischen Namen für das Fest sind: „Kambutsye" oder „Yokubutsʼye", auch in „Butsʼye" verkürzt, „Fest der Waschung Buddhas", wie der Stifter der Religion gemeinhin genannt wird. Auch der Name Busshōye „Buddhas Geburtsfest" ist üblich. Ein eigentümlicher Name ist ferner Ryūkaye d. h. Drachenblumenfest.

Über die erste Feier dieses Festes gehen die Angaben weit auseinander; nach einer Angabe soll es gleich nach Einführung des Buddhismus am Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr., nach einer andern im Jahre 840 zum ersten Male begangen sein.

Eine kleine kupferne Statue (5″ 5‴ hoch), Buddha nach der Geburt darstellend, wird in einer überdachten, ringsum offenen Halle aufgestellt.

Diese Halle wird mit Blumen, vornehmlich Azalien und den weißen Blüten der Deutzia scabra (jap. u no hana) geschmückt und heißt deshalb hana midō „Blumenhalle". Die Tempelbesucher, zu denen auch viele Kinder gehören, bringen kleine, mit einem Griff versehene Bütten aus Bambus voll süßen Thees jap. amacha herbei und gießen diesen mit kleinen Kellen über das Haupt der Statue. Diese amacha ist ursprünglich ein Aufguß von den Blättern eines amacha oder kiamacha genannten Strauches, wird jetzt aber aus dem Aufguß von Süßholz bereitet, welcher wohl auch mit Thee gemischt wird. In den Tempelhöfen finden sich Verkäufer von Capsella bursa pastoris- und Deutzia scabra-Blüten an, die von den Besuchern gekauft werden. Die erstgenannte Pflanze hält man für ein Zaubermittel gegen schädliche Insekten und in vielen Häusern befestigt man sie an den stehenden großen Lampen, die man des Nachts in den Zimmern brennt. Bisweilen schreibt man ein von altersher überliefertes Gedicht, welches auf diesen Aberglauben Bezug hat, auf ein Stück Papier, befestigt dasselbe an der Hausthür und hofft so, die Insekten fern zu halten. In manchen Häusern klebt man ein Stück Papier mit den Worten: Hachi dairyūō cha, „Thee der 8 großen Drachen-Könige" an die Zimmerdecke. Dies soll das Einschlagen des Blitzes oder, wie man in Japan sagt, das Herabfallen des Donners verhindern. An diesem Tage verfertigt man Kuchen von Klebreis von der Form eines Kelchblatts der Lotusblume, der heiligen Blume des Buddhismus, und füllt dieselben mit gezuckertem Bohnenmus an. Diese Kuchen werden Buddha als Opfer dargebracht und auf dem Tempelhof sowie in allen Kuchenläden feil gehalten. Auch verkauft man an diesem Tage Enteneier; wer diese früh morgens vor 4 Uhr ißt, glaubt vor einem Schlaganfall bewahrt zu bleiben.

Vor und nach dem 8. dieses Monats ziehen Leute mit kurz geschnittenen Haaren in Priesterrock und Schärpe mit der erwähnten Buddhastatue in einer Bütte in der Stadt herum, und sammeln unter lautem Ruf O Shaka, O Shaka „der hehre Shaka" milde Gaben ein. In den Bütten stehen Fähnchen aus fünffarbigem Papier und sind mit den Blüten der Deutzia geschmückt. Diese letztgenannte Sitte ist jedoch ganz abgekommen.

Sagichō.

In Fukuyama, der Hauptstadt der Provinz Bingo an der Inlandsee, herrscht die Sitte, bei den Festen der einheimischen Götter, der Kami, sowie bei andern festlichen Gelegenheiten Türme von einer Höhe von etwa 150 jap. Fuß (0,333 Meter) und einem Umfang von 10 Fuß zu errichten. Es ist dies ein Bau, der in keiner andern Gegend seinesgleichen haben soll. In der Feudalzeit begann man den Aufbau dieser Türme, deren Zahl bis 40 betrug, gleich nach Neujahr und trug sie am 14. Tage des 1. Monats (nach altem Kalender, gegen Ende Februar nach jetziger Zeitrechnung), dem eigentlichen Festtage, in den Straßen der Stadt umher. Kurz nach der Wiederherstellung der Kaisermacht 1868 war diese Sitte, wie viele andere, ganz abgekommen, und ist erst in jüngster Zeit wieder ins Leben getreten.

Dieser Aufbau wird folgendermaßen gemacht: Vier hohe Bambusstangen, deren obere Enden zusammengebunden sind und die nach unten allmählich auseinandergehen, werden aufgestellt und fast bis oben hin mit Tauen umwickelt. Unten durch einen Ring befestigt, werden sie mit dicken Stroh-

seilen (shimenawa) umwickelt, so daß die Stangen ganz davon bedeckt sind. Von den Strohseilen hängen Büschel von Stroh herunter. Das Ganze bietet den Anblick eines spitzen Berges dar und wird demgemäß auch: yama „Berg" genannt. Auf der Abbildung in Fūzokugahō wird der ganze Bau noch durch vier starke Taue gehalten. Die Höhe dieses „Berges" ist an 30 Fuß. Auf die Spitze wird ein „schüsselartiges" aus Kiefernzweigen verfertigtes Gestell gestellt, das sankai „drei Stockwerke" heißt. Der Name kommt daher, daß man früher drei solche Gestelle übereinander setzte. Hierauf werden nun kunstvoll angefertigte, mit Gold und Silber verzierte und mit Stickereien bedeckte Gegenstände gestellt wie: Kranich, Schildkröte, (Symbole langen Lebens), Meerbarsch „tai der geschätzeste Fisch in Japan", Langusten (Iseebi, wegen des gekrümmten Körpers ebenfalls Symbole des langen Lebens), Hühner, Blumen, Blumentöpfe, menschliche Figuren u. s. w. Als besonders eigentümlich ist zu erwähnen noch ein shumba „schnelles Pferd" und eine moosbedeckte Pauke namens Kanko. Dieses Wort bedeutet: die Pauke der Vorstellungen oder des Rates und schreibt sich von einer uralten Sitte am chinesischen Hofe her, wo von einem Beamten eine im Palast aufgestellte Pauke geschlagen wurde, wenn man dem Kaiser Vorstellungen zu machen oder einen guten Rat zu geben hatte. Unter dem trefflichen Kaiser Yao, einige tausend Jahre v. Chr., soll diese Pauke nie nötig gewesen sein und darauf bezieht sich der Ausdruck: Die Pauke ist mit Moos bewachsen. Auf das erwähnte so verzierte Gestell kommt nun ein hoch in die Luft ragender Bambus mit Blättern, die mit zahlreichen tanzaku d. h. schmalen mit Gedichten beschriebenen Papierstreifen geschmückt sind. An der Vorderseite dieses mächtigen Gestells wird eine Tafel mit den Worten manzai, manzai, manzai d. i. 10 000 Jahre, ein Glückwunsch für langes Leben befestigt.

Ist nun der ganze Aufbau fertig, so nehmen ihn junge, kräftige Leute auf die Schulter und tragen ihn unter Musikbegleitung, Absingen von Liedern und lautem taktmäßigen Zuruf herum, stoßen und drängen sich dabei und machen einen Höllenlärm. Man gewinnt den Eindruck, als ob alle diese Leute nicht bei Sinnen sind. Da an diesem Tage in allen Läden reichlich Sake und Speisen an Bekannte und Freunde ganz ohne Unterschied gereicht werden, kommt es bei der Sinnenlosigkeit und dem Übermut der Träger bisweilen zum Streit. Früher begleiteten die Ältesten (shukurō), städtische Beamte und reiche Kaufleute den Zug und hielten denselben in Ordnung. Dem ganzen Zuge voran wird eine Tafel mit dem Namen der Straße getragen, von deren Bewohnern der Turm errichtet ist.

Wenn nun der Turm durch alle Straßen der Stadt herumgetragen ist, und der Abend herannaht, marschiert man langsam nach einer bestimmten Stelle im breiten Bette des Flusses Ash'tagawa im Südwesten der Stadt. Hier werden die Türme in bestimmter Ordnung, die nicht verletzt wird, aufgestellt, ein Feuer wird angezündet und alle Türme werden nun verbrannt. Wenn die Flammen zum Himmel emporlodern, ist es so hell wie am Tage und Tausende strömen herbei, um sich dies herrliche Schauspiel vom Ufer aus anzusehen. Früher zur Feudalzeit trieben die jungen Samurai des Clan, entweder mit feuersichern Kleidern oder mit dem Panzer bekleidet, ihre Pferde mitten in die Flammen hinein, ritten darin hin und her und suchten sich so praktisch in den kriegerischen Künsten zu üben. Dafür ernteten sie

von den Zuschauern reichen nicht endenwollenden Beifall. Selbstverständlich findet das seit Beseitigung der Clans nicht mehr statt. Nur einige Polizisten passen auf, daß nichts Ungewöhnliches passiert.

Zum Schluß mögen noch zwei Gebräuche geschildert werden, die ganz verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören. Der erste ist aus den innersten Gemächern des Shōgunschlosses in Yedo, dessen Geheimnisse zu bewahren die bediensteten Frauen sich eidlich verpflichten mußten. Die betreffende Sitte gehört selbstverständlich seit dem Sturz der Shōgunats der Vergangenheit an. Die japanische Bezeichnung dafür ist:

O ſazareiſhi d. i. hehre Kieſel

eine Bezeichnung, die aus dem Untenstehenden klar wird. Dieser Brauch fand am Neujahrstage jeden Jahres (a. Kal.) statt und bestand darin, daß die Gemahlin des Shōguns, des mächtigsten Fürsten und faktischen Regenten Japans, bevor sie sich zur Gratulation zu ihrem Gemahl begab, sich die Hände in „Jungwasser" (wakamizu) wusch. Zu diesem Zwecke wurde auf dem Korridor beim Schlafgemach der Fürstin eine Decke ausgebreitet und auf dieselbe in der Mitte ein Becken zum Waschen der Hände gestellt. In dieser Waschschüssel befanden sich drei Kieselsteine, Blätter eines Baumes, yuzuriha genannt, Blätter eines Farnkrautes urajiro, sowie getrocknete Sardinen. Die drei letztgenannten Gegenstände werden beim Neujahrsschmuck der Häuser verwendet und bedeuten teils den ununterbrochenen Fortbestand der Familie und des Namens, teils lange Gesundheit. Da die Ceremonie sich vollzog, bevor der Tag anbrach, wurden auch Leuchter aufgestellt.

Die Fürstin, in reiche ceremonielle Gewänder gekleidet, läßt sich auf den Teppich vor dem Waschbecken nieder, zur Rechten desselben sitzt eine Hofdame mit einer Wasserkanne vor sich, zur Linken eine zweite mit einem reichverzierten Holzständer, auf dem sich weiße baumwollene Handtücher befinden. Auf dem noch freien Platze, der Fürstin gegenüber, sitzt eine dritte Hofdame und spricht den Anfang eines sehr bekannten alten Gedichtes, welcher lautet:

kimi ga yo wa chiyo ni yachi yo ni ſazareiſhi no

worauf die Fürstin mit dem Schluß desselben antwortet:

iwao to narite koke no muſu made.

Der Sinn dieses Gedichtes, das unter der jetzigen Kaiserlichen Regierung zum Text der Nationalhymne gemacht worden ist, ist folgender:

Möge Euer Leben tausend und abertausend Jahre dauern
Bis der Kiesel zum Fels wird und sich mit Moos bedeckt.

Von dem Worte ſazareiſhi „Kiesel" im Obersatze des Gedichtes hat die Ceremonie den Namen O ſazareiſhi „hehre Kiesel" erhalten.

Sobald die Fürstin das Gedicht gesprochen, übergießt die Hofdame die Hände derselben mit dem Wasser aus der Kanne. Dieses Wasser heißt Jungwasser, weil es früh am Morgen des Neujahrstages geschöpft ist; nach dem Volksglauben soll es die Krankheit erregenden Dünste abhalten.

Unmittelbar nach dieser feierlichen Handlung, bei der die anwesenden dienenden Damen sich mit der den Japanern eigenen Gemessenheit bewegen und die während des Sitzens auf dem Fußboden liegenden Hände ausgestreckt,

mit den Fingerspitzen nach vorn halten müssen, begiebt sich die Fürstin in das O Kyoma genannte Zimmer, um hier den Ahnen der Shōgune durch Verneigung vor denselben ihre Achtung zu bezeugen und dann erst begiebt sie sich nach dem Gemach, wo die Begegnung mit ihrem Gemahl, dem Shōgun, stattfindet. Bei allen diesen mit großer Feierlichkeit sich vollziehenden Handlungen sind noch drei andere Hofdamen anwesend, die den Titel Jōrōtoshiyori, Otoshiyori und Chūtoshiyori führen. Die Tracht aller dieser Damen ist sehr reich, sie tragen lange gestickte Gewänder, die beim Sitzen sorgfältig auf den Fußboden ausgebreitet werden. Vom Hinterkopf hängt eine lange breite Haarsträhne bis zur Erde herab, die dreimal geknotet in ein Büschel ausläuft.

Das Bewerfen mit Schlamm.

Ein eigentümlicher Brauch herrscht bei den Bewohnern des Dorfes Iwatemura im Yamanashiken, der früheren Provinz Kai, also nicht sehr entfernt von der Hauptstadt Tōkyō. Er besteht darin, daß man einen Neuvermählten zur Zeit, wo die kleinen Reispflänzchen auf das eigentliche Reisfeld umgepflanzt werden, mit dem Schlamm des Feldes bewirft, was als ein Ausdruck der Freude und als ein Glückwunsch zur Hochzeit gilt. Fällt die Hochzeit nach der Umpflanzung, so wird die Feierlichkeit, wenn man diesen Ausdruck gemäß dem japanischen dorouchi iwai „Schlammwurffeier" gebrauchen darf, bis aufs nächste Jahr verschoben. Bei der Bepflanzung der größeren Reisfelder, die nicht von einer einzelnen Familie besorgt werden kann, helfen sich die Bewohner des Dorfes einander und am Mittag des zu dieser Arbeit festgesetzten Tages findet die Feierlichkeit statt.

Sobald diejenigen Personen, welche sich mit der ernstlichen Absicht, dem jungen Ehemann den seltsamen Glückwunsch darzubringen, versammelt haben, ihn auf das in der Niederung liegende Feld herunter kommen sehen, springen alle nackt auf dasselbe, und jeder will dabei der Erste sein. Sie umringen den jungen Ehemann und nun erfolgt von allen Seiten ein Bombardement mit Schlamm, „wie wenn ein Kugel- und Pfeilregen herunterfällt". Jener verteidigt sich zwar tapfer, aber er erliegt bald der Übermacht und verliert den Mut. Immer näher rücken die Angreifer, bis man schließlich handgreiflich wird und zum Ringen übergeht. Feind und Freund sehen aus wie „Schlammpuppen", nur der Mund ist zu sehen. Schlaue Leute laufen gleich fort oder durchbrechen die Linie der Angreifer, nachdem sie sich eine Zeitlang mit ihnen gemessen haben, besonders kräftige aber halten bis zu Ende aus. Etwa eine halbe Stunde dauert der ganze Vorgang, bis alle ermüdet nach einem Fluß in der Nähe gehen, dort den Körper waschen und vom Schlamme reinigen.

Unterdessen hat die junge Frau ein Mal hergerichtet, bei dem natürlich der Sake nicht fehlen darf. Dies wird herausgebracht und den Schluß der seltsamen „Feier" bildet ein Gelage auf den erhöhten Rändern des Reisfeldes. Freund und Feind betrinken sich einmütig und werden nach dem japanischen Ausdruck zu „Schlamm". Es kommt vor, daß dieser seltsame Vorgang sich an fünf bis sechs Plätzen an einem Tage abspielt. Selbstverständlich eilen nicht nur die Bewohner des Dorfes, sondern auch die der Umgegend herbei, um dies eigenartige Schauspiel mit anzusehen und erheben bald lautes Beifallsgeschrei, bald geben sie laut ihr Mißfallen kund.

(Fortsetzung folgt.)

Die Psychologie der japanischen Sprache.

Von Missionar Pfarrer Karl Munzinger in Tokyo.

II.

B. Das äußere Gepräge der Sprache.

IV. Kürze des Einzelausdrucks.

Gewisse und nicht unrichtige Bemerkungen bezüglich des Charakters der japanischen Sprache können auch von dem schon gemacht werden, welcher selbst noch gar kein Japanisch versteht, wenn sich ihm eine Gelegenheit bietet, das Japanische mit dem ihm gegenüberstehenden Deutschen rein äußerlich zu vergleichen z. B. bei einer deutschen Rede mit sich anschließender japanischer Übersetzung. Mehr als einmal bin ich gefragt worden, wie es denn komme, daß der Übersetzer fast die doppelte Zeit des Original-Vortrags brauche; die japanische Sprache scheine breiter zu sein als die deutsche. Diese Bemerkung ist zutreffend.

Es ist freilich nicht so, daß der Japaner für dieselben Gedanken viel mehr Worte gebrauche als der Deutsche, daß also z. B. eine deutsche Form durch zwei oder mehr japanische Worte übersetzt werden müsse, wie das lateinische „fui: ich bin gewesen" durch drei deutsche wiedergegeben werden muß. Vielmehr wird der japanische Ausdruck durch das Fehlen des Artikels, den häufigen Wegfall der persönlichen Fürwörter u. s. w. sehr kurz, so daß bei wörtlicher Übersetzung das Japanische den Raum des Deutschen nicht überschreitet. Auch Sprichwörter und der Witz zeichnen sich durch schneidende Kürze des Ausdrucks aus, nicht zu reden hier von der Schriftsprache, wo besonders in der Poesie möglichst viel in wenige kurze Worte gepreßt wird.

Umgekehrt sind die Fälle nicht sehr häufig, wo der Japaner ein deutsches Wort durch mehrere wiederzugeben gezwungen ist. Die je nach dem Grade der Höflichkeit allerdings oft recht lang gedehnte Höflichkeitsphrase scheint uns, besonders wenn die möglichst breit gehaltene etymologische Übersetzung dabei gegeben wird, lächerlich breit und umständlich, und doch ist sie kaum breiter als unsere gespreizte aber viel beliebte Etikettensprache.

V. Breite der Gesamtausführung.

Anschaulichkeit.

Wenn nun aber das Japanische doch mehr Zeit und Raum in Anspruch nimmt als das Deutsche, worin liegt der Grund? Darin, daß das Denken des Japaners sich mit der Art und Weise, in welcher wir unsere Gedanken auszudrücken pflegen, nicht befriedigt fühlt. Neben hervorragende Kürze und Prägnanz des Einzelausdrucks tritt Breite der Gesamtausführung. Der Japaner hat das Bedürfnis möglichst großer Anschaulichkeit und sieht sich darum veranlaßt, ein etwa vorliegendes englisches oder deutsches Original nach dieser Seite hin zu erweitern. Bei der Lektüre von japanischen Vorträgen von Ausländern kam es vor, daß ich durch die Bemerkung seiyō-kusai (das riecht nach Europa) unterbrochen wurde. Auf meine Frage: warum?

lautete die Antwort, weil es zu kurz sei, das Japanische bedürfe noch einiger Erweiterungen, um die Handlung lebendiger und den Fortschritt anschaulicher zu machen. Der Europäer ist mit dem Gedanken zufrieden; nicht so der Japaner: durch Auge und Ohr, durch Geruch und Geschmack und Gefühl treten die Vorstellungen als empirische Realitäten in seinen Geist ein. Er denkt mit seinen fünf Sinnen, und der Ausdruck dieses Denkens, das ist die Sprache, steht unmittelbar auf dem Grunde der Wahrnehmung. Die konkrete Wirklichkeit ist ihre Lebensluft.

Daher ist die japanische Rede, sei sie öffentlich, sei sie Unterhaltungsrede, sehr beweglich. Phantasie, Ausmalung, nicht was wir mit genialer Phantasie bezeichnen würden, sondern im Sinne seiner Fertigkeit, nämlich der Fertigkeit, im gegebenen Fall anschaulich zu illustrieren, eignet dem Japaner in hohem Maße. Mit bewundernswerter Schlagfertigkeit weiß er stets einen konkreten Gegenstand zu finden, um einen Gedanken anschaulich zu machen. Erzählungen, an welchen die japanische Nation zum Teil durch chinesische Erbschaft sehr reich ist, finden oft und passende Verwendung als Illustrationen. Häufige Anspielungen und halb ausgeführte oder auch nur angedeutete Bilder, welche der Rede manchmal geradezu den Charakter des Brillanten verleihen, tragen zur Lebendigkeit nicht wenig bei. Sprichwörter, meist scharf und schlagend, aus dem Volk hervorgegangen und bei allen Kulturvölkern in der Volkssprache noch mehr daheim als bei den Gebildeten, werden mit Vorliebe verwandt und sind noch Gemeingut des ganzen Volkes. Weitaus die meisten Illustrationen aber sind der nächsten Umgebung entlehnt, nahe liegende Dinge aus dem alltäglichen Leben, darum aber, wenn recht verwertet, einleuchtend und packend, besonders förderlich dem Witz, welcher sich in der derben, drastischen Realistik, wo sich die Gegenstände scharf und grell abheben, am wohlsten fühlt. Neben dem äußerst beliebten und stets belachten, aber für unsern Geschmack meist faden Spielen mit Worten oder Wortspiel, bei welchem die japanische wie überhaupt ostasiatische Vorliebe für die Form im Gegensatz zu dem Gedanken recht auffällig zu tage tritt, wird gerade auf diesem Gebiete geistreiche Witzigkeit und Witzelei häufig erzielt; wie denn die Japaner im amüsanten Gerede Meister sind.

VI. Prosa und Poesie.

Aus der Poesie der Natur und des Menschenlebens wird in der gesprochenen Sprache wenig illustriert. Infolge dessen bleibt der Ausdruck trotz aller Beweglichkeit prosaisch. Als sinnliche Malerei ist der Ausdruck ähnlich dem aller Natur- und der Natur noch nahe stehenden Stände der Kulturvölker, wie wir ihn vorzüglich in dem Kindheitsalter der Völker finden; so in den uralten Religionsurkunden der Semiten wie in den urgeschichtlichen Schöpfungen Indiens und Griechenlands. Doch ermangelt die japanische Realistik wesentlich der sanften Sinnigkeit und glühenden Phantasie der Semiten, wie auch der genialen Großartigkeit der Indogermanen. Sie schwingt sich nicht auf zu reinen Gebilden der Phantasie, den Boden der Wirklichkeit verliert sie nicht unter den Füßen. Sie verliert sich darum nicht in phantastisch unsinnigen Phrasen, wird aber auch nicht voll gerecht dem Gedankenzug in des Menschen Brust, welcher über diese Erde hinausdrängt. Der Grieche sah Leben in jedem Strauch und jedem Halm, der Strahl der Sonne und das Wehen des Windes, welche ihm Empfinden

verursachen, besitzen selbst Empfindung; der Semite sah überall die unmittelbare Thätigkeit göttlicher Persönlichkeiten; und dieses Leben, welches das Auge des Geistes sah, spiegelte sich wieder in der Sprache. Der Japaner aber huldigt einer nüchtern mechanischen Weltanschauung, die sich als Prosa in seiner Sprache wiederfindet. Die Sprache hat sich eben mehr unter dem Einfluß der nüchternen chinesischen Auffassung als unter dem des naturpersonifizierenden Shintoismus entwickelt; womit aber nicht gesagt sein soll, daß die mechanische Weltanschauung dem Japaner rein anerzogen ist; ohne Zweifel war in ihm von vorn herein eine starke Neigung nach dieser Richtung hin vorhanden. Mit Recht rühmt man dem Japaner einen sympathischen Zug für die Natur und ihre Schönheiten nach, was mit der mechanischen Naturbetrachtung keineswegs in Widerspruch steht; aber weder die Millionen von Gedichten, welche man alljährlich an die blühenden Pflaumenbäume hängt, noch auch die Thatsache, daß die meisten Japaner, soweit sie einigermaßen Bildung besitzen, auch Gedichte machen, haben es vermocht, ihrer Umgangssprache einen poetischen Charakter zu verleihen.

Die japanische Beredsamkeit, auch im Aufsatz, besteht daher wesentlich in der Fertigkeit des *shaberu*: ein Wort, mit welchem der Europäer unwillkürlich den Begriff des *Schwätzens* verbindet, ohne daß es sich jedoch voll mit diesem Begriff deckt. Etwas mehr bedeutet *shaberu* denn doch, und „*unterhaltend und fließend reden*" dürfte der Bedeutung des Wortes wohl nahe kommen. Eine gute Rede muß fließen, wie der Vortrag eines *hanashika* (Erzähler), jener so ausgeprägt japanischen Erscheinung, die der innersten Natur der japanischen Sprache entspricht. Der Vokalreichtum der Worte, bei denen jede Silbe außer dem Vokal höchstens einen einzigen Konsonanten besitzt, macht die Sprache leicht und fließend, beraubt sie der Schwere, Wucht und Feierlichkeit, welche der deutschen Sprache in so hohem Maße eignen, während das Harte, Stählerne und Einförmige des Klanges ihr die Tiefe und Innigkeit anderer vokalreichen Sprachen, wie z. B. der romanischen nimmt. Die Rede gleicht dem Bach mit ungehindert guter Strömung, nicht dem Strom mit seiner geheimnisvollen Tiefe, seiner fortreißenden Gewalt und seiner langweiligen Ruhe, noch auch dem Waldbach mit seiner idyllischen Poesie.

VII. Vorzüge und Nachteile.

Manche japanische Rede hat mich lebhaft erinnert an die Predigt eines Landpfarrers, freilich nicht an die nicht seltene Spezies, welche mit unfehlbarer Sicherheit dem müden Landmann die Augen zudrückt zu süßem, friedlichem Schlummer, sondern vielmehr an die entgegengesetzte Art, wo eine dem Verständnis und Interessenkreis des Bauern angepaßte anschauliche und drastische Darstellung à la Abraham a Santa Clara sich paart mit nicht allzu dick und nicht allzu tief gesäten Gedanken. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Japaner bis zu sechs und acht Stunden Vorträge anhören können, ohne zu ermüden oder einzuschlafen. Nach dem, was wir hörten, kann uns dieses nicht mehr wunderbar erscheinen. Es ist die lebendige Anschaulichkeit der Rede, welche ihn vom Schlaf errettet, und die verhältnismäßig langsame und wenig Geistesarbeit erfordernde Art der Gedankenmitteilung, die ihn vor Ermüdung schützt. Ich war einmal so unvorsichtig, einem Japaner gegenüber zu bemerken, daß eine japanische Predigt für mich

leichter sei als eine deutsche, da man nicht so viele Gedanken brauche; eine japanische Predigt, welche eben dieselben Gedanken enthalten solle, wie eine zuvor entworfene deutsche, sei unmöglich, da sie kein Ende nehme. Gefallen hat ihm diese Äußerung nicht, aber um so wahrer ist sie gewesen.

Für den Europäer, welcher japanisch sprechen soll, bieten sich daher große Schwierigkeiten. Wenn er es nicht versteht, sich in den Geist der japanischen Sprache zu versetzen, so redet er leicht abstrakt und langweilig oder aber unverständlich. Andererseits liegt die Gefahr vor, sich in die Breite zu verlieren; für den, der die Sprache nicht voll beherrscht, liegt der bequeme Gebrauch von Lückenbüßern, deren es nicht wenige giebt, verführerisch nahe; außerdem werden Bilder, der Alltäglichkeit entlehnt, leicht fade und abgeschmackt in einem nicht sehr geschickten Munde. Wir geben hier ein Beispiel einer Ausdrucksweise, welche zwar nicht das Extrem des japanischen Ausdrucks giebt und auch bei uns in derselben Weise gebraucht werden kann und gebraucht worden ist, welche aber doch ein Bild der japanischen Art bietet. Ein Missionar hielt einen Vortrag über die Allgemeinheit des Bösen, und zur Illustration bemerkte er: „Wie sieht es wohl in Tokyo aus? Wenn wir die Dächer aller Häuser in Tokyo abhöben, so daß von oben gesehen auch nicht ein Winkel verborgen bliebe, und darnach bände man uns Flügel um und wir flögen über die Stadt, in jedes Haus hineinschauend, was würden wir da alles Schlechtes sehen?"; und nun folgt eine eingehende Beschreibung dieses Schlechten. Das Bild wurde aus europäischem Munde scharf getadelt. „Wozu erst Häuser abdecken und sich Flügel wachsen lassen, wo man doch einfach per pedes durch die Hausthür kann? Das ist höchst albern. Geht hinein in die Häuser und sehet! würde genügt haben". Gut! Gewiß aber ist, daß der Missionar sich im Geist der japanischen Sprache ausgedrückt hat, und daß jene Worte, selbst noch in realistischerer und breiterer Ausführung, im Munde eines Japaners für japanische Ohren gut geklungen haben würden.

Gewiß ist aber auch das, daß wir selbst manches von der japanischen Redeweise, die sich übrigens ähnlich in der ländlichen Bevölkerung unserer Heimat und in unseren Dialekten auch noch findet, lernen können, wie es denn überhaupt stets gut ist für eine vorwärtsstrebende Nation, manchmal rückwärts zu blicken, um zu sehen, ob sie nicht etwa Gutes zurückgelassen habe. Der Realismus in Wissenschaft, Litteratur und Kunst der jüngsten Zeit in Europa mag zwar in das Extrem gefallen sein, daß er aber in seinem Streben, sich auf den Boden der nackten Wirklichkeit zu stellen, unsere Blicke zurücklenkte auf jenes Gute, daß wir zu vergessen im Begriffe waren, ist ein Dienst, den wir ihm nicht genug danken können.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

Von Prediger H. Ritter in Potsdam.

XX. Gegenströmung gegen das Christentum und Zeichen beginnender Unterströmung.

Die religiöse Bewegung ist im japanischen Volke, wie kaum in einem andern, von der politischen abhängig und will in erster Linie von hier

aus verstanden werden. Darauf weist seine einheimische Religion und Sagenbildung, wie seine ganze Geschichte hin. Der Kern der eigentlichen Nationalreligion, der Kamilehre oder des Shinto, ist die Ehrfurcht vor dem Mikado als des direkten Abkömmlings von der Sonnengöttin Amateratsu. Im Gegensatz hierzu begünstigen die Shogune das exotische Gewächs des Buddhismus. In dem letzteren konnte zwar vermöge seiner Anpassungsfähigkeit an die vorgefundenen Religionen auch die göttliche Abstammung des Mikado eine Stelle finden. Aber hier war auch Raum genug für die göttliche Verehrung der Shogune; sie konnten nach ihrem Tode zum Buddha erhoben werden und in dieser Würde auch als Abgeschiedene mit der Hoheit der Mikados konkurrieren, wie sie dieselben während ihres Lebens durch ihre thatsächliche Macht in den Schatten stellten. Der Tempel zu Nikko, wo der größte der Shogune, Iyeyasu, als Gongensama, verehrt wurde, trat in erfolgreichen Wettbewerb mit dem shintoistischen Nationalheiligtum der Japaner, den Tempeln der Sonnengöttin in der Provinz Ise. Die Beseitigung des Shogunats und die Erhebung des Mikado zum Alleinherrscher (1868) zog sehr bald einen Versuch seitens der Regierung nach sich, den Shintoismus, als die Grundlage des Mikadothrones, zu neuer Blüte zu erwecken. Man besetzte damals altehrwürdige buddhistische Tempel, wie die zu Nikko, mit shintoistischen Priestern.

Es ist nur natürlich, daß auch die Stellung des japanischen Volkes zum Christentum sehr wesentlich von politischen Strömungen beeinflußt wurde. Im Japaner tritt die Rücksicht auf die unsichtbaren Mächte leicht hinter das Praktisch-Nützliche zurück. Auch ihm wohnt in den Tiefen des Gemüts ein Etwas, das ihn darüber hinausweist und ihn befähigt, für ideale Ziele die größten Opfer zu bringen. Aber die Welt der Ideale verkörpert sich ihm in der Pietät und hingebenden Treue gegen die Eltern, den Lehnsherrn und den Mikado und in der Liebe zum Vaterlande, während namentlich im gebildeten Japaner durch die Sittenlehre des Konfuzius mit ihrer skeptischen Richtung der Sinn für eine übersinnliche Welt stark zurückgedrängt wurde. Die Jesuitenmission im 16. Jahrhundert fand bei mehreren Daimyos seiner Zeit eine günstige Aufnahme, weil sie von den abendländischen Feuerwaffen und sonstigen Kulturmitteln eine Vermehrung ihrer Macht erhofften. Der gewaltige Usurpator Ota Nobunaga ließ die Christen gewähren, weil sie ihm eine willkommene Waffe gegen die überhand nehmende politische Macht der buddhistischen Klöster zu werden versprachen. Sein Nachfolger Taikosama und die großen Tokugawashogune Iyeyasu und sein Enkel Iyemitsu verfolgten das Christentum und suchten es endlich mit den grausamsten Mitteln und mit unnachsichtlicher Zähigkeit auszurotten, nicht, weil sie die christliche Religion haßten, sondern, weil sie in den Missionaren unter der Maske der Religion Pioniere der abendländischen Eroberungssucht witterten. Nach der Wiedereröffnung des Landes für den abendländischen Verkehr durch den amerikanischen Admiral Perry vor 40 Jahren setzten die Japaner den christlichen Missionaren zunächst nur eine fast unüberwindliche Gleichgültigkeit entgegen. Als sich aber mehr und mehr herausstellte, daß das Christentum einen nicht mehr zu übersehenden Einfluß gewann, da waren es nicht etwa zuvörderst die Priester oder fanatische Anhänger der einheimischen Religionen, welche ihm entgegentraten; sondern im altjapanischen Sinne nationalgesinnte Politiker, wie der Satsuma-

Prinz Shimadzu Saburo[1]), glaubten dringend ihren patriotischen Warnruf vor einer Religion erheben zu müssen, welche verlange, daß man ihren Begründer mehr als Vater und Mutter, liebe (Matth. 10, 37), welche die Grundsäulen japanischer Sittlichkeit und Vaterlandsliebe, die kindliche Ehrfurcht und den Gehorsam gegen die Eltern und Herren, untergrabe und folgerecht dazu führen müsse, daß der hehre Tempel, in dem Japans Begründer und erster Kaiser, der gepriesene Jimmu Tenno, göttliche Verehrung empfange, für alle Zeit geschlossen werde (1876). Aus politischen Beweggründen, um für Japan Ebenbürtigkeit mit den abendländischen christlichen Kulturmächten zu erringen, trug sich die japanische Regierung kurze Zeit mit dem Gedanken, das Christentum als Staatsreligion einzuführen, und fragte in dieser Richtung den Professor Gneist in Berlin um Rat (1873)[2]). Aus ganz ähnlichen Beweggründen wurde der völlig skeptisch gerichtete Schriftsteller Fukuzawa aus einem Gegner zu einem Fürsprecher des Christentums (in seiner Zeitschrift „Jiji Shimpo" 1885) und übergab seine Kinder christlichen Erziehungsanstalten[3]). Es liegt in derselben Linie, wenn der jähe Rückschlag des sich überstürzenden Eifers für abendländische Civilisation in eine nationalistische, zu altjapanischem Brauch und Geist zurückgreifende Bewegung seit dem Scheitern der Verhandlungen über die Revision der Handelsverträge (1889) auch eine starke Gegenströmung gegen das Christentum nach sich zieht. Diese Strömung wird mit Erfolg von den einheimischen Priestern benutzt, sie bewirkt thatsächlich eine Art von Wiederbelebung der einheimischen Religionen, namentlich des Buddhismus. Aber auch diese Strömung hat ihre Kraft und Wurzel nicht in der religiösen, sondern in der politischen Stimmung, in dem neu erwachten, bis zu krankhafter Erregung gesteigerten Nationalgefühl der Japaner. Darum darf, wer die religiösen Erscheinungen in ihrem Zusammenhang auffassen will, die politische Arena nicht aus dem Auge verlieren, und deshalb beginnen wir die Darstellung der ersteren mit einem Blick auf die letztere.

Dasselbe japanische Volk, das unter der väterlichen, aber doch unbeugsamen Gewaltherrschaft der Shogune, zumal seit Vernichtung der Jesuitenmission (1638/39), Jahrhunderte lang, wie durch Zauberbann, in einem Zustande erstarrten Lebens gehalten wurde, hat seit seiner Wiedereröffnung gezeigt, daß in den Tiefen der Volksseele etwas von der vulkanischen Natur des Landes glüht. Dieses Gährungselement hat seit 1890 durch die vom Mikado dargebotene konstitutionelle Verfassung ein gesetzliches Mittel gewonnen, sich geltend zu machen. Nach längerem Hin- und Herwogen wirren Kampfes in einem sich selbst noch nicht verstehenden Parteigetriebe gewann im Parlament die Opposition gegen die Regierung in der nationalistischen Reaktion einen festeren Einigungspunkt. Man versuchte einen gewaltigen Ansturm gegen das Ministerium des Grafen Ito, das die Verhandlungen

---

[1]) Der als Fremdenhasser und doch auch als Förderer abendländischer Kultur bekannte Vater des Exdaimyo von Satsuma, der die Schrift des Gelehrten Yasui Chiuhei („Bemmo" oder „Eine Auseinandersetzung des Irrtums") mit einer Vorrede herausgab. Vergl. meine „Dreißig Jahre protest. Miss. in Japan", S. 26 f. (A. Haack, Berlin, 1890).

[2]) „Dreißig Jahre prot. Miss. in Japan", S. 23 f.

[3]) A. a. O., S. 61 f.

über die Handelsverträge in einem versöhnlichen Sinne wieder aufzunehmen begann. Man schrieb die Ungeneigtheit der Westmächte, dem japanischen Volke volle Gleichberechtigung einzuräumen, dem schwächlichen Verhalten der japanischen Regierung zu und verlangte, diese solle durch strenge, buchstäbliche Ausführung der bestehenden Verträge die beteiligten Mächte zwingen, im Interesse ihrer Angehörigen mehr Entgegenkommen bei den Revisionsverhandlungen zu zeigen. In der That würde die buchstäbliche Handhabung der Vertragsbestimmungen den fremden Ansiedlern tief ins Fleisch schneiden. Danach dürften sie nur in den sogenannten Konzessions- oder Fremdenvierteln der 7 Vertragshäfen wohnen und vollends außerhalb derselben keinen Grund und Boden erwerben. Pässe in das Innere sollen nur für wissenschaftliche oder gesundheitliche Zwecke erteilt werden. Doch hat die japanische Regierung durch eine sehr milde Auslegung die engen Schranken, welche hierdurch den Fremden gezogen sind, sehr wesentlich erweitert. Namentlich erfreuen sich die Missionare großen Entgegenkommens. Zum Zwecke des Unterrichts an Schulen wird ihnen dauernder Aufenthalt im Innern des Landes gestattet. Pässe in das Innere, die für gesundheitliche und wissenschaftliche Zwecke ausgestellt sind, werden mit Wissen der Regierung anstandslos für längeren Aufenthalt im Dienste der Mission benutzt. Für den Bau von christlichen Kirchen, Schulen, Pfarrhäusern und anderen Missionsanstalten erwerben die Missionsgesellschaften an den verschiedensten Orten außerhalb der Konzessions- und Vertragshäfen Grundstücke, nur daß irgendein christlicher Japaner nominell als Besitzer eintritt. Die Regierung weiß das alles und legt keinerlei Hindernisse in den Weg. Welche Schwierigkeiten und unabsehbaren Verluste müßten für die meisten Missionen entstehen, wenn an Stelle dieses weitherzigen Gewährenlassens die buchstäbliche Auffassung der Vertragsbestimmung Platz griffe! Es leuchtet hiernach ein, welche Gefahr der Mission drohte, als gegen Ende des Jahres 1893 die Oppositionspartei im Reichstag einen Gesetzentwurf mit 8 Artikeln einbrachte, deren erster lautete: „Jeder japanische Unterthan, der, unter welchem Vorwande auch immer, Land für einen Fremden auf seinen Namen in Verwahrung hält, soll einer größeren Gefängnisstrafe von mindestens einem Tage und höchstens einem Jahre mit einer Geldstrafe von mindestens 20 und höchstens 200 Yen verfallen". Ähnliche Strafen sollten diejenigen bedrohen, welche für einen Fremden Gebäude auf ihren Namen in Verwahrung halten. Man kann sich im Interesse der Entwicklung Japans nur von Herzen freuen, daß die Regierung, gestützt auf die persönliche Überzeugung des Mikado, gegenüber derartigen Versuchen, ihre fremdenfreundliche Politik mit fester Hand aufrecht erhält. Der Mikado entbot am 24. Dezember 1893 das gesamte Ministerium zu sich und eröffnete demselben, daß gerade in der jetzigen Zeit der Verkehr mit dem Auslande für Japans Fortschritt so bedeutungsvoll geworden sei, daß eine Verkümmerung dieses Verkehrs nicht zugegeben werden dürfe; auch werde er nicht dulden, daß das unveräußerliche Vorrecht der Krone, die Minister zu ernennen und zu entlassen, seitens des Parlaments beschränkt werde. Nach stürmischen Debatten im Abgeordnetenhause erfolgte Vertagung und Auflösung des Parlaments (am 30. Dezember 1893). Ein neues, nicht minder oppositionslustiges Parlament wurde nach gleich stürmischen Sitzungen wiederum aufgelöst (am 3. Juni 1894). Schon bald nach der

ersten Auflösung wurde auch die Groß-Japan-Gesellschaft, als den Landesfrieden gefährdend, aufgelöst. Diese Gesellschaft hatte lediglich den Zweck, gegen den Fremdenverkehr Stimmung zu machen. Beleidigungen, die fremde Frauen und Kinder auf den Straßen von Tokyo erlitten, zeigten, bis zu welcher Höhe die Erregung gegen die Fremden in manchen Kreisen geschürt ist, und wie nötig es war, daß die Regierung dem Treiben der Agitatoren ein ernstes „Halt" entgegenrief.

Diese zunächst rein nationalistische, von ehrgeizigen Politikern künstlich immer neu angefachte Erregung ist nun allerdings auch ein überaus günstiger Boden für die Aufreizungen einheimischer, namentlich buddhistischer Priester gegen das Christentum und macht sich infolge solcher Aufreizungen öfter in recht rohen Ausbrüchen ungebändigter Leidenschaft gegen das letztere, besonders in Störungen christlicher Versammlungen Luft. Die betrübendste Erfahrung dieser Art machte die Evangelische Alliance. Sie hielt am 24. u. 25. Mai 1893 ihre alle drei Jahre wiederkehrende Versammlung von Delegierten aller protestantischen Missionen in Nagoya, der viertgrößten Stadt Japans (zwischen Osaka und Yokohama). Nagoya war von jeher ein Hauptstützpunkt des Buddhismus; doch bestehen bereits mehrere evangelische Gemeinden daselbst. Die Kirchen der letzteren hatten sich festlich geschmückt, und selbst die Behörden der Stadt hatten feierliche Begrüßung zugesagt. Der erste Festgottesdienst sollte in der Kirche der Methodisten stattfinden. Aber buddhistische Soshis[1]) besetzten im voraus einen erheblichen Teil der Plätze, andere nahmen vor der Kirche Stellung; und sobald der Gottesdienst begann, erhoben die drinnen und draußen, sich wechselseitig antwortend und ermunternd, wüstes Geschrei, warfen mit Schmutz und bald auch mit wirksameren Gegenständen, bis die Versammlung aufgehoben werden mußte. Etwa 30 uniformierte Polizisten und noch mehrere in Civilkleidung vermochten die Ordnung nicht herzustellen, einzelne Verhaftungen waren unwirksam, und drei Polizisten in Civilkleidung wurden gemißhandelt und verwundet. Am folgenden Tage sollte in einem Restaurant die feierliche Begrüßung durch die Behörden und andere Deputationen stattfinden. Aber der Wirt des Lokals erhielt Briefe, die ihn mit Verbrennung seines Hauses und ihn selbst mit dem Tode bedrohten, falls die Versammlung stattfinde. Er zog seine Zusage, seine Räumlichkeiten für eine solche herzugeben, zurück, und ein zweiter Wirt, der anfangs zugesagt hatte, that aus gleichen Gründen ein Gleiches. Man war gezwungen, die Versammlung in den Räumen der Eiwa Gakko, der methodistischen Missionsschule, zu halten.

Über Unruhen in und bei Tottori (auf der Hauptinsel Hondo an der Küste des japanischen Meeres) berichtet der Missionar Rowland. Tottori ist seit einiger Zeit Station des amerikanischen Board. Während Mr. Rowland im Sommer 1893 verreist war, bildete sich dort eine Rotte unruhiger Köpfe, welche das Leben der christlichen Gemeinde auf mancherlei Weise zu stören suchte. Sie drohten, Rowlands Haus zu verbrennen, und eine Zeit lang mußte eine Anzahl von Gemeindegliedern dasselbe nachts

[1]) „Soshi" = junge Samurai — sind Abkömmlinge früherer Samurais, des alten Kriegerstandes, unreife junge Leute, die allerorten gegen die Fremden hetzen und auch sonst immer zur Hand sind, im Dienste unklarer politischer Oppositionsbestrebungen Unordnungen hervorzurufen.

bewachen. Die Gemeinde hielt alle Morgen Gebetsversammlungen, in denen um Erleuchtung für die Widersacher gebetet wurde. Endlich wurden einige derselben verhaftet. Bei seiner Rückkehr fand Rowland die Ruhe schon wieder hergestellt. Einer der Unruhestifter stellte sich selbst in Gefangenenkleidung, und Rowland hatte die Freude, daß er Reue an den Tag legte und ein regelmäßiger Besucher der Kirche, der Sonntagsschule und der Gebetsversammlungen wurde. Ein anderer der Rädelsführer hatte noch eben auf der Polizei geprahlt: „er mache sich wenig daraus, ob er eingekerkert werde; er warte nur auf eine passende Gelegenheit, um diesen Rowland tüchtig durchzuprügeln". Aber hinterher ist er zu Rowland gekommen, um das Geständnis abzulegen, daß die Christen durch ihren Mut und ihre Geduld einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und daß er entschlossen sei, fortan der Wahrheit des Christentums ernstlich nachzuforschen. Einen anderen Fall buddhistischer Opposition berichtet Rowland aus Tajima, einer Außenstation Tottoris: „Hier wirkt der einheimische Prediger Homa. Eines Tages umringten 200 bis 300 Gegner des Christentums, von Buddhisten eines Nachbardorfs aufgehetzt, sein Haus, um ihn aus der Stadt zu treiben. Unter einigen Vorsichtsmaßregeln legte er sich nachts dennoch zu Bett, erfuhr jedoch am nächsten Morgen, daß die Polizei und einige Freunde für seine Sicherheit Wache gehalten hatten. Am anderen Tage wurde er belagert, bis er in eine Disputation willigte, die auf 20 Minuten beschränkt bleiben sollte. Er schickte sein Weib und sein Kind ihrer Sicherheit wegen in einen anderen Teil des Hauses und stand so allein vor etwa 100 Buddhisten für die Wahrheit ein. Ihr Sprecher citierte Christi Worte: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert" (Mt. 10, 34), und schmähte laut eine Religion mit solchen Grundsätzen. Noch auf mancherlei andere Weise versuchten sie seine Wirksamkeit zu hemmen, doch vergeblich. Wenige Tage später hielten wir dort ruhig öffentliche Versammlungen, in welchen drei von uns sprachen. Jetzt giebt es daselbst ernste Inquirers[1])". Zu Disputationen fordern die Buddhisten öfter heraus, scheinen aber hierbei wenig Glück zu haben. So erzählt Rowland von einem Vorfall in Kurayoshi, ebenfalls einem Orte unweit Tottori: „Ein buddhistischer Priester aus Okayama kündigt einen Vortrag an; Thema: ‚Buddhistischer und christlicher Himmel und Hölle'; ‚es ist Gelegenheit zur Stellung von Fragen gegeben'. Zwei junge Christen gehen hin. Die Erklärung des Buddhisten vom Christentum erscheint ungenau. Ein junger Mann fragt den Redner. Der Redner schweigt. Der junge Christ entwickelt seine Ansichten. Der Vorsitzende der Versammlung, vermutlich ohne zu erwarten, daß seiner Einladung werde entsprochen werden, ladet ihn ein, vorzutreten, wenn er zu sprechen wünsche. Er betritt die Plattform; und es gelingt ihm, für einige Minuten, in einem buddhistischen Tempel, vor einer buddhistischen Zuhörerschaft, die zusammengekommen war, um einen buddhistischen Vortrag zu hören, durch seine freimütige Darlegung der christlichen Lehre vom zukünftigen Leben den herzlichen Beifall der Versammlung zu gewinnen".

Am schwersten drückt die weitreichende Macht der buddhistischen Priester in sozialer Beziehung. Nur zu leicht verliert der Christ, besonders, wo

[1]) Leute, die Auskunft über das Christentum suchen.

er vereinzelt steht, Kundschaft, Lebensstellung, Broterwerb, Einfluß. Ein junger Arzt in der Nähe von Kobe, so erzählt der dortige Missionar Atkinson im Missionary Herald (Augustheft 1893), ließ sich samt seinem Weibe taufen. Nach einiger Zeit erlitt er bedeutende Verluste an seinen Einnahmen. Die Eltern der Frau hätten den Übertritt zum Christentum wohl noch ertragen, aber der Verlust an Einkommen und Achtung war ihnen zu viel. Sie drohten, ihre Tochter nach Hause zurückzunehmen, wenn nicht beide Eheleute das Christentum aufgäben. Der Vater des Mannes, ein Beamter in einem andern Landesteil und zugleich Grundbesitzer mit gutem Einkommen, ließ dem Sohne sagen, wenn er nicht das Christentum aufgebe, so werde er ihn seiner Stellung und seiner Rechte als ältester Sohn entheben. Der junge Mann harrte ruhig bei seinem Glauben aus, aber sein Weib unterlag endlich dem schweren Druck von außen und begann, auf den Mann in dieser Richtung einzureden. Er trug auch das. Zuletzt ging das Weib von ihm und ließ zwei Kinder in zartem Alter bei ihm zurück. Nach der letzten Nachricht ist die Frau aus der Zahl der Gemeindeglieder gestrichen, dagegen hält der Mann noch immer das Banner des Glaubens aufrecht. Es ist gegenüber solchen Vorkommnissen, die nicht vereinzelt dastehen, nicht zu verwundern, wenn die Missionare vielfach die bittere Erfahrung machen, welcher ein Missionar des Amerikanischen Board, Mr. Severance, mit den Worten Ausdruck giebt: „Die Furcht vor der Volksstimmung gegen das Christentum hält viele ab, sich offenkundig mit demselben zu beschäftigen. Der Arzt fürchtet für seine Praxis, der Lehrer für seine Stellung; der Student fürchtet das Übelwollen seiner Lehrer. Furcht und wieder Furcht". Allerdings fügt er hinzu: „Und doch ist schlechterdings kein Sinn darin. Ein mutiger Mann wird in der ganzen Welt bewundert; und Männer mit Mark im Herzen, auch wenn es Christen sind, werden Beifall und Achtung ernten". Hat Mr. Severance mit diesem Zusatz für Japan Recht? Von einem weiter blickenden Standort aus, von dem Standpunkt unbeugsamer Gewissensüberzeugung und unerschütterlichen Glaubens an den Sieg der Wahrheit ohne allen Zweifel! Wer, von diesem Geist geleitet, entschlossen jeder Anfechtung entgegentritt, wird selbst äußerlich manche Gefahr vor sich zurückweichen sehen — in Japan, wie in aller Welt, da Gott regiert. Aber wer wollte denen, die nun einmal zu sehr am äußeren Glück und Erfolge hängen, um sich zu diesem Standort aufzuschwingen, in dem Japan von heut die Versicherung geben, daß nicht auf das Schlimme noch Schlimmeres folgen könnte? Die jetzige Regierung, insbesondere auch der Mikado — wir sagen es mit Freuden — scheint fest entschlossen, der nationalen Leidenschaft Zügel anzulegen und auch die Religionsfreiheit, die Artikel 28 der Verfassung zusichert, ehrlich zu schützen. Aber sind sie allerorten dazu imstande? Und — Personen können wechseln. Wie, wenn durch solchen Wechsel im Kabinet und auf dem Thron eine ähnliche Auslegung jenes Artikels zur Geltung käme, wie sie heut schon in buddhistischen Blättern ganz offen ausgesprochen wird? Bezeichnend ist in dieser Richtung eine Äußerung des buddhistischen „Nonin Shimpo". Wir teilen sie nach einem Auszuge in der „Japan Daily Mail" vom 29. Dezember 1893 mit, wo wir lesen: „Wir erfahren auch (aus dem Nonin Shimpo), daß eine Bewegung im Gange ist, um eine offizielle Regelung inbetreff des Christentums herbeizuführen. Das Christentum ist bisher seiner geringen Bedeu-

tung wegen seitens der Regierung zu wenig beachtet worden. Einige sagen, daß wegen der Glaubensfreiheit, die Artikel 28 der Verfassung zusichert, sich nichts thun lasse. Aber dieser Artikel bezieht sich nur auf die Handlungen der Regierung. Das Parlament kann dennoch frei handeln. Wenn das Christentum den Staat schädigt, können Gesetze gegen dasselbe durchgebracht werden. Das ist das Vorrecht des Volkes. Eine nationale Politik in Bezug auf das Christentum ist unentbehrlich". Auf eine ähnliche Auslegung, wenn auch in etwas verhüllterer Form, kommt es hinaus, was der neuerdings vielgenannte Professor Inouye Tetsujiro in seinem Aufsatz „Widerstreit zwischen Erziehung und Religion" ausspricht. Wir würden unsern Lesern gegenüber uns überflüssiger Wiederholungen schuldig machen, wollten wir hier auf Inouyes Angriffe gegen das Christentum noch einmal näher eingehen, nachdem die Aufsätze von Busse und Hering und die Mitteilungen unserer Missionare schon Ausführliches darüber gegeben haben[1]). Was uns hier interessiert, ist nur das Folgende: Inouye sucht mit Beziehung auf den Erlaß des Mikado vom 30. Oktober 1890 nachzuweisen, daß ein japanischer Christ, wenn er nicht bewußt oder unbewußt mit seinem Glauben brechen wolle, kein guter Patriot und kein loyaler Unterthan sein könne. Erste Pflicht des Japaners sei kindliche Ehrfurcht und strenger Gehorsam gegen den Kaiser, wie er sie nach der Überlieferung seiner Vorfahren in jenem Erlaß fordere. Dem Japaner, der in dieser nationalen Sittlichkeit erzogen sei, falle es auch in keiner Weise schwer, sich vor dem Bildnis des Mikado und seinem Erlaß zum Zeichen der Verehrung zu verneigen, wie es der Erlaß verlange. Der Christ dagegen halte diese Verehrung für Götzendienst und stelle das Gebot seines Gottes über das des Mikado. Die Weigerung der Verehrung seitens christlicher Lehrer[2]) sei daher nur folgerichtig, beweise aber auch die Unvereinbarkeit des Christentums mit Vaterlandsliebe und Unterthanentreue im japanischen Sinne. Wenn andere christliche Lehrer sich dem Gebot fügten, so verleugneten sie damit ihren Glauben. Der Einwand vieler Christen, daß eine Verneigung nicht notwendig als göttliche Verehrung aufgefaßt werden müsse, sondern als bloße Ehrfurchtsbezeugung verstanden werden könne, erscheint Herrn Inouye als leere Ausflucht. Von diesem Standpunkt aus billigt er im Grunde das Vorgehen des Gouverneurs von Kumamoto, das seiner Zeit großes Aufsehen erregte. Derselbe verbot in offenbarem Widerspruch mit der gewährleisteten Religionsfreiheit den Lehrern und Schülern seines Bezirks die Annahme des Christentums. Er wurde bald darauf seines Postens enthoben. Mit Bezug hierauf nun sagt Inouye vorsichtig, aber doch verständlich genug: „Wenn die Proklamation des Gouverneurs die Glaubensfreiheit, welche durch die Verfassung gewährleistet ist, verletzt, so ist das natürlich unrecht. Aber diese Freiheit ist durch zwei Bedingungen begrenzt: erstlich darf bei ihrer Ausübung die Wohlfahrt und Ordnung der Gesellschaft nicht verletzt werden; und zweitens muß die Unterthanenpflicht beobachtet werden". Die Frage, ob japanische Christen Lehrer sein können, ist in der That von Gegnern des Christentums

[1]) Z. M. R. VIII. Jahrg., Heft 3, S. 147 f.; IX. Jahrg., Heft 2, S. 88 f. und S. 112 f.

[2]) Bildnis und Erlaß des Kaisers wurden in den Schulen aufgehängt und angeordnet, daß Lehrer und Schüler beim Betreten des Klassenraums sich davor verneigten.

so ernstlich aufgeworfen worden, daß christliche Zeitschriften, wie das Organ der methodistischen Kirche „Gokyo", sich veranlaßt sehen, entschieden dagegen Verwahrung einzulegen.

Trotz all' dieser Zeichen am japanischen Himmel, die noch immer auf Sturm schließen lassen, haben wir keinen Grund, an der Zukunft des Christentums in Japan zu verzagen. Sicherlich darf man die Macht der einheimischen Religionen nicht unterschätzen. Namentlich macht der Buddhismus gewaltige Anstrengungen, sich neuen Aufschwung zu geben. Er schickt Missionare nach Korea, den Kurilen, Sibirien, Thibet, Honolulu und Indien, läßt durch Gelehrte den ursprünglichen Buddhismus, wie er sich in Ceylon erhalten hat, an Ort und Stelle erforschen, rühmt sich sogar, im Westen Anhänger zu gewinnen, wie denn vor kurzem ein ehemaliger englischer Offizier im Bezirk von Okayama Vorträge im Interesse des Buddhismus gehalten hat, und legt großes Gewicht darauf, daß er durch seine Vertreter seine Grundsätze auf dem religiösen Kongreß während der Weltausstellung zu Chicago verkünden durfte. Aber, daß er eine, wenn auch langsam, niedergehende Sonne ist, beweisen die Mittel, deren er sich im Kampf bedient. Seine besten Waffen gewinnt er durch Nachahmung christlicher Einrichtungen. Volksaufläufe, Kirchenstörungen, Drohungen mit Gewaltthat, wie sie oben berichtet sind, bezeugen seine innere Schwäche. Was ihm, wie dem Shintoismus, fehlt, das ist die Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehre bei seinen Priestern und wärmsten Verteidigern. Der neueste Verteidiger der einheimischen Religionen, Inouye, weiß viel davon zu sagen, wie viel besser der Buddhismus der japanischen Nationalität entspreche, als das Christentum; er fordert göttliche Verehrung für den Mikado, weil darauf die Grundsäule japanischer Sittlichkeit, Ehrfurcht gegen den Herrscher und Liebe zum Vaterlande, beruhe. Aber er hütet sich wohl, den Beweis zu liefern, daß Buddhas Lehre die höchste Wahrheit enthalte, oder daß die Abstammung des Mikado von der Sonnengöttin keine bloße Sage sei. Befriedigung des Nationaldünkels um jeden Preis — dieser Forderung gegenüber ist die Frage, ob wahr oder unwahr, zur Nebensache geworden. Das ist der hohle Boden, auf dem der überspannte Nationalismus der Reaktionspartei und, auf ihn gestützt, auch Buddhismus und Shintoismus steht. Bei dieser Sachlage kann es nicht befremden, wenn ein Mann, wie Inouye, bei seinem herausfordernden Angriff gegen das Christentum sich so große Blößen gegeben hat, daß er sich genötigt sah, auf die durchschlagende Widerlegung, die er durch Takahashi Goro erfuhr, am 28. März in einem offenen Brief an den letzteren unumwunden einzuräumen, daß er in seinen Darlegungen einige unrichtige Thatsachen beigebracht habe. Er führt zur Entschuldigung an, daß sein Artikel nur die Erweiterung eines gelegentlichen Gesprächs sei. Wenn mit Thatsachen und Gründen in einem Angriff auf eine große Religionsgemeinschaft, der für die Öffentlichkeit bestimmt ist, so obenhin verfahren wird, sollte das nicht den Schluß nahe legen, daß hier weniger das Suchen nach Wahrheit, als die nationale Leidenschaft das Wort führt? Und eben hierin zeigt sich die Schwäche dieses christentumfeindlichen Feldzuges. Er kann nur so lange seinen Ansturm aufrecht erhalten, als die Leidenschaft vorhält; und, je ungestümer sie sich gebehrdet, um so sicherer wird sie erlahmen. Das Vorgefühl des nahenden Umschlags giebt sich schon in mehreren buddhistischen Blättern kund. So lesen wir

im „Bukkyo“: „Die ‚Mixed Residence‘ (die gemiſchte Niederlaſſung, d. h. das Zugeſtändnis an die Fremden, daß ſie ſich auch außerhalb der Fremdenviertel unter den Einheimiſchen niederlaſſen dürfen) wird früher oder ſpäter kommen. Jetzt, in der Zeit unſerer Stärke, müſſen wir uns auf dieſes Ereignis vorbereiten. Wenn Fremde in allen Teilen des Landes zugelaſſen werden, dann werden die chriſtlichen Prediger mit ihnen Eingang finden und ungehindert wirken. Wir ſollten darauf vorbereitet ſein, ihnen entgegenzutreten. Eine chriſtliche Reaktion wird ſicher kommen. Der früheren ſich überſtürzenden Europäiſierung des Volkes iſt Einhalt gethan. Der Konſervatismus iſt zu neuem Leben erweckt. Aber das Streben, die nationalen Eigentümlichkeiten zu erhalten, hat ſeinen Höhepunkt erreicht. Die Bewegung zu Gunſten der Europäiſierung wird ſicher einen neuen Anlauf nehmen. Mit ihr wird auch das Chriſtentum wieder Fortſchritte machen. Wir müſſen auf der Wacht ſtehen“. Sehr ähnlich äußern ſich andere buddhiſtiſche Blätter. Vielleicht dürfen wir hierin mehr, als in irgend etwas anderem, Zeichen einer beginnenden Unterſtrömung zu Gunſten des Chriſtentums erblicken. Vielleicht dürfen wir ein ähnliches Zeichen in einer Anſprache begrüßen, welche nach einer Mitteilung im „Kiriſutokyo Shimbun“, dem Organ der Kumiaikirche, ein nichtchriſtlicher hoher Beamter des kaiſerlichen Schatzamtes, Herr Soyeda, in der Geſellſchaft für Staatswiſſenſchaft, beſtehend aus leitenden Gelehrten und Staatsmännern, gehalten hat. Nicht, als legten wir allzugroßen Wert auf einzelne Äußerungen einzelner einflußreicher Perſonen! Aber eine Anſprache dieſes Inhalts vor dieſer Geſellſchaft wäre wohl nicht gehalten worden, wenn der Redner nicht hätte vorausſehen dürfen, daß ſeine Worte in vielen Mitgliedern der Verſammlung Wiederhall finden würden. Dieſe Worte dürfen daher wohl als ein Stimmungsſymptom in leitenden Gelehrten- und Beamtenkreiſen gelten. Herr Soyeda ſagte nach der erſten Darſtellung des Kiriſutokyo Shimbun: „Religion ſei notwendig für die Wohlfahrt des Staates. Der Buddhismus habe die Achtung des Volkes verloren, und das Chriſtentum, wenn es ſich ſeines ausländiſchen und ſektenhaften Charakters entkleide, werde die Religion des Reiches werden“. Dieſe Wiedergabe wurde allerdings von Herrn Soyeda ſelbſt in dem buddhiſtiſchen „Nonin Shimpo“ dahin berichtigt, daß er geſagt habe: „Eine gründliche Reformation des Buddhismus ſei notwendig. Wenn eine ſolche nicht zugeſichert werden könne, ſo müſſe ein japaniſiertes Chriſtentum angenommen werden“. Indes auch dieſe Äußerung ſagt genug. Es wäre thöricht, auf ſofortigen Umſchwung zu rechnen. Niemand kann vorausſagen, wann Gottes Stunde für Japan ſchlagen werde. Aber wohl dürfen wir uns durch jene Zeichen ermutigen laſſen und die Mahnung des buddhiſtiſchen Bukkyo, die wir oben citierten, auf uns anwenden: „Wir müſſen auf der Wacht ſtehen“, damit, wenn Gottes Stunde ſchlägt, unſere Miſſion ſich den großen Aufgaben des Reiches Gottes an den Fluten des ſtillen Oceans gewachſen zeige.

(Fortſetzung folgt.)

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. **Paul Gloatz**, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg [1]).

IX.

Im südlichen Kamerungebiet ist die Malimba-Stadt Bongo bisher einer der Hauptsitze eines zwiefachen Geheimdienstes gewesen, nämlich eines besonderen für jedes Geschlecht. Der des Dschengu lag hauptsächlich in den Händen der Frauen mit Ausschluß der Sklavinnen, der des Meli dagegen in den Händen der freien Männer, die durch die damit verbundenen heimlichen Morde, wie die Leute selbst sagen, oft ganze Ortschaften entvölkert haben. Wer von den Uneingeweihten etwas von den Mysterien weiß oder gar mitteilt, wird ermordet. Beide Dienste haben Geheimsprachen (Baseler Miss. Mag. 1893 S. 338). Dennoch läßt sich das Dunkel dieser Mysterien lichten. Meli klingt an nicht bloß an den Mali der Makalaka (ob. 1893 S. 232 Anm. 1), sondern auch an den Elung der Dualla und entspricht diesem im Geheimdienst der Männer, wird daher wie dieser der Urahn im Monde sein, der als erster abgeschiedner Geist zugleich Todesgott ist. Dann ist aber der parallele Dschengu, in Miss. Mag. als Wassernixe erklärt, wohl ursprünglich in Beziehung zur Sonne gedacht [2]), für die wir die analogen Worte mtangua, mtanga, intanga (ob. S. 158) angeführt haben im Sinne von Himmelskind, der sich dann auch ausdehnen ließ auf alle Götter, die (Miss. Mag. S. 340) mit verwandtem Namen Losango [3]) heißen und auch (ebd. S. 338 f.) sog. Feldgeister, denen die Bongoleute opfern, umfassen, wobei doch nur an Ahnengeister, die auf dem Felde hausen oder über dasselbe walten, zu denken sein wird. Nach du Chaillu S. 211 herrscht zur Zeit des Neumonds tiefe Stille in den Dörfern der Kamma und sie beten zu ihren Göttern, von denen jede Familie und jeder eigne Stammeszweig sein eignes Paar hat (jedenfalls Familien- und Stammesahnen). Freilich sagt du Chaillu S. 442 schließlich von allen diesen Stämmen: „Ihre religiösen Vorstellungen sind höchst unbestimmt und dunkel, und kaum wird man zwei Personen finden, deren Ansichten über irgend einen Gegenstand, über den man Auskunft sucht, übereinstimmen; nach den sorgfältigsten und umfassendsten Forschungen würde es mir doch nicht möglich sein, eine Reihe von Sätzen aufzustellen, aus denen sich irgend ein Glaubenssystem bilden ließe". Dies hängt einerseits mit einem prinzipiellen Henotheismus zusammen, mit einem Verschwimmen der Götter in einander, das auch durch die Variabilität und Vieldeutigkeit der Sprachwurzeln begünstigt wird, anderseits mit der Zersplitterung dieser kleinen Stämme und

---

[1]) Der Verfasser ist am 27. Juli 1894 in Königsberg zum Doktor der Theol. ernannt. Es heißt im Diplom: historiam religionum universalem scitissime perscrutavit, graves theologiae systematicae quaestiones subtiliter tractavit — eine Ermunterung zu rastlosem Forschen auch im Urwald der Religion bei den Naturvölkern. D. Red.

[2]) Es wird im Kamerunland auch von mehreren Dschengu gesprochen. Missionsfreund 1894 S. 53.

[3]) So heißen auch die Geheimbünde. Missionsfreund a. a. O. Nach Bohner (Miss. Mag. 1893 S. 485) bedeutet das Wort isango (plur. losango) eigentlich ein Götzenbild, das bei den Festlichkeiten der Losango gewöhnlich als Maskerade dient, wodurch die Figur eines Elefanten, Leopards oder Krokodils dargestellt wird.

einem Korruptionsprozeß, wie auch du Chaillu a. a. O. trotz der an den Gräbern aus Furcht vor den Geistern der jüngst Verstorbnen gebrachten Opfer ein Umsichgreifen der materialistischen Unsterblichkeitsleugnung bei diesen Völkern konstatiert.

Ganz an die Hottentottensagen vom Sterben und Aufleben des Mondes, das sich entsprechend dem Urahnen an seinen Nachkommen wiederholen sollte (ob. 1893 S. 109), erinnern Vorstellungen der an die ferne Westküste verschlagenen Bantu. Nach der Sage der Mussorongho starben anfangs die Menschen nur für einen Monat, indem sie in einen langen Schlaf fielen, und lebten mit der Verjüngung des Mondes wieder auf (Bastian D. E. II. 219). „Möge ich mein Leben erneuern, wie du das deine", wurde händeklatschend in Kongo (nach Merolla) beim Neumond von den Knieenden gerufen; man begleitete den Mondwechsel mit dem Gesang Eantua (Bantu) fua (der Mensch stirbt), Eantua jinga (der Mensch lebt wieder). Die Mtuschi (das Schwarze) genannten Flecken im Monde, die auch als Vuete de Masa (Regenwasser) oder als Umsundi Gule unkama (auf einem Stuhl sitzende Leute) erklärt werden, zeigen das Gesicht Zambiampungus (der also hier wieder mit dem Urahnen henotheistisch zusammenfließt), der von dort das Treiben der Menschen beobachtet. An der Loangoküste heißt es: Gondo ifuidi (der Mond stirbt), Gondo is angamene (der Mond kommt wieder), und bei der lärmenden Begrüßung des Neumonds wird gesungen: „Jetzt werde ich nicht krank sein" (ebd. S. 227 f.).

Den Uwasse auf dem kameruniſchen Himmelsberg (ob. 1893 S. 230) erkläre ich jetzt sprachlich im Sinne von Vater; denn in Kongo heißt Vater esse (Bruſciotto bei Adelung S. 223), im Ki-Rori uheso (Stanley, D. d. d. Erdt. II. 541); doch im Mafitte oder Watuta nvava (ebd. 539), im Ki-Suahili baba, Ki-Sukuma bava, Ki-Gogo, Ky-Nyamwezi u. ſ. w. tata (ebd. S. 537), Loango tatta (Ad. a. a. O.). Die letztere Wortreihe gehört zu den Urworten, die bei den verſchiedenſten Völkern von Kindesmund ſtetig neu erzeugt werden; zu einem Verſuch, die erſtere Wortreihe darauf zurückzuführen, böte ſich als Mittelform Mwetyi, wie der große Geiſt der Bakel(le) und Schek(i)ani heißt, der als Rächer des Meineids bei Verträgen angerufen, mit geheimnisvollem Kult in einem dunkeln Haus inmitten des Dorfs verehrt und aus der Erdtiefe zu Orakeln in Brummtönen citiert wird (Wilſon, Weſtafr. S. 290 f.), zumal da dieſer geſpenſtiſche Weiber- und Kinderbändiger bei andern Stämmen dieſer Landſchaft Yaſi, wie auch Okukueh heißt (Burret II. 168 bei Schneider S. 129). Jedoch hat das Idiom der Ba-kele, das Di-kele (Hellw. S. 43), das Wort mu-tyi „Menſch" (Fr. Müller, Spr. I. 2 S. 251) von jener Urwurzel, die zugleich den Himmel bedeutet; zur Unterſcheidung des ſchöpferiſchen Himmelsgottes oder auch des vergöttlichten Urahnen, der aus der Erdtiefe orakelt, vom gewöhnlichen Menſchen könnte man eine leichte Präfixumbiegung vermuten. Dazu kommen als ähnliche Gottesnamen: Vidie, zu dem die Wa-Rua in Kaſongos Reich beten im Glauben, daß er ihnen gebe, was ſie brauchen (Cameron II. S. 299, 304); der höchſte gute ſchöpferiſche Geiſt Fidi (mit Beinamen mokulo d. h. der uralte=kaffr. Unkulunkulu, ſ. u.) bei den Tu(=Ba-)Schilange[1]) (Pogge in Mitteil. der afr. Geſellſch. IV. S. 254 f., Wißmann, Unter deutſcher Flagge S. 379, Im Innern Afr. S. 155 ff.); Firi-Niambi auf der Kongo-inſel Maturu, der durch Blitz tötet (Stanley, D. d. d. Erdt. II. 189 ff.) könnte ſich auch dialektiſch anſchließen bei dem Wechſel von d, t, r, s (Fr. Müller S. 240), aber auch, da b, f, v, ſowie r und l wechſelt (ebd.), Bili-Mond bei den Babuma, der bei den Bawumbu ntschu heißt

[1]) Hier wird die Urwurzel tu ſelbſt als Präfix verwendet.

(Bastian II. 318). Kommen wir nun aber mit allen diesen Gottesnamen nicht auf die oben VIII. S. 230 f. 176 verzeichneten Varianten für Himmel (wingu, irivingu, vundeh 2c.) bez. Regen-Himmel (moula, nbura, infura) zurück? Die Beziehung auch des Mondes zum Regen haben wir S. 160 gefunden, und der Lautwandel von Bili in Meli und Elung liegt so nahe, daß man auch den geheimen Monddienst von Kamerun mit den Mysterien des Mwetyi identifizieren möchte. Merkwürdigerweise klingt Mwetyi auch an ein namentlich in Ostafrika weitverbreitetes Wort für Mond an: mwezi im Ki-Suahili, -Nyamwezi (Mondland), -Ganda, -Nyassa u. s. w. (Stanley S. 537), kwesi im Ki-Rua (Cameron II. 300), mesi bei den Mundongo (Bastian II. 318). In der zweiten Silbe steckt zweifellos wieder das einfache zu = Himmel[2]). Für die erste Silbe aber muß ich denken an eine Zusammenziehung oder besser den Stamm des oben S. 158 behandelten mvène, moèna = Sohn, Kind (zugleich mit Verschmelzung der verbindenden Relativpartikel a, Fr. Müller S. 253, 256), so daß dies Wort für Mond bedeutet Kind des Himmels. So wird sich nun auch am besten Mwetyi erklären, da der Übergang in Vidie, Fidi u. s. w. doch nicht so einfach wäre und die Wohnung des Mwetyi in der Erdtiefe nicht sowohl auf den reinen Himmelsgott, als auf den abgeschiedenen Urahnen paßt, dessen Geist allerdings als Himmelskind zugleich im Monde sichtbar wird. Die hier vorgeführte etymologische Frage hat noch ein besonderes Interesse für die nach den Mondbergen der Alten, welche nach Ptolemäus die Quelle des Nil tragen sollten. Als Stanley 1889 den „Wolkenkönig" Ruvenzori entdeckte, erschien ihm die hohe Gebirgskette in Form eines Halbmondes. (Im dunkelsten Afr. II. 234), und er glaubte hier die Montes Lunae, arab. Djebel Kumr (Gumr, Kammar) zu sehen (S. 287): „Hier entspringen soviel Nilquellen, daß die Gebirgskette Schöpfer des „Sees der Dunkelheit", des Albert-Edward-Sees ist, aus dessen Schoß der Semliki-Nil nach Westen und der kleine Kasur nach Osten treten, um einerseits den Albert-, andererseits den Viktoriasee zu speisen" (S. 288). Dr. Osk. Baumann aber fand die Mondberge weiter südlich. Er berichtete über seinen Zug vom Viktoria- zum Tanganyika-See: „Am 19. September 1892 erreichten wir die Quelle des Kagera (Ruvuvu), welcher am Fuß der steilen waldgekrönten Bergkette entspringt, welche die Wasserscheide gegen das Rufizi-Gebiet bildet. Wenn man den Kagera-Nil, den Hauptzufluß des Viktoriasees als den Quellarm des Nil betrachtet, so ist der Ursprung des Kagera die Nilquelle. Dieser Ursprung und seine Umgebung gilt bei den Wa-Rundi als besonders heilig. In einem mitten am grasigen Hang gelegenen, jetzt dicht verwachsenen Hain uralter Bäume wurde früher die Totenfeier der verstorbenen Mwesis gehalten, jener Könige, die Jahrhunderte hindurch in U-Rundi geherrscht und ihren Namen und Abkunft vom Monde herleiteten, und dieselben wurden dann auf dem Gipfel einer hohen, aus dem waldigen Kamm aufragenden Kuppe,

---

[2]) Eine andre Reihe nächstverwandter Dialektworte für Mond, in Loango und Kongo gonda (Adelung S. 223), kaffr. janga, injanga, wie für Sonne kaffr. lelanga, an der Lagoa-Bai diambo (ebd. S. 288) schließen sich an die Variante njambe für Himmel an; das S. 158 besprochne mtangua = Sohn, Häuptling, Sonne liegt doch hier ferner. Es sei hier noch aus „Missionsfreund" 1894 S. 90 f. angeführt, daß, da Nyambe in Kamerun Glück und Unglück, Gesundheit und Krankheit bringt, die Isubu in Bimbia jede Krankheit oder Unglück kurzweg nyambo nennen, anderseits die Kameruner wie auch die Kongoneger auf jeden Gruß mit nyambe antworten; sie beten auch zu Nyambe (nach Missionar Autenrieth in Mangamba) mit Pfiffen, daß er aufmerke, fast nur um irdische Dinge, aber mit Versicherung ihrer Unschuld, da ein sündiger Mensch nicht beten dürfe, ohne die Strafe des allwissenden Nyambe herauszufordern. Bilder von Nyambe machen sie sich nicht.

dem Ganso-Kulu, begraben. Die Berge am Kagera-Nil-Ursprung, wo nach der Überlieferung die Geister der verstorbenen Mwesi hausen, werden von den Wa-Rundi Missozi(y)a Mwesi d. h. Mondberge genannt". „Natur" 1893 S. 119 wird hierzu bemerkt: „Jedenfalls haben die Alten eine viel genauere Kenntnis dieser Gegenden gehabt, als man später für möglich gehalten. Auch das ptolemäische Agazymbe, das südlich von den Mondbergen liegt, dürfte mit den Ruinen von Zymbabwe im Maschonaland gleich sein" [1]). Dr. Frz. Stuhlmann schreibt dagegen („Mit Emin Pascha", 1894 S. 303 f.): „Es ist eine nicht zu lösende Frage, ob die alten Geographen mit ihren Mondbergen den Schneeberg Runssóro [2]) oder etwas anderes gemeint. Hans Meyer und Bernstein (Proceed. Roy. Geogr. Soc. 1891 p. 36) suchen sie im abessinischen Hochland, Dr. Schlichter (ebd. p. 1) verschiebt sie nach 12° S. Br.; nach Speke-Grant sind sie die Mfumbiro-Vulkanreihe. Exakte Kenntnisse davon scheinen weder Ptolemäus noch Edrisi noch irgend ein Autor bis in unser Jahrhundert gehabt zu haben. Man hat nur aus sekundären Quellen Kunde von drei großen Seen gehabt und davon, daß südlich von diesen Gebirge liegen. Kamen Kaufleute oder Krieger je ins Innere, so zogen sie doch den Nil herauf und stießen auf den Tsanasee, den Viktoria Nyansa und den Albert Nyansa. Angesiedelte Ägypter und Araber hätten doch wohl irgend einen bearbeiteten Stein hier hinterlassen. Mit den westlichen Mondbergen ist entschieden das ganze Hochland des Zwischenseengebiets bezeichnet. Hier wohnten an den Seen in alter Zeit nach den jetzt noch bestehenden Überlieferungen (vgl. Kap. 20) Pygmäen, von deren Dasein Herodot berichtet. Die palus, an der die Kraniche mit den Pygmäen kämpften, ist wohl der Albert- oder Albert-Edwardsee. Ob Baumann genauere Beweise als den Namen Issóssi ya Mwési für die Mondberge der Alten bringt, ist abzuwarten. Er schreibt, daß dort die Mwési genannten Häuptlinge begraben wurden. Mwési konnte aber ganz gut eine ähnliche Häuptlingstitulatur sein wie Mwéni, Mwéna, Bena u. a.,

---

[1]) Vgl. ob. S. 30. Zu diesen 1891 von dem Engländer Bent näher erforschten Bauten hat sein damaliger Reisegefährte Swan jetzt wieder einige an der Grenze des Maschona- und Betschuanalandes aufgefunden. Auch sie sind aus Granitquadern ohne Mörtel aufgeführt und so gebaut, daß die Sonne zur Zeit des Wintersolstitiums genau in die Linie des Haupteingangs fällt. Einzelne Funde von Sonnenbildern aus Terrakotta und Bruchstücke von irdenen Gefäßen sollen darauf hinweisen, daß die Ruinen nicht von den Vorfahren der heutigen Bevölkerung erbaut seien. „Daheim" 1894 S. 207. Übrigens ist auch im Kongostaat beim Bau eines Magazins zwischen Mutadi und dem Leopoldsthal eine römische Silbermünze mit dem Bild des Kaisers Trajan in einer Tiefe von 1m unter einer Schicht von fossilem Kopal gefunden worden, woraus auf weit nach Süden reichende Handelsverbindungen an der Westküste Afrikas schon zur Zeit des römischen Kaiserreichs geschlossen wird. N. Ausland 1894 S. 47 nach einem Bericht des „Mouvement géogr.".

[2]) Stuhlmann S. 282: „Die Wanyoro nennen den Berg Rundjuru, die Wakondjo Ru-nssóro. Hieraus hat Stanley Ruvenzori gemacht. Njuru heißt auf Kinyoro Regen, nssoro dasselbe in der verwandten Sprache der Wakondjo. So heißt auch speziell der Schnee auf den Bergen als zu Stein gewordener Regen. Der Regen käme von dort oben her, von wo man sich einen Stein (Bergkrystall) verschafft, der überall als wirksame Regenmedizin bekannt sei. Man erhält diesen Krystall in allen Wahumastaaten. Wir sahen ihn bei Kakikóndje als Amulet am Halse. Das Berliner Museum für Völkerkunde hat einen Regenzauber, der aus zahllosen Rauchtopasen gemacht ist und aus Unyoro stammen soll. Durch Wanderung der Wahuma von Tóru am Ru-nssóro aus sind mit ihnen diese Steine in alle Wahumaländer gedrungen; überall kennt man ihre Herkunft von Tóru". Dies ist ein wichtiger Beitrag zur Beurteilung des Fetischismus. Die genannten Steinfetische haben ihre Kraft nur durch ihre Herkunft von der Regenquelle auf dem Berg, also vom Himmel, der vielleicht selbst als versteinerter Regen vorgestellt ist, von dem die Krystalle herabgefallene Stückchen sind.

so daß der Berg einfach der Häuptlingsberg heißt. Mwési und Mkwési heißt freilich auch der Mond bei den Wahuma-Wanyorovölkern". Hiergegen verteidigt sich Baumann („Durch Massailand zur Nilquelle" 1894 S. 151): „Schon Burton erfuhr von einem lichtfarbigen[1]) Wami (Sultan) Mwesi 6 Tage nordöstlich vom Kagera. Das Land galt als unzugänglich. Der Mwesi war wohl schon damals eine mythische Persönlichkeit. Das Wort Mwesi heißt wirklich Mond, ist nicht ein Abart der verbreiteten Bantuform für Häuptling munyi, bena. Denn einerseits ist diese Form im Kirundi durch mvami Herrscher, die auch im Kiganda auftritt, vertreten; andererseits wurde mir stets ausdrücklich versichert, daß Mwesi Mond bedeute und das Geschlecht vom Monde herkomme. Mwesi makisavo, der bleiche Mond, hieß der letzte Herrscher, mit dem ich identifiziert wurde[2]). Ganz Urundi heißt noch jetzt charo cha mwesi = Mondland bei allen Nachbarstämmen". Baumann selbst begründet doch aber auch ausführlich (S. 227), daß auch die Landschaft Unyamwesi Mondland heißt[3]). Es läßt sich schon deshalb zwischen ihm und Stuhlmann vermitteln und zugleich etymologisch, da das Wort mwesi auch in der unzweifelhaften Bedeutung Mond, wie gezeigt, doch zum ersten Bestandteil das Wort mvena hat, welches freilich nicht bloß Häuptling, sondern in dieser Zusammensetzung mit si = zu „Kind des Himmels" heißt.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus **Schillbach** in Buttstädt.

II.

Hungersnot.

Im Zusammenhang mit der oft Wochen und Monate lang andauernden unerträglichen Hitze steht die Dürre und die daraus folgende Teuerung und Hungersnot, die nicht selten weite Strecken Indiens heimsucht. Wenn auch eine solche Hungersnot nicht wieder über Indien hereingebrochen ist, wie sie 1887 jenes Land durchzumachen hatte, in welchem Jahre in der Präsidentschaft Madrás allein 3 Millionen Menschen, in der von Bombay 1 Million des Hungertodes starben (Grundemann, die Entwicklung der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt, Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1890, S. 190 f.), so ist die Not seitdem immerhin wiederholt nicht gering gewesen. Besonders leiden unter solchen Plagen natürlich die armen Parias und Weber. Der Kollektor (Kreishauptmann) von Sengelpat (einer auch zur

---

[1]) Toten- und Geisterfarbe, auch die des Mondes.

[2]) Als Revenant wegen der weißen Hautfarbe. Vgl. S. 224: „Ich besuchte die Missosi ya Mwesi und die Begräbnisstätten der früheren Könige ohne Schaden, obgleich nach der Tradition ein lebender Mwesi diese Gegenden nicht betreten darf. So nahm die Begeisterung für mich ab. — Jetzt ist das Land in zahllose kleine Gemeinden zerrissen, die von Häuptlingen verschiedener Abkunft regiert werden".

[3]) „U-nya-mwesi heißt Land des Mondes. Diese schon den alten Reisenden bekannte Ableitung wurde neuerdings bezweifelt und behauptet, daß in Unyamwesi die Stammsilbe nyam sei. Aber das ist falsch: denn z. B. auch die Bewohner von Turu heißen nicht Wa-turu, sondern Wa-nya-turu, die Leute von Ruanda Wa-nya-Ruanda. Vgl. dazu ähnliche Landschaftsnamen: U-nya-nyembe, U-nya-nyanzi. nya bedeutet etwa: von". Läßt sich darnach nicht Nyanza, Nyassa als nya-(m)zu = (Wasser) vom Himmel erklären?

Madrás-Präsidentschaft gehörigen Provinz) besuchte 1891 einige schwer heimgesuchte Pariadörfer, ein Besuch, über den er unter anderem schreibt: „Der Anblick von 60—70 Parias in Senneri, die noch gar nicht ganz entblößt waren von Nahrungsmitteln, hätte selbst ein Herz von Stein bewegen können. Ihr Zustand war keineswegs viel dürftiger und elender als gewöhnlich, viele von ihnen sind immer ungenügend ernährt, bekleidet von ein paar Lumpen, an Aussatz (richtiger Krätze) und anderen schrecklichen Krankheiten leidend, Schweinestall-ähnliche Hütten bewohnend, ohne alle Nahrung und von niemandem bemitleidet und unterstützt". Manche sollen sich von Grassamen nähren und Ameisenhügel aufgraben, um das dort gesammelte Korn (oder die fetten weißen Ameisen?) zu ihrer Nahrung zu bekommen (Ev. luth. M.-Bl. 1891, 220 f.). Dann ziehen wohl bewaffnete Räuberbanden umher, um die Reismagazine zu plündern, und die Regierung muß Militär schicken und der hungernden Bevölkerung Verdienst durch öffentliche Arbeit verschaffen (ib. 1889, 16). So hat 1889 in Gandscham, der nördlichsten Provinz der Madrás-Präsidentschaft, der Gouverneur 22 500 Telugu-Leute an öffentlichen Bauten beschäftigen und etwa 3000 durch tägliche Rationen erhalten lassen. Doch weigern sich die Glieder der vornehmeren Kasten aus Kasten-Rücksichten, gekochtes Essen anzunehmen (ib. 1889, 254 f.). Ein englischer Beamter versuchte es einmal, die abgezehrten Mädchen einer höhern Kaste zum Essen zu zwingen, aber es gelang ihm nicht. Sie wollen lieber sterben, als einen vermeintlichen Fleck auf ihre Kastenehre bringen (ib. 1891, 254).

Verarmung.

„Nicht minder als diese elementaren Ereignisse wirken politische Verhältnisse mit zu einer fortschreitenden Verarmung ausgedehnter Klassen der Bevölkerung des britischen Indiens. Der Ackerbau, von dem 171,7 Millionen leben (während man nur 27,2 Millionen Städter zählt), liegt darnieder in Folge der drückenden Gestaltung des Grundbesitzes; der englische Handel ruiniert die Industrie der Eingeborenen, und das gepriesene Eisenbahnnetz ist mehr ein weiteres Mittel zur Aussaugung als zur Hebung der Bevölkerung; die Steuern werden immer schwerer, die Eingeborenen immer ärmer" (Grundemann, Entwickelung S. 191, Allg. M. Ztschr. 1894, 287 ff.). Nach statistischen Angaben der Regierung über Preis- und Lohnverhältnisse verdienen auf weiten Strecken (Ratschputana, Nord-West-Provinzen) ehrliche und fleißige Arbeiter nicht mehr als täglich einen Groschen, mit dem sie die Kosten für Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. bestreiten sollen, und wenn auch in anderen Provinzen die Lage der Feldarbeiter besser ist, nirgends beträgt der Lohn für Feldarbeit viel mehr als 5 Rupien (= 10 M.) monatlich. Dabei ist das Leben nicht zu billig, und auch einem indischen Feldarbeiter fehlt es meist nicht an gesegnetem Appetit. Er ist auf die Hilfe begüterter Verwandten angewiesen. Diese helfen auch gern, bis sie selbst in Schulden geraten. Und gerade das, die Verschuldung, ist das Gepräge des indischen Volkslebens. Die Hochzeit stürzt regelmäßig die Leute in Schulden, da sie bei dieser Gelegenheit unverhältnismäßig hohe Kosten aufwenden. Die Töchter bekommen keinen Mann, wenn sie keinen Schmuck haben. Bei Hochzeiten muß selbst bei wenig bemittelten Leuten die Braut Gold und Juwelen im Werte von Tausenden am Leibe haben, wenns auch nur vom Verleiher für diesen Zweck geborgt ist. Diese Unmenge von Schmuck, die den Frauen geschenkt werden muß, diese Ringe, Perlenschnuren, Bummeln, Gehänge, Ketten, Knöpfe an Armen und Beinen, Händen und Füßen, Fingern und Zehen, um den Hals, in der Nase und in den Ohren, an der Stirn und in den Haaren, die, nach unserem Geschmack sehr wenig schön, — der Ohrschmuck zieht das durchbohrte Ohrläppchen oft bis zur Schulter herab — nicht selten mehrere Kilogramm wiegen, repräsentieren

oft ein ansehnliches Kapital. „Milliarden liegen tot in dem Schmuck der indischen Bevölkerung. Denn auch Männer tragen gern ein paar blitzende Diamanten in den Ohren und mächtige goldne Fingerringe. Frauen aber, die für mehrere Tausend Rupies an ihren Fingern tragen, sind nicht selten. Selbst bei Leuten, die monatlich nicht mehr als 20—30 Rupies (40—60 Mark) einnehmen, finden sich Schmucksachen, deren Wert dem halben Jahreseinkommen gleicht. Aber auch die Armen mögen nicht ohne Schmuck leben, und da sie edle Metalle und echte Juwelen nicht erschwingen können, schaffen sie sich allerlei nachgeahmten Flitter an. Das thun auch Leute, die zu Zeiten dem bitteren Hunger ausgesetzt sind. Es ist unglaublich, welch ungeheure Summen in derartigem Tand vergeudet werden, der sehr bezeichnend den Namen „Lügenschmuck" trägt.

Mit dem Schmuck hängt auf's engste zusammen der Wucher. Wenn irgend Geld über den gewöhnlich nur geringen Kassenvorrat hinaus gebraucht wird, wandert ein Stück Schmuck zum Pfandleiher, der bereitwillig bares Geld giebt, das mit ungeheuren Prozenten (jährlich bis zu 70%) verzinst wird" (Grundemann, Miss.-Studien 35 f., 136 f.).

Dazu kommt die „Landfrage", die in Indien eine große Rolle spielt. Bei den Kols z. B., jenen Ureinwohnern (Aborigines) Indiens in dem gebirgigen Chutia Nagpur, ist nach und nach durch allerlei Intriguen und Kämpfe, in denen natürlich der gebildete und geriebene Hindu dem ungebildeten Kol weit überlegen ist, fast der ganze Grund und Boden in die Hände der von den Kols selbst zu ihrem Schutze einst gewählten Könige (der noch jetzt herrschenden Nagbañasi-Dynastie) und Zamindare gelangt, während die als die Führer und Vertreter der Kols gewählten und nach Kalkutta gesandten Sardare durch überspannte Forderungen, betrügerische Manipulationen ihrer Rechtsanwälte und sonstige Thorheiten die armen Leute immer mehr ins Unglück und in Armut gestürzt haben, so daß nach dem Urteile eines Kenners der dortigen Verhältnisse die Mission zu spät zu den Kols gekommen ist, ein Urteil, das wir uns freilich nicht aneignen können und wollen. Der Vorstand der Goßner'schen Kols-Mission hat die Regierung in einer besonderen Eingabe an den Vizekönig von Indien von dem Stande der Landfrage genau orientiert und 15 klare, besonnene Ratschläge gegeben, wie der sozialen Not und der sozialistischen Aufhetzung in der Hauptsache wenigstens gewehrt werden kann. (A. M. Ztsch. 1889, 257 ff., 1890, 92). Solche gewichtige soziale Fragen tauchen fast überall in Indien auf, manchen Völkerschaften scheint überhaupt nicht mehr zu helfen zu sein, und es ist für die Regierung sehr schwer, etwas zu thun, zumal da sie zu häufig noch mit der Dummheit und dem Mißtrauen der Leute zu kämpfen haben (Ev. Miss.-Bl. 1890, 293 ff.). Aber für die Vertreter der Mission ist es eine heilige Pflicht, solche unterdrückte Stämme zu stärken und zu unterstützen in ihrem oft so schweren Kampf, und es ist in der That unbegreiflich, wie manche solche Pflicht und solche Bitte abzuweisen vermögen (Grundemann, Miss.-Studien S. 10 ff.)

Erfreulich aber ist, daß das Gouvernement in Kalkutta den Verleumdungen der Sardare, die ganz unglaubliche und erlogene Beschuldigungen gegen die Goßner'schen Missionare vorgebracht hatten, keinen Glauben schenkte, sondern sie als Lüge verwarf. Ja der Lieutenant-Governor schrieb an den Kommissionär von Chutia Nagpur: Thun Sie Alles, was in Ihrer Macht steht, es zu veranlassen, daß die schändliche Agitation aufhöre. Darauf wurden die Sardare gerichtlich geladen, in Rantschi zu erscheinen, und hier wurde ihnen vor einer zahlreichen Versammlung vorgehalten wie thöricht es sei, die deutschen Missionare zu verklagen, die doch ihre Wohlthäter wären (Biene auf dem Miss.-Felde 1893, 41 ff.). Erfreulich ist es, daß man mehr

und mehr einzusehen beginnt, daß besonders die niederen Kasten in den Missionaren ihre besten Freunde haben. So hat vor wenig Jahren ein tamulischer Regierungsbeamter in Madrás erklärt, daß den herabgesunkenen und hoffnungslos verarmten Parias nicht anders als durch christliche Missionare geholfen werden könne. Man müsse ihnen deshalb raten, sich unter den Schutz der Missionare zu stellen und die Bemühungen der Missionare willkommen heißen. Der Mann, der dies schrieb, ist nicht etwa ein Mann von niederer Abkunft, sondern ein rechtgläubiger Brahmane von hoher Stellung: Srinivāsa Raghava Eijengar, ein Registrator bei der englischen Regierung. Und jenes Wort hat bei vielen Brahmanen und Sudras Beifall gefunden, ein Zeichen von dem gewaltigen geistigen Umschwung in Indien (Allg. ev.-luth. M.-Bl. 1892, 239). —

Die Kaste.

Die bedeutsamste soziale Erscheinung Indiens und zugleich das Haupthindernis der Mission ist das Kastenwesen, das noch heute fast ebenso felsenfest dasteht, wie zu der Zeit, da das Christentum seine Missionsthätigkeit dort begann, und das noch heute die gewaltigste Macht im Volksleben der Inder darstellt, ja diesen das fehlende Nationalitätsbewußtsein ersetzt. Max Müller unterscheidet die ethnologische, politische und professionelle Kaste; jene entstanden durch die Unterdrückung der Urbewohner (Aborigines) von seiten der stärkeren einwandernden Völkerschaften (Arier, Hindus), die nun eine höhere Klasse und Kaste darstellten, die zweite entstanden durch die gegenseitige Abneigung der einzelnen Klassen der arischen Bevölkerung, die nun, ebenso wie die Patrizier und Plebejer in Rom, sich in die höhere, durch Heldenthaten ausgezeichnete Klasse des Adels (Kschatriya) und das niedere Volk (Vaicya) schied, während die Priester sich wieder von dem Adel abzweigten als die höhere Kaste der Brahmanen; die dritte gebildet durch die Vertreter bestimmter „unreiner" Berufsarten aus dem Stamme der Eroberer und der Ureinwohner. Durch die Vermischung der einzelnen Kasten mit einander entstand nun eine große Anzahl neuer, die sich wieder streng von den anderen absonderten (Burkhardt-Grundemann, Kl. Miss.-Bibl. III, 1 S. 28 ff.). Dem Missionar tritt die Kastenfrage täglich, wo er geht und steht, entgegen. Handelt es sich um Konvertierung eines von der Wahrheit des Christentums Überzeugten, die Kaste, die Familie ist das Hindernis. „Warum besucht jener Jüngling, der vor einem Jahre konfirmiert wurde, den Gottesdienst nicht mehr?" „Er soll heidnisch verheiratet werden — nach Kastenrecht. Man findet unter den christlichen Mädchen keine dem Herkommen entsprechende Braut für ihn". „Müßt ihr armen Leute denn durchaus 20 Rupien oder mehr für eure Hochzeiten ausgeben? ihr stürzt euch dadurch ins Unglück?", sagt der Missionar bei der Verabredung eines Eheversprechens und erzählt zugleich, wie einfach arme Leute seiner Heimat oft ihre Hochzeit feiern. „In unserer Kaste giebt man so viel für eine Hochzeit aus" wird ihm geantwortet. Was Wunder, daß wir aus dem Munde von Missionaren die härtesten Urteile über die Kaste hören. „Sie ist unser größter Feind". „Sie ist's, die die Christianisierung Indiens verhindert". „Ich bin", sagte auf der „allgemeinen kirchlichen Missions-Konferenz", welche vor einigen Wochen in der englischen Metropole tagte (übrigens bei nur geringer Beteiligung), ein Geistlicher namens Flynn, „ich bin nicht nur ein indischer Missionar, sondern auch ein eingeborener Hindu, und in dieser doppelten Eigenschaft sage ich von der indischen Kaste: Rein ab damit bis auf den Boden! Ich begreife nicht, wie Christen die Kaste tolerieren können" (Allg. ev.-luth. Kztg. 1894, S. 779 f.). In der That wird Indien nie christlich werden ohne eine entsprechende Lösung

der Kastenfrage. Die religiösen Deklamationen des Hindus, die vielfach nicht einmal ernstlich gemeint sind, haben entfernt nicht die Widerstandskraft gegenüber dem Christentum, als sie der wortlosen Zähigkeit des Kastenbewußtseins innewohnt, schreibt Missionar Stosch in seiner sehr beachtenswerten gründlichen Arbeit über die indische Kaste in der Allg. Miss. Zeitschr. 1892, 97 ff.

Es wäre sehr verkehrt, wollte man, wie es wohl einige englische Missionsgesellschaften im Gegensatz zur unehrlichen Akkomodationsmethode der römischen Jesuitenmission anfangs gethan haben — sehr zu ihrem und der ganzen evangelischen Mission Nachteil —, den Bruch der Kaste als unentbehrliches Erfordernis für den Eintritt in das Christentum verlangen. Denn es ist durchaus nicht immer geistlicher Hochmut, der z. B. den Brahmanen nicht mit dem Sudra, den Sudra nicht mit dem Paria zusammen essen läßt. Die höheren Kasten haben sich seit Jahrhunderten des Fleischgenusses enthalten — in Indiens Klima ist der Vegetarismus sehr zweckmäßig — und vor allem haben sie einen unüberwindlichen Abscheu dagegen, das Fleisch gefallener Tiere zu essen; können wir uns da wundern, wenn der Fleischgenuß und das Betreten des Hauses eines Mannes, der solches Gefallenes ißt, sie mit Ekel erfüllt und nicht selten die heftigste körperliche Reaktion zur Folge hat? Auch ist die Kaste in sittlicher Beziehung die Bewahrerin vor manchem Schaden, während sie freilich auch manche Tugend, wie die Barmherzigkeit im Keime erstickt. „Sie ist", sagt Stosch (a. a. O., S. 108 f.) „ein durch die Jahrtausende erwachsenes nationales Gewächs, von der Wurzel bis zur Krone von Sündenadern durchzogen — Fleisch vom Fleische. Und doch halten wir es für Manichäismus, alle sittliche Kraft in einer Bildung zu leugnen, welche es mit allen Reichen dieser Welt teilt, daß etwas von dem κατέχον (2. Thess. 2, 6) auch in ihr wirksam ist. . . . An der Überwindung der Kaste hängt der Sieg des Christentums in Indien". Und sie wird überwunden werden freilich nur in langsamer, geduldiger Arbeit, wenn man die Auswüchse der Kaste bekämpft und nicht müde wird, die Religion der Liebe zu predigen und zu bethätigen, den Heidenchristen selbst aber die Möglichkeit giebt, sich in möglichster Freiheit unter ihren Standesgenossen zu bewegen. Das ist der Standpunkt, den seit langem die Leipziger Mission in treuer Nachfolge des „Königspriesters" Christian Friedrich Schwartz eingenommen hat, und der heute mehr und mehr allseitige Anerkennung und Zustimmung findet, wenn auch die Missionare nicht gern davon sprechen, weil die Leute daheim es nicht verstehen würden. Das Märchen von den zwei Kelchen, die in den Leipziger Missionsgemeinden gebraucht werden sollen, ein Märchen, welches in Indien und wohl auch in der Heimat nicht selten verbreitet wird, ist von Grundemann gelegentlich seiner indischen Reise als solches wiederholt gekennzeichnet worden. Derselbe hat auch die Wahrnehmung gemacht, daß die Mehrzahl der indischen Christen in den Gebieten, die er kennen lernte (das Gebiet der Kolsmission natürlich ausgenommen, weil da die Kaste überhaupt von vornherein nur wenig Bedeutung hatte), noch in beträchtlichem Maße unter dem Einflusse der Kaste steht, auch da wo die letztere von jedem Übertretenden in ostentativer Weise gebrochen werden muß. Es wird noch heute von glaubwürdigen Zeugen behauptet, daß trotz aller entgegenstehenden Versicherungen die Schanar-Christen es nicht gern sehen würden, wenn die Pareier (Parias) in ihre Kirche kämen, und daß sie in einem Pariadorfe keine Speise annehmen würden. In Palamkotta sollte, wie in allen Gemeinden der großen englischen Kirchen-Miss.-Ges. (Church Miss. Soc.) jener Gegend, eine neue Gemeindevertretung ins Leben treten, die von den Mitgliedern der Gemeinde selbst gewählt werden sollte. Das ging bei den Gemeinden, die ganz oder fast nur aus Schanar-Christen bestanden, sehr einfach und leicht von statten. In Palamkotta aber besteht die Gemeinde zum großen Teil aus Sudra-

Christen. Natürlich setzte sich der neugewählte Gemeindekirchenrat größtenteils aus Schanar-Christen zusammen, die die Majorität bildeten und nun jene immer überstimmen konnten. Die Sudra-Christen protestierten gegen die neue Ordnung. Als der Prediger es in der Kirche scharf rügte, daß die Sudra- und Schanar-Christen beim Gottesdienste getrennt saßen, und das Gegenteil verlangte, erhoben sich alle Sudra-Christen und verließen in ostentativer Weise die Kirche, konstituierten sich zu einer besonderen Gemeinde und fingen an, in einem eigenen Lokale ihre Gottesdienste zu halten. Und das geschah in der Church Miss. Soc. (Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, 215 f.).

Es ist ein Zeichen von großem Mut und nur vereinzelt, wenn ein Christ sich zu dem übrigens sehr gut bezahlten, aber verachteten Beruf eines Wäschers hergiebt (ib. 1893, 553 ff.). Ehemalige Mitglieder dieser Wäscherkaste erklärten auf Befragen, warum sie dieses Gewerbe nicht weitertreiben wollten: „Wenn wir uns mit so verächtlicher Arbeit abgeben wollten, so hätten wir ja nicht Christen zu werden brauchen". Manche glauben, die Civilisation müßte die Kaste erschüttert haben, und weisen besonders hin auf den Einfluß der Eisenbahn, dieses „great civiliser", in der Brahmanen und Parias in demselben Coupé brüderlich neben einander sitzen müßten [1888/89 sind in Indien 886 englische Meilen neue Bahnlinien eröffnet worden. Die Gesamtlänge der indischen Eisenbahnen betrug damals 15 245 englische Meilen. In jenem Jahre wurden 103 Millionen Menschen befördert. Die Gesamteinnahme belief sich auf 197 Millionen Mark. 1891/92 betrug die Schienenlänge der indischen Eisenbahnen 27 077 km, 1890 wurden durch sie über 126 Millionen Menschen befördert, während in demselben Jahre 655½ Millionen Postsendungen aller Art in Ostindien expediert wurden. (Allg. Miss.-Zeitschr. 1894, S. 289 ff.)]. Wenn die Passagiere aller Kasten auch in der Bahn neben einander Platz nehmen müssen, und es den braunen Schaffnern wohl gar Freude machen mag, die stolzen Brahmanen auf diese Weise zu ärgern und sie trotz ihres Fluchens und Scheltens mit anderen Kastengliedern zusammenzustecken, so wird doch der Kastengeist hierdurch keineswegs überwunden. Ein Brahmane wird auch auf der Eisenbahnfahrt sich nur mit mitgebrachten Vorräten oder Früchten begnügen und auf keinen Fall auf einer Station Speisen genießen, die etwa Kastenlose bereitet haben. Er verliert durch die Eisenbahnfahrt auch heute noch im Grunde seine Kaste und muß sich reinigen; nur genügt jetzt statt der umständlichen, kostspieligen und unangenehmen Ceremonien (Genuß flüssiger und fester Exkremente der heiligen Kuh u. dgl.) die einfache Waschung, um die Kastenreinheit wiederzuerlangen. Auch die Brahmanen, die nach Europa und Amerika gereist sind und hier vielleicht gewaltige Vorträge über Toleranz gehalten haben, unterziehen sich, sobald sie in die Heimat zurückgekehrt sind, solchen Reinigungen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus war es unbegreiflich wie Amerikaner und Europäer gelegentlich der Chicagoer Weltausstellung auf den Gedanken kommen konnten, für die Indier ein besonders nach Kastenvorschriften ausgerüstetes Schiff zwischen Amerika und Indien verkehren zu lassen. — Dasselbe, was von den Eisenbahnen, gilt auch von dem Wasserholen aus öffentlichen Brunnen und Reservoirs, aus denen ja Frauen aller Kasten schöpfen. Die äußere Form der Kasten ist wohl geschwunden, an ihrem Wesen hält man aber um so zäher fest.

Nichts verhängnisvolleres aber gäbe es für die Mission, als wenn die Christen als eine besondere Kaste bezeichnet und betrachtet würden. Und es muß energisch dagegen protestiert werden, wenn dies seitens der englischen Regierung und großer Zeitungen Indiens wohl geschieht. Nach Missionar Mayers Urteil (Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, 277) scheint diese verkehrte Zählung dadurch veranlaßt zu werden, daß Parias, welche Christen geworden und damit zu Ehren gekommen sind, wie zu Katecheten-, Lehrer-, Landprediger-, Re-

gierungsbeamtenstellen, nicht mehr als Parias gelten wollen (Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, 57 ff., 97 ff., 213 ff., 277, Burkhardt-Grundemann, Kl. Miss.-Bibl. IV., 28 ff., Grundemann Entwicklung 193, ders. Miss.-Studien 36, 135, Allg. ev.-luth. Miss.-Bl. 1891, 25, 92 ff.). (Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Nippold, Erfüllung und Weissagung in den Missionsbestrebungen der Gegenwart. Bern 1893. Pr. 2.40 M. (Zehntes Heft von Nippold, Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu.)

Nippold hat hier vier Missionsreden vereinigt, denen eine interessante Missionskontroverse aus den sechziger Jahren beigefügt ist. Allerdings haben diese Reden nicht die Frische und Wärme, die ihnen der geschichtliche Rahmen gab, große für die Mission begeisterte Versammlungen, allerdings ist die dort einst gebotene Kürze dem Leser bisweilen unlieb, der manche Gedanken weiter ausgesponnen haben möchte. Aber dennoch ists ein Genuß, diese Gedankenblitze zu verfolgen, die, wenn auch für einen Augenblick nur, Menschen und Dinge vorzüglich beleuchten. Nippold, der Ireniker, sucht allem gerecht zu werden, jeder kirchlichen, jeder theologischen Richtung in ihrer Stellung zur Mission, wie in ihren Leistungen. Er weiß, daß das die Pflicht des rechten Historikers ist, er weiß auch, daß es das Sehnen der Besten ist, einander über mancherlei Unterschiede hinweg endlich die Hand zum Bunde zu reichen. Das macht ihn nicht blind für Fehler und Schwächen dieser oder jener Partei, auch nicht schwach in der Vertretung unserer besondern Mission, der des evangelisch-protestantischen Missionsvereins, aber es giebt ihm Kraft, sich über der Parteien Haß hinaus auf eine höhere Warte zu stellen, von dort aus mit hellem Blick und weitem Herzen alle Missionsbestrebungen der Gegenwart, auch die ihm persönlich fremden, zu erkennen und zu werten.

Cremmen. P. Luther.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

E. Hartung, Johannes Chrysostomus und die Heidenmission (A. M. Z. 94, 7). Zum Gedächtnis Theodor Wangemann's (ebenda 8). E. Wallroth, Geographische Rundschau (ebenda). W. Größel, Missionsgedanken in der luth. Kirche Deutschlands im 17. Jahrh. (ebenda, 9). A. Wenger, Von Bern nach Kalkutta. Aus dem Leben des Missionars D. Joh. Wenger (Schluß, Basler M. M. 94, 8). M. v. Brandt, Unsere Kolonien (Deutsche Geogr. Bl. 94, 3). B. Erdmann, Typen der Sprachen (Philos. Monatshefte XXX, 3 u. 4). P. Gloatz, Die Heranziehung der Religionsgeschichte zur systematischen Theologie (Theol. Stud. u. Krit. 94, 4). E. Braasch, Das psychologische Wesen der Religion (Ztschr. f. wissensch. Theol. 37, 2). Mellin, Die Mission im A. T. (Kirchl. Monatsschr. XIII. II. Aug. 94). L. Knappert, La vie de saint Gall et le paganisme germanique (Revue de l'hist. des rel. XXIX, 3). Evangelisation et mission (Revue de miss. contemp. 94, 8/9). The Anglican Missionary Conference (Church Miss. Int. 94, 7). P. V. Smith, On secular influences in missions

and extraneous employment of missionaries (ebenda, 9). H. O. Dwight, A chapter of mission history in Turkey (The Miss. Her. 94, 9).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Warneck, Missionsrundschau, Amerika (Schluß, A. M. Z. 94, 7). Moskitoküste (Miss.-Bl. der Brüdergemeine 94, 9). Mission to the Chinese and Japanese in the united states (Church at H. and Abr. 94, 7). The C. M. assosiations in Canada (Church Miss. Int. 94, 8).

B. Afrika.

Graßmann, Zur Geschichte der katholischen Missionsstationen am Tanganjika (A. M. Z. 94, 8). A. Merensky, Die politischen Vorgänge in Südafrika (ebenda, 9). Der Sieg des Christentums in Uganda (Schluß, Basler M. M. 94, 8). Missionsrundschau über Westafrika (ebenda). W. Rottmann, Der Götze Odente (ebenda, 9). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. der Brüdergemeine 94, 8 u. 9). Südafrika-West; Südafrika-Ost (ebenda, 9). Aus unserer afrikanischen Mission (Hermannsburger Miss.-Bl. 94, 9). Nachrichten aus unserer Synode Süd-Transvaal (Berl. M. B. 94, 13/14). Halbjahrsbericht der Station Wangemannshöh (ebenda, 15/16). Nachrichten aus der Synode Nord-Transvaal (ebenda, 17/18). Neueste Nachrichten über den Krieg in Nord-Transvaal (ebenda, 17/18). Kisserawe, ein Heim für befreite Sklaven (Forts. Ostafrik. M. N. 94, 6/7; Schluß 8). Die Märtyrer von Uganda (ebenda, 8). Hungersnot in Ostafrika (ebenda). Zur Lage in Südwestafrika (D. Kol. Z. 94, 8). M. Prager, Von der Wißmannschen Seen-Expedition (ebenda). Herold, Die Sudanländer im Norden Togos (ebenda, 9). Dr. Kaerger, Kulturpolitik in Afrika (ebenda, Forts. 10). Seidel, Die rheinische Mission in Deutsch-Südwestafrika im Jahre 1893 (ebenda). Zur Landfrage in Ostafrika (ebenda). Der Evangelische Afrikaverein (ebenda, 10). Leo V. Frobenius, Der Handel im Kongobecken (Deutsche Geogr. Bl. 94, 3). Christianisme et Islamisme en Afrique (Revue d. miss. contemp. 94, 7). James Johnston, Missions in darkest Morocco (Church at H. and Abr. 94, 7).

C. Asien.

F. M. Zahn, Der indische Regierungs-Census von 1891 (A. M. Z. 94, 7). Dietrich, Konfuzius (Schluß; ebenda). Meyer, Der Babismus in Persien (ebenda). Strümpfell, Die Mission in der Mantschurei (ebenda, 9). J. Richter, Die ältesten christl. Missionen in China (Basler M. M. 94, 8; Schluß 9). Eine Missionsdruckerei in Centralindien (ebenda). Unsere Missionare in China (Berl. M. Bl. 94, 17/18). Das Soldatenheim in Padang (Rhein. M. G. 94, 8). Nottrott, Von der Generalkonferenz der Kolsmission (Schluß), (Biene a. d. Missionsf. 94, 8). Mitteilungen aus der Mission in Indien (Missionsfreund 94, 6, 7, 8). Schwartzkopff, Ein neues Missionswerk unter den Mohammedanern im persischen Kurdistan (ebenda, 9). Nachtbilder aus China (Calw. M. Bl. 94, 9). S. de Blonay et L. d. l. Vallée Poussin, histoire de la querelle religieuse à Koçambi. — Vie retirée du Bouddha dans le parc aux éléphants (Revue de l'hist des rel. XXIX, 3). La mission nestorienne en Chine (Revue d. miss. contemp. 94, 7). A l'assaut de la province de Hou-nan (ebenda, 8/9). Comment l'Hindou justifie le culte des idoles (ebenda). F. E. Hoskins, Church Problem in Syria (Church at. H. and. Abr. 94, 8). James B. Neal, Medical work in Shantung (ebenda). Missions in Korea (ebenda). Earthquake in Tokio (ebenda, 9). R. M. Mateer, Pastoral work in Shantung (ebenda). Missions in Japan (ebenda). The C. M. S. mission in the

province of Sz-Chuen; letters from the missionaries (Church Miss. Int. 94, 7). C. Hole, the history of the Church Missionary society (ebenda, 8). The Tinevelly mission (ebenda). Bishop Copleston on Buddhism (ebenda, 9). The opium question (ebenda). Robert A. Hume, How far is Hinduism spirituel? (The miss. Her. 94, 7). W. O. Ballantine, Medical work in the Marathi mission (ebenda, 8). M. L. Gordon, A course of lectures in Japan (ebenda, 9). David S. Herrick, A translation of hymnus from the Tamil (ebenda). De Zending in Kediri (Maandbericht v. h. Nederl. Zendelingg. 94, 7). Het ziehenhuis te Modjo-warno (ebenda, 8/9). C. Poensen, Jets over de Javaansche desa (Fortf.), (Mededeelingen von Nederlandschd Zendelingg. 38, 2). J. K. Wijngaarden, Verslag omtrent de zending onder de Karow-Battaks over 1893 (ebenda).

D. Südsee.

Auſtralien (Miſſ.-Bl. der Brüdergemeine 94, 8). H. Seidel, Die deutſche Salomo-Inſel Iſabel (D. Kol. Z. 94, 8). Viehzuchtverhältniſſe in Kaiſer-Wilhelmsland (ebenda). Die Deutſchen in Samoa (ebenda, 9). Samoa und die öffentliche Meinung (ebenda, 10). E. Tappenbeck, Die Arbeiterverhältniſſe in Kaiſer-Wilhelmsland (ebenda). Aux îles du pacifique (Revue d. miss. contemp. 94, 8/9). The C. M. associations in Australasia (Church Miss. Int. 94, 8).

Vereinsnachrichten.

Von unſeren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Kirchbau in Tokyo.

Vom Herrn Generalſuperintendent D. Heſſe in Weimar wird uns folgendes über den gegenwärtigen Stand des Kirchbaues in Tokyo berichtet:

„Es dürfte wohl an der Zeit ſein, allen denen, welche zum Bau einer deutſch-evangeliſchen Kirche in Tokyo freundliche Beiträge geleiſtet haben, über die Verwendung der eingegangenen Gelder einmal Rechenſchaft abzulegen, und über den Beginn und Fortgang des geplanten Werkes Bericht zu erſtatten. Wie bekannt, war es gleich, als das Miſſionswerk in Tokyo in Angriff genommen wurde, als notwendig und erſprießlich erachtet worden, die evangeliſchen in der Hauptſtadt Japans lebenden Deutſchen zu einer chriſtlichen Gemeinde zu vereinigen, und ſie in regelmäßigen Gottesdienſten zu verſammeln. Die Gemeinde wurde gegründet und unterſtellte ſich ebenſo wie die bald darauf in Yokohama gebildete dem Großherzoglich Sächſiſch-Weimariſchen Kirchenregimente. Sie erhielt von dieſem Kirchenbuch und Geſangbücher, ihre Gottesdienſte wurden in der von einer amerikaniſchen Miſſion geliehenen Kirche veranſtaltet. Aber bald regte ſich der Wunſch nach dem Beſitz eines eigenen Gotteshauſes, und je lebendiger unter den Gliedern der Gemeinde das Verlangen nach einem ſolchen wurde, um ſo ernſtlicher beſchäftigte man ſich mit dem Gedanken an die Verwirklichung desſelben, um ſo ſchneller wuchs der Mut, Hand an die Ausführung zu legen. Vertrauensvoll wandte ſich der Kirchenvorſtand in Tokyo an die ihm vorgeſetzte Kirchenbehörde, den Großherzoglich Sächſiſchen Kirchenrat, um Hilfe und Unterſtützung; dieſer erwies ſich der an ihn gerichteten Bitte zugänglich, und wie wenig er ſich auch das Gewagte ſeines Unternehmens zu verhehlen vermochte, nachdem die Gemeinde ſelbſt 10 000 Mk. zur Erwerbung eines Bauplatzes aufgebracht, that er die erſten Schritte und ſandte am 17. Februar

1890 einen auf seine Veranlassung vom Kirchenvorstand an das evangelische Deutschland gerichteten dringenden, von fester Zuversicht eingegebenen Hilferuf mit warmer Befürwortung aus in die deutschen Lande.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen, der über das ganze neue Missionswerk, insonderheit auch über die in Japan gegründeten deutsch-evangelischen Gemeinden das Protektorat gnädigst übernommen hatte, suchte und wußte die Teilnahme der deutschen evangelischen Fürsten für das Beginnen anzuregen, das ebenso der Ehre des deutschen Namens, wie dem siegreichen Fortschreiten des Evangeliums dienen sollte. In gleicher Absicht wandte sich der Großherzoglich Sächsische Kirchenrat nicht nur an sämtliche deutsche Kirchenregierungen, sondern auch an eine große Anzahl deutscher Fabrik- und Handelshäuser, die, eingezogenen Berichten zufolge, mit Japan in Geschäftsverbindung standen, sowie an sehr viele Privatpersonen, denen ein Interesse für die fragliche Angelegenheit zuzutrauen war. Der Erfolg des Aufrufs konnte recht erfreulich genannt werden, denn teils in Weimar, teils in Tokyo selbst gingen reiche Beiträge ein, im ganzen ungefähr 45 000 Mk., darunter 10 000 Mk. von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser, 2000 Mk. von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen. So wie aber die Aussichten wuchsen, für den Kirchbau die nötigen Mittel aufzubringen, so wurde auch mit Ernst an die Gewinnung eines geeigneten Bauplatzes gedacht. Zuerst wurde ein solcher von bedeutender Größe erstanden, der auch den nötigen Raum für der Mission dienende Gebäude darbieten konnte, und von welchem überflüssige Teile sich leicht wieder verkaufen ließen, wodurch die Kaufsumme eine sehr wünschenswerte Abminderung erfahren dürfte. In zuvorkommendster Weise war auch bereits vom Architekten Muthesius, einem Großherzoglich Sächsischen Staatsangehörigen, ein Bauplan angefertigt worden, der einen romanischen Bau mit Turm darstellte, und dessen Inneres auf 500 Sitzplätze berechnet war. Dieser Plan fand allseitige Billigung, und unter dankbarster Anerkennung der trefflichen Arbeit wurde seine Ausführung beschlossen. Da aber Muthesius jetzt wieder nach Europa zurückzukehren genötigt war, konnte er nur noch die Ausarbeitung der von ihm aufgestellten Pläne im einzelnen übernehmen, den Bau selbst aber nicht mehr beginnen. Dieser wurde nun dem Architekten Tietze übertragen, der sich bereit erklärt hatte, im Sinne von Muthesius ihn auszuführen, und der es nun als seine erste Aufgabe erachtete, auf dem ins Auge gefaßten Platze genaue Grabungen anzustellen, um über die Solidität des Baugrundes volle Gewißheit zu erlangen. Leider war das Resultat kein günstiges, denn es ergab sich daraus die Überzeugung, daß für eine hinreichend solide Fundierung ungefähr die Hälfte der disponiblen Gelder würde verausgabt werden müssen. Unter diesen Umständen beschloß der Vorstand, gedachten Platz, wenn auch mit Verlust, zu verkaufen und so schnell als möglich einen andern ausfindig zu machen, der natürlich nur so groß zu sein brauchte, daß das Kirchengebäude darauf gestellt werden könnte. Nachdem ein geeigneter Platz ermittelt und seine vollkommene Bausicherheit bezeugt worden war, auch Herr Staatsrat Dr. Honda, Mitglied der deutschen evangelischen Gemeinde, sich bereit erklärt hatte, das Grundstück auf seinen Namen eintragen zu lassen, wurde der Kauf abgeschlossen, auch ein bezüglicher Vertrag zwischen Herrn Honda und der deutschen evangelischen Gemeinde aufgestellt und angenommen. Die Abmachungen, durch welche die Beteiligung des Missionsvereins an dem ganzen Kaufgeschäft zum Ausdruck gebracht und seine Verpflichtungen festgestellt wurden, dürfen hier füglich übergangen werden; die auf den Kauf bezüglichen Verhandlungen kamen zu einem vorläufigen Abschluß mit der am 10. Dezember 1891, Nachmittags 3 Uhr vollzogenen feierlichen Grundsteinlegung, bei welcher der Vorsitzende, der deutsche Gesandte, Herr von Holleben, die ersten Hammerschläge im Namen Seiner Majestät des Kaisers, die zweiten im Namen Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs, die dritten der holländische Gesandte, Herr Graf Bylandt, im Namen Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin that, Pfarrer Schmiedel aber nach vorausgegangener Ansprache die Weihe vollzog.

Drei Jahre sind seitdem beinahe vergangen, ohne daß der Kirchenbau weiter gefördert worden wäre. Der Grund davon lag einmal darin, daß das vorhandene Baukapital nicht groß genug war, um für die Fortsetzung und Vollendung des Werkes die rechte Zuversicht einzuflößen. Es war nämlich noch nicht gelungen, den mehrfach erwähnten ersten Bauplatz zu verkaufen, und ebenso stehen von der vom Missionsverein für seinen Anteil an diesem Bauplatz zu zahlenden Summe noch 900 Yen aus. Nun sind zwar Versuche gemacht worden, auf dem Wege der Submission etwa durch Verzichtleistung auf den Turm oder durch die Wahl eines minderwertigen Baumaterials bedeutende Ersparungen der veranschlagten Bausumme zu erzielen; aber geleitet durch das Gutachten des Ingenieurs Lehmann, der jetzt die technische Leitung der Baugeschäfte gütigst übernommen hat, hat der Kirchenvorstand die volle Ausführung des Mutheſiusschen Planes mit vollwertigem Material im Auge behalten und namentlich auch auf den Turm als auf ein Wahrzeichen deutscher Art und Sitte um so größeren Wert legen zu sollen geglaubt, als nicht weit von der für den Kirchbau ausersehenen Stelle eine außerordentlich in die Augen fallende kuppelgeschmückte russisch-orthodoxe Kathedrale sich erhebt. Er hat darum nicht die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen vermocht, den Bau nach einem reduzierten Vorschlag in Angriff zu nehmen, oder ohne genügende Garantie ihn in einer Weise zu beginnen, die die vorhandenen Mittel übersteigt. Ein wesentlicher Grund der Verzögerung des Baues liegt aber auch in der politischen Lage und in der Lage der deutschen Gemeinde in Tokyo. Die starke fremdenfeindliche Strömung, die seit 1891 in Japan herrscht, hat sich ganz besonders gegen die Thatsache gerichtet, daß Fremde mit Beihilfe nomineller japanischer Besitzer Grundbesitz in Japan erwerben. Staatsrat Honda hat es darum nicht für angemessen erachtet, seine Mitwirkung bei dem Kauf eines Kirchenbauplatzes noch länger zu gewähren, und ist auf den Vorschlag der Mission deshalb der Besitztitel auf den japanischen Pastor der deutschen Mission Minami übertragen worden. Es darf auch nicht außer Betracht gelassen werden, daß durch die dargelegten politischen Verhältnisse der Bestand der deutschen Gemeinde ungünstig beeinflußt worden ist. Die Mitglieder derselben bestehen nämlich wesentlich aus Beamten und deren Familien, und diese werden nach Ablauf ihres Kontraktes in immer größerer Zahl aus dem japanischen Dienste entlassen und in immer kleinerer Zahl neu angestellt, so daß bei Fortdauer dieser Verhältnisse die Gemeinde voraussichtlich immer kleiner werden muß. Wir zweifeln nun nicht daran, daß der Kirchenbau als ein in die Augen fallendes Zeichen der Lebenskraft und Opferwilligkeit von segensreicher Rückwirkung auf die Gemeinde, aber auch von fördernder und belebender Anregung für die deutsche Mission begleitet sein werde; aber trotzdem hat man sich für einen Aufschub des Baues bis zur Klärung der politischen Lage entschieden, da die Befürchtung nahe liegt, daß das Eigentum der Fremden außerhalb der Konzessionen expropriiert werde, und wenn auch der Kirchenvorstand auf Grund seiner Kenntnis der Entschließungen der japanischen Regierung sich solcher Befürchtung entschlagen zu dürfen meint, so muß doch der Weimarischen Kirchenregierung Recht gegeben werden, wenn sie die große Verantwortung nicht tragen mag, die sie mit der Aufmunterung zum Beginn oder zur Fortsetzung des Baues allen denen gegenüber auf sich nehmen würde, die ihr ihre Beiträge zu demselben anvertraut haben, und wenn sie zu diesem Schritte sich erst dann entschließen zu können erklärt, wenn von der japanischen Regierung solche Zusicherungen gegeben werden, durch welche sie die Möglichkeit der oben angedeuteten Gefahr ausgeschlossen sehen darf."

Die oben ausgesprochene Befürchtung wegen der politischen Lage Japans ist inzwischen erfreulicherweise gehoben durch die bestimmte Versicherung der japanischen Regierung gegenüber dem deutschen Gesandten, daß die evangelische Gemeinde, die Missionare und auch der Kirchenbau nach wie vor unter dem besonderen Schutz des Kaisers von Japan stehen und daß ihnen nach keiner Richtung hin, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft, Gefahr drohe.

Zehnter Jahresbericht

des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins über das Jahr 1893/94

erstattet auf der Generalversammlung in Berlin
den 17. Oktober 1894 vom Vereinspräsidenten Prediger **Dr. Arndt** in Berlin.

Ich bin ein Schuldner beider, der Griechen und der Ungriechen, beider, der Weisen und der Unweisen. Röm. 1,14.

I. Unsere Arbeit in der Heimat.

Zehn Jahre sind seit der Gründung unseres Missionsvereins verflossen. Noch stehen wir in den Anfängen unseres Werkes. Und doch will es uns scheinen, als ob wir bereits die Jugendzeit, den Frühling hinter uns hätten. Wir haben bald ernten dürfen, nachdem kaum gesäet war. Inniger, aufrichtiger Dank erfüllt uns beim Blick auf die Erfolge, mit denen der gnadenreiche Gott unsre Arbeit daheim und draußen gesegnet hat. Die frohe Gewißheit, daß Gottes Gnade nicht vergeblich an uns gewesen ist, ermutigt uns zu neuen Hoffnungen und zu neuem Streben. Aber wir haben auch ernste Zeiten erlebt. Frühlingsstürme sind über uns gebraust. Heiße Sommergluten haben manchen frischen Eifer gedämpft. Unser Verein hat schwere Krisen bestehen müssen Die Begeisterung der Jugendzeit ist von bitterer Enttäuschung getroffen und hat dem ruhigen Ernst des Mannesalters weichen müssen.

Wollen wir uns stärken zu einem neuen Anlaufe auf der Bahn, die uns Gott gewiesen hat, so müssen wir die Mächte in uns lebendig erhalten, die einst die Stifter unseres Missionsvereins beseelt haben. Glaube und Liebe haben das Band zwischen den evangelischen Männern geknüpft, die die erste Hand an unser Missionsunternehmen legten: der Glaube an das Heilsgut des Evangeliums für die ganze Menschheit, die Liebe zu den Brüdern in der Heidenwelt, denen wir unser Heiligstes und Bestes nicht vorenthalten dürfen. Unser Missionsverein wollte sammeln, nicht zerstreuen, er wollte alle evangelischen Christen, die aus irgend welchen Gründen noch ferne standen, zur Mitarbeit an der Heidenmission aufrufen. Er verfolgt nicht selbstsüchtige Zwecke, nicht Machterweiterung ist sein Streben, sondern einzig und allein das Abtragen der hohen Schuld, die der deutsche Protestantismus noch immer gegenüber den nichtchristlichen Völkern hat.

Unser Jahresbericht will ein umfassendes Bild von unseren Arbeiten in der Heimat und auf unseren Missionsfeldern geben. Er will schildern, was bis jetzt durch unsere schwache Kraft erreicht ist, aber nicht um uns mit Stolz zu erfüllen, sondern um uns recht klein und demütig zu machen angesichts der hohen Aufgaben, die unser noch warten.

1. Der Bestand des Vereins.

Die Zahl unserer Mitglieder ist im langsamen Wachsen begriffen. Erst in diesem Jahre hat der Centralvorstand begonnen, durch Aussenden von Fragebogen an die Vorstände der Zweigvereine und Vertrauensmänner Materialien zu einer zuverlässigen Aufstellung des Bestandes unseres Vereins zu sammeln. Die eingegangenen Antworten waren infolge der Neuheit der Fragen in vielen Fällen noch unvollständig. In künftigen Jahren hoffen wir, eine bessere Übersicht über die Gliederung und den Bestand unserer Vereine geben zu können, und bitten dringend alle unsere Freunde und Mit-

glieder uns bei diesem Unternehmen zu helfen, das nicht nur trockener Statistik, sondern vor allem dem lebendigen Wachsen unseres Vereins dienen soll.

Unser Verein gliedert sich in Zweigvereine, unter denen die größeren sich wieder in Ortsvereine spalten oder solche sich angeschlossen haben. Einzelne zerstreute Mitglieder haben sich unter der Leitung von Vertrauensmännern zu Gruppen vereinigt. Nur wenige Mitglieder haben sich unmittelbar beim Centralvorstande gemeldet.

Zweigvereine.

a. Königreich Preußen:

1. Berliner Hauptverein, 430 Mitgl., 1 Ortsverein, Vors. Prof. Dr. Pfleiderer.
2. Berliner Missions-Frauenverein, 205 Mitgl., Vors. Frau Beate von Simson.
3. Breslau, 307 Mitgl., Vors Senior Decke.
4. Brieg (Schlesien), 375 Mitgl., Vors. P. prim. Lorenz.
5. Danzig, 8 Mitgl., Vors. Sup. Boie.
6. Eberswalde, 51 Mitgl., Vors. Oberpf. Jonas.
7. Frankfurt a. M., 282 Mitgl., Vors. Kons.-R. Dr. Ehlers.
8. Görlitz, 37 Mitgl., Vors. Archidiak. Schönwälder.
9. Königsberg i. Pr., 88 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Liedtke.
10. Liegnitz, 205 Mitgl., Vors. P. prim. Ziegler.
11. Potsdam, 2 Ortsvereine, Potsdamer Frauenverein und Ortsverein in Luckenwalde, 260 Mitgl., Vors. Landgerichtsrat a. D. Häckel.
12. Rochau in der Altmark, 52 Mitgl., Vors. P. Wildberg.
13. Schleswig-Holsteiner Landesverein, 27 Ortsvereine in Osterhever (60), Rentefeld (30), Flensburg (46), Oldenswort (50), Hemmingstedt (150), Barlt (30), Delve (70), Niebüll (32), Kiel (260), Husum-Rödemis (135), Tetenbüll (146), Wörden (41), Neumünster (42), Tondern (29), Tating (24), Bramstedt (18), Brunsbüttel (25), Marne (31), Herzhorn (48), Großenaspe (20), Friedrichstadt (26), Büsum (35), Wilster (100), Windbergen (20), Wesselburen (50), St. Peter (36), Meldorf (50), außerdem 9 Gruppen in Osterfeld (13), Heide (8), Tönning (10), Ülvesbüll (8), Pahlen (5), Poppenbüll (10), Wiemersdorf (6), Leck (8), Kaltenkirchen (20), 1680 Mitgl., Vors. P. Dieckmann in Wesselburen.
14. Stettin, 81 Mitgl., Vors. Pred. Steinmetz.
15. Stralsund, 39 Mitgl., Vors. P. Heyn.
16. Thorn, 60 Mitgl., Vors. Pf. Stachowitz.
17. Wiesbaden, 120 Mitgl., Vors. Pf. Veesenmeyer.

b. Königreich Bayern.

18. Pfälzischer Hauptverein, 40 Ortsvereine, 8000 Mitgl., Vors. Stadtpf. Bickes in Ludwigshafen.

c. Königreich Sachsen.

19. Chemnitz, 143 Mitgl., Vors. Oberpf. Dr. Graue.

d. Großherzogtum Baden.

20. Freiburg, 41 Mitgl., Vors. Stadtpf. Dr. Hasenclever.
21. Heidelberg, 250 Mitgl., Vors. Stadtpf. Schück.
22. Karlsruhe, 180 Mitgl., Vors. Prof. Thoma.
23. Mannheim, 300 Mitgl., Vors. Stadtpf. Ahles.

24. Mannheim, Frauen- und Jungfrauen-Verein, ? Mitgl., Vorſ. Frau Stadtpf. Hitzig.
25. Pforzheim, 350 Mitgl., Vorſ. Gymnaſialprof. Dr. Reuß; Schriftf. Stadtpf. Klein.

Dieſe Zweigvereine bilden mit einer großen Zahl von Ortsgruppen den Badiſchen Hauptverein, zuſammen 1800 Mitgl.

e. Großherzogtum Sachſen-Weimar.

26. Blankenhain, 62 Mitgl., Vorſ. Kirchenrat Bogenhardt.
27. Dermbach, 346 Mitgl., Vorſ. Sup. Bach.
28. Dornburg, 28 Mitgl., Vorſ. Pf. Lic. Stölten in Frauenprießnitz bei Kamburg a. S.
29. Eiſenach, 207 Mitgl., Vorſ. Archidiak. Dr. Kieſer.
30. Jena, 145 Mitgl., Vorſ. Pf. Dr. Kind.
31. Weimar, 442 Mitgl., Vorſ. Pf. Ernſt.

Dieſe Vereine bilden den Weimariſchen Landesverein, dem ſich noch einige kleinere Ortsgruppen angeſchloſſen haben.

f) Großherzogtum Oldenburg.

32. Elsfleth, 30 Mitgl., Vorſ. Pf. Gramberg.

g) Herzogtum Braunſchweig.

33. Braunſchweig, 196 Mitgl., Vorſ. Oberlandesgerichtsrat Häberlin; Schriftf. P. Dr. Pini.

h) Herzogtum Sachſen-Gotha.

34. Landesverein, mehrere Ortsvereine, 450 Mitgl., (außerdem ca. 2000 Wohlthäter), Vorſ. Sup. Haupt in Uelleben.

i) Herzogtum Sachſen-Meiningen.

35. Landesverein, ? Mitgl., Vorſ. Oberkirchenrat Dr. Dreyer.

k) Freie Stadt Bremen.

36. Bremen, 1 Ortsverein in Bremerhaven, 951 Mitgl., Vorſ. P. Burggraf.

l) Freie Stadt Hamburg.

37. Hauptverein, 163 Mitgl., Vorſ. P. Dr. Manchot.

m) Großherzogtum Luxemburg.

38. Luxemburg, 60 Mitgl., Vorſ. P. Kranichfeld; Schriftf. Lehrer Großkopf.

n) Schweiz.

39. Deutſch-Schweizeriſcher Landesverein, 13 Kantonalvereine oder Gruppen in Zürich, Appenzell, Aargau, Bern-Land, Bern-Stadt, Freiburg, Graubünden, Glarus, Luzern, St. Gallen, Baſel, Thurgau, Schaffhauſen; 952 Mitgl., Vorſ. Pf. Dr. Buß-Glarus; Schriftf. Pf. Weber, Zürich 8.
40. Zweigverein der franzöſ. Schweiz, 56 Mitgl., Vorſ. Pf. Röhrich in Genf.

Demnach verfügen wir über einen Stamm von 40 Zweigvereinen, etwa 90 Ortsvereinen und 30 Gruppen, die Geſamtzahl der Mitglieder beträgt etwa 19 000.

Im letzten Jahre ſind neu gegründet außer verſchiedenen Ortsvereinen im Anſchluß an ſchon beſtehende Zweigvereine der Königsberger Zweigverein und der Mannheimer Frauenverein. Ganz beſonders ſind wir über die Bildung des letztgenannten Vereins erfreut, er iſt nunmehr der dritte unſerer Frauenvereine und eine Frucht des jüngſt erlaſſenen Aufrufs des Centralvorſtandes zur Bildung beſonderer Frauenvereine in den größeren Orten, wo bereits Zweigvereine vorhanden ſind. Eine Gruppe ſehr rühriger und eifriger Frauen und Jungfrauen in Karlsruhe hat zwar noch keinen beſonderen Verein gegründet, iſt aber im Anſchluß an den Karlsruher

Lokalverein unermüdlich für unsere Zwecke thätig; auch in Weimar ist eine Frauengruppe gesammelt. Der noch im Entstehen begriffene Zweigverein Elsfleth ist an Stelle des Oldenburger Landesausschusses getreten.

In den meisten Zweigvereinen herrschte eine rege Thätigkeit für die Zwecke unserer Mission. Die ausgesandten Fragebogen haben ergeben, daß in 25 Zweigvereinen Missions-Gottesdienste und -Jahresfeste, auch Vortragsversammlungen und Familienabende (in 19 Zweigvereinen) veranstaltet wurden. Nur 7 Zweigvereine melden, daß weder Gottesdienste noch sonstige Versammlungen bei ihnen stattgefunden haben, — mögen es auch triftige Gründe sein, die diese Versäumnis entschuldigen, so bitten wir doch unsere Freunde herzlich, die lebendige Anregung von Person zu Person zur Teilnahme an unserem Werke nirgends zu unterlassen. Ein dankenswertes Verdienst um die Verbreitung der Kenntnis unserer Mission und die Ermunterung zur Mitarbeit an unseren Aufgaben hat sich unser früherer Missionar O. Schmiedel, jetzt Pfarrer in Göttern bei Magdala, erworben, der unermüdlich von Ort zu Ort im Süden und Norden unseres Vaterlandes gereist ist und einige 30 Vorträge und Berichte über unsere japanische Mission gehalten hat.

Der Berliner Hauptverein trauert um den Heimgang seines stellvertretenden Vorsitzenden Pred. Lic. Hoßbach († 11. Aug. 1894), der von Anfang an unserem Vereine mit warmer Hingabe und unermüdlichem Eifer gedient hat. Auch der Centralvorstand wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Vertrauensmänner.

In Gegenden, wo noch keine Zweigvereine vorhanden sind, sich aber dennoch Interesse für unsere Mission zeigt, sind Vertrauensmänner bemüht, dies Interesse auf jede Weise namentlich durch Verbreitung unserer Vereinslitteratur zu fördern. Sie sind außerdem vom Centralvorstand ermächtigt, Anmeldungen von Vereinsmitgliedern anzunehmen, deren Beiträge zu sammeln und an die Centralkasse abzuführen.

Unser Verein hat folgende Vertrauensmänner gewonnen:

a) Preußen:

Past. prim. Roth in Köslin, Pf. Dr. Woltersdorf in Greifswald, Oberpf. Dr. Werner in Guben, Oberpf. Sydow in Frankfurt a/O., Hauptpastor Dr. Spiegel und Pf. Abeken in Osnabrück, Pf. A. Becker in Linnep (Bz. Düsseldorf), Past. em. Bleek in Bonn, Pf. Müller in Seelbach (Hessen-Nassau), Pf. Diethold in Vesta (Prov. Sachsen).

b) Bayern:

Pf. J. Hans in Augsburg.

c) Sachsen:

Past. Dr. Mehlhorn in Leipzig, Pf. Dr. Apfelstedt in Leubnitz bei Dresden.

d) Württemberg:

Dekan Dr. Baur in Munsingen.

e) Hessen:

Dr. jur. Schroeder in Darmstadt.

f) Sachsen-Altenburg:

Pf. Schminke in Tautendorf b. Ottendorf.

g) Sachsen-Koburg:

Pf. Eberhard in Scheuerfeld.

h) Elsaß-Lothringen:
Studiendirektor Erichson in Straßburg i/E.

i) Waldeck:
Pf. Lau in Wildungen.

k) Reuß j. L.:
Pf. Lic. Zuppke in Gera.

l) Thüringen:
Oberpf. Geussenhainer in Berga a/Elster, Pf. Wünscher in Neustadt a/Orla.

m) Bremen:
Pf. Holthoff in Oberneuland b/Bremen.

n) Fürstentum Birkenfeld.
Pf. Wolff in Niederbrombach, Pf. Rieth in Niederhosenbach b/Herstein.

o) Niederlande:
Pf. Wiesinger in Amsterdam, Leidschekade.

p) Belgien:
Pf. Seitz in Antwerpen.

Diese 27 Vertrauensmänner haben etwa 330 Mitglieder gesammelt und unsere Vereinslitteratur verbreitet, während sie bisher nur in einigen Fällen Missionsgottesdienste oder -Versammlungen veranstalten konnten. In Sachsen-Koburg war lange Jahre hindurch der jüngst verstorbene Pf. Albrecht in Grub für unsere Sache thätig, wir rufen ihm unseren Dank in die Ewigkeit nach. An seine Stelle ist Pf. Eberhard getreten.

Direkte Mitglieder.

Dem Centralvorstand unmittelbar haben sich nur wenige Mitglieder (etwa 10) angemeldet. Da es unser Bestreben ist, zu dezentralisieren, so empfehlen wir, wo es nur irgend möglich ist, zerstreut wohnenden Mitgliedern, sich dem nächsten Zweigvereine oder Vertrauensmanne anzuschließen.

2. Die Leitung des Vereins.

Centralvorstand und Geschäftsausschuß.

Der Centralvorstand besteht gemäß unseren Statuten: 1. aus 15 von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern, von denen jedes Jahr $^1/_3$ zum Austritt kommt, 2. aus 4 Vertretern solcher Zweigvereine, die 1000 oder mehr Mitglieder zählen (Pfalz, Baden, Schleswig-Holstein, Bremen). Außerdem gehören unserem Centralvorstande noch 5 Ehrenmitglieder mit Stimmrecht an.

In der letzten Generalversammlung am 27. September 1893 zu Weimar wurde der gegenwärtige Präsident des Centralvorstandes und des Gesamtvereins Prediger Dr. Arndt in Berlin gewählt. Den frühern Präsidenten und Stifter unseres Vereins, Pfarrer Dr. Buß in Glarus, hat dieselbe Generalversammlung in dankbarer Anerkennung seiner hohen Verdienste, um seinen Namen dauernd mit unserem Vereine zu verknüpfen, zum Ehrenpräsidenten und Ehrenmitglied des Centralvorstandes ernannt.

Neu sind durch Wahl der letzten Generalversammlung in den Centralvorstand eingetreten Prediger Lic. Dr. Kirmß in Berlin und Pf. Dr. Kind

in Jena. Dagegen wurden Oberkirchenrat Dr. Dreyer, Superint. Dr. Spinner, Pf. Roehrich in Genf auf 3 Jahre wiedergewählt.

Außer seiner Konferenz am 26. und 27. September 1893 in Weimar bei der Generalversammlung hat der Centralvorstand noch eine Konferenz am 4. April d. J. in Heidelberg gehalten, mit der ein vortrefflich gelungenes Fest des Badischen Hauptvereins verbunden war.

Aus seiner Mitte hat der Centralvorstand zur Erledigung der laufenden Geschäfte einen Geschäftsausschuß gebildet, der gegenwärtig aus dem Präsidenten Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Pfleiderer, Konsul Karl E. Weber, Pred. Ritter, Senator Wessels-Bremen, Pr. Lic. Kirmß, Superint. Dr. Spinner-Ilmenau und Pf. Dr. Kind-Jena besteht. Der Geschäftsausschuß hat 2 Plenarkonferenzen im Januar und Juni d. J. gehalten. Seine Berliner Mitglieder sind außerdem noch fast jeden Monat zu Besprechungen zusammengekommen. Den stellvertretenden Vorsitz im Geschäftsausschuß führt Pred. Lic. Kirmß.

Die Arbeiten des Centralvorstandes und Geschäftsausschusses waren recht umfangreich und von höchster Bedeutung für unseren Verein und sein Werk. Wir erwähnen nur die wichtigsten.

Für die evangelische Gemeinde in Shanghai wurde an Stelle des Pfarrers Kranz im Januar d. J. ein neuer Pfarrer in der Person des Privatdozenten Lic. Karl Hackmann aus etwa 30 Bewerbern gewählt. Ein ausführlicher Kontrakt, der sich auf alle Pflichten und Rechte unseres neuen Mitarbeiters bezieht, wurde mit Lic. Hackmann abgeschlossen, er selbst wurde vom Präsidenten am 18. Februar d. J. feierlich abgeordnet.

Für das japanische Missionsfeld ist als neuer Missionar der seitherige Prediger und Rektor in Tecklenburg i. Westfalen Emil Schiller (geb. 1865) gewählt worden. Auch mit ihm wurde ein besonderer Kontrakt abgeschlossen. Seit dem 1. Oktober widmet er sich in Berlin und Potsdam der Vorbereitung zu seinem neuen Amte, so daß er etwa im Frühjahr 1895 ausgesandt werden kann.

Die Gehälter der japanischen Gehilfen wurden geregelt. Der Bau eines Wohnhauses für unsere Missionare in Tokyo wurde beschlossen.

Mit unseren Missionaren in Japan und China unterhielten wir einen regen Briefwechsel, der sich auf alle inneren und äußeren Angelegenheiten unseres Missionsbetriebs bezog.

Der Centralvorstand und der Geschäftsausschuß sind ferner fortgesetzt bemüht, unserem Verein zu größerer Ausbreitung in der Heimat zu verhelfen. Neue Geschäftsstellen sind begründet, neue Vertrauensmänner berufen. Ein Aufruf an die evangelischen Frauen Deutschlands zur Bildung von Frauenvereinen wurde erlassen. Sammelbücher sind gedruckt und unentgeltlich jedermann zur Verfügung gestellt worden. Der Geschäftsverkehr mit den Vorständen der Zweigvereine und den Vertrauensmännern ist durch Aussenden von Fragebogen neu geregelt und lebhafter gestaltet worden.

Der Entwurf einer Dienstordnung für die Missionare hat den Centralvorstand lange Zeit beschäftigt und harrt noch seiner definitiven Erledigung.

Die Verlegung des Geschäftjahres, bisher 1. April bis 31. März, auf das Kalenderjahr ist in Erwägung gezogen. Ebenso ist über Schritte beraten worden, die der Centralvorstand thun könnte, um die Errichtung einer Professur für Missionskunde und Religionswissenschaft an einer deutschen Universität herbeizuführen.

Bei den sich immer mehr steigernden Arbeiten der Centralleitung war die Anstellung eines ständigen Sekretärs notwendig. Der Predigtamtskandidat Dr. Georg Wobbermin hat dies Amt bereits im Sommer 1893 übernommen.

Dem Amte eines Centralkassierers hat sich mit großer Freundlichkeit unser Ehrenmitglied Konsul Karl E. Weber unterzogen.

Über unsere Einnahmen und Ausgaben ist das Nähere aus der Jahresrechnung ersichtlich. Unsere Einnahmen beliefen sich insgesamt auf 47 755 M. und sind somit gegen das Vorjahr, das uns 62 246 M. gebracht hatte, um 14 491 M. zurückgeblieben. Wenn auch zu jener größeren Einnahme die vermehrte Anstrengung, die die Deckung eines Defizits erheischte, verholfen hat, so müssen wir doch um der großen Aufgaben willen, die an uns herantreten, aufs schmerzlichste den Rückgang unserer Einnahmen beklagen. Dennoch danken wir auch an dieser Stelle für alle Gaben, die uns in hochherziger, oft überraschender Weise gespendet sind.

Unsere Ausgaben betrugen 48 180 M. Es verbleibt demnach ein Guthaben am 1. April d. J. von 36 442 M., aber darin sind außer den abgeschätzten Werten der Gebäude, des Mobiliars und der Bibliothek in Tokyo nur ganz geringe Kassenbestände enthalten, denen die noch zu tilgenden Schulden, namentlich die Anleihe von 9 600 M. und eine Grundstücksschuld in Tokyo gegenüber stehen. Wir möchten von diesen Schulden bald befreit sein und auch über einen dringend notwendigen Betriebsfonds verfügen. Darum bitten wir herzlich alle unsere Freunde, ihren Eifer im Sammeln und Geben nicht erkalten zu lassen. Es handelt sich nicht nur um die Ehre unseres Vereins, es handelt sich um unsere ernste, hohe Verpflichtung, die wir eingegangen sind. Wir müssen mit allen Kräften bemüht sein, unsere deutsche evangelische Mission im Osten Asiens, wo sie unser Gott zu großen Dingen berufen hat, zu fördern.

Geschäftsstellen.

Die Geschäftsstellen sind berufen, den Centralvorstand in allen Arbeiten zur Ausbreitung des Vereins zu unterstützen und für dieselbe durch Veranstaltung von Gottesdiensten, Versammlungen mit Vorträgen, Vertrieb der Vereinslitteratur und die Tagespresse zu wirken.

1. Die norddeutsche Geschäftsstelle, bis Ende 1893 unter Leitung des Predigers Dr. Arndt, wird jetzt von Prediger M. Fischer in Berlin, dem die Prediger Haupt und Stage zur Seite stehen, geleitet; sie hat Versammlungen und Feste in Breslau, Liegnitz, Stralsund und Rochau veranstaltet und durch die Berliner Tageszeitungen Mitteilungen über unsere Mission veröffentlicht.

2. Die süddeutsche Geschäftsstelle geleitet von Stadtpf. Schück, in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Bassermann, Dr. Lobstein, Bankdir. Schenkel Stadtpf. Schmitthenner, Dir. Prof. Dr. Uhlig in Heidelberg, hat eine Reihe neuer Ortsgruppen gesammelt und ebenfalls durch die Presse für unsern Verein gewirkt.

Neu sind ins Leben getreten:

3. Die Geschäftsstelle für Mitteldeutschland, geleitet von Pf. Dr. Kind in Jena in Gemeinschaft mit Pfarrer O. Schmiedel in Göttern und Pf. Ernst in Weimar.

4. Die Geschäftsstelle für Westdeutschland, geleitet von Pf. Dr. Pini in Gemeinschaft mit Pf. Gerlich und Schuldir. Schaarschmidt in Braunschweig.

Die Gründung einer Geschäftsstelle in Hamburg wird noch vorbereitet.

In der Schweiz ist der Vorstand des deutsch-schweizerischen Landesvereins nach wie vor aufs eifrigste für unser gemeinsames Werk bemüht. An der Spitze stehen Pf. Dr. Buß, Prof. Dr. Kesselring, Kaufmann Hintermeister-Boßhardt, Konsul Schöller, Pf. Schönholzer und Pf. Weber. Eine Vereinsorganisation in allen Kantonen, wo eine solche noch fehlt, wurde angestrebt und bisher in Zürich erreicht. In den Kantonen Zürich, St. Gallen und Thurgau wurden 11 Vorträge veranstaltet. Ferner wurden Sammelbücher ausgegeben, nach deren Muster der Centralvorstand auch für die deutschen Zweigvereine ein Sammelbuch hat herstellen lassen.

Vereins-Litteratur.

Unsere Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (Berlin, A. Haack, jährlich 4 M.) ist durch Beschluß der Generalversammlung zum Vereinsorgan auch in dem Sinne erhoben, daß alle Mitteilungen des Centralvorstandes an die Zweigvereine und Vertrauensmänner durch dieselbe erfolgen sollen. Die gewünschte Umänderung des vierteljährlichen Erscheinens in ein monatliches war bisher noch nicht möglich. Sie bedarf eines noch größeren Leserkreises in den Reihen unserer Mitglieder.

Das vom Stadtpf. Schück in Heidelberg herausgegebene Missionsblatt des Allg. ev.-prot. Missionsvereins (jährlich 60 Pf., bei direktem Partiebezug 20 Pf.) erfreut sich einer großen Verbreitung (20000 Ex.). Vom Centralvorstand wird es regelmäßig mit allgemein verständlichen populären Mitteilungen über unsere Missionsfelder versorgt.

Zum 10. Centraljahresfeste hat der Centralvorstand als Festgabe zwei neue Flugschriften (Nr. 4 u. 5) herausgegeben:

Unsere Aufgabe in Ostasien. In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen? Von Geh. Kirchenrat Prof. D. R. A. Lipsius, † 19. Aug. 1892. Mit einem Lebensbilde des Verfassers von Pred. Lic. Dr. Paul Kirmß in Berlin. Mit einer Abbildung: Richard Adelbert Lipsius.

Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China. Von Missionar und Pf. Paul Kranz in Shanghai. Mit einer Abbildung und einer Kartenskizze.

Beide Flugschriften sind im Verlage von A. Haack in Berlin erschienen und kosten einzeln im Buchhandel je 50 Pf., bei direktem Bezug von 50 Exemplaren an je 20 Pf.

Unsere allgemeine mit der Kais. Landes- und Universitäts-Bibliothek in Straßburg i. E. verbundene Missionsbibliothek hat durch Einlieferung neuer Jahrgänge verschiedener Missionsblätter und -Zeitschriften eine kleine Vermehrung erfahren.

II. Unsere Missionsfelder.

Unendlich groß ist die Schuld, die wir an die heidnischen Kulturvölker Ostasiens abzutragen haben. Mit diesem Bekenntnis müssen wir den Bericht über unser Werk auf den Missionsfeldern in Japan und China beginnen. Was will ein Jahr in der Missionsgeschichte bedeuten? Winzig sind die Leistungen, die in einer so kurzen Spanne Zeit zu verzeichnen sind.

Wer große Fortschritte bei geringer Arbeitsdauer verlangt, hat kein volles Bewußtsein von der gewaltigen Verpflichtung, die wir den heidnischen Kulturvölkern gegenüber haben. Sie suchen uns auf, sie begehren unsere europäische Kultur, — wenn wir ihnen auch alle Erzeugnisse unserer Industrie, alle Blüten unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen erschlössen und förderten sie nicht im sittlich-religiösen Leben, so würden wir uns doch nicht den geringsten Dank erwerben. Wir sind und bleiben Schuldner der Heiden! Dies Geständnis des größten Heidenapostels muß in unseren Herzen und Gewissen einen lauten Widerhall finden, bis endlich auch dort das Evangelium siegt, wo noch die Mächte der Finsternis und der Sünde ein aufstrebendes Volksleben hemmen.

Unser Jahresbericht erstreckt sich auf die Zeit vom Juli 1893 bis zum Juli 1894, — von großen Thaten und Errungenschaften können wir nicht berichten, aber wir danken auch für das Geringe, das wir durch Gottes Gnade erreichen durften, und wollen uns anfeuern lassen, mit unverdrossenem Eifer weiter zu arbeiten an dem großen Werke, das uns befohlen ist.

1. Japan.

Wir beginnen unsere Berichterstattung mit Japan, dem Lande unserer ersten Liebe, wo unser junger Missionsverein einen Frühling erlebt hat, so reich an Blüten und Knospen, wie er nur jemals einem Missionsunternehmen beschert worden ist. Während aber Japan bis vor wenigen Jahren das dankbarste Missionsfeld gewesen ist, muß es jetzt das schwierigste unter allen genannt werden. Das lehrt uns ein kurzer Blick auf

die allgemeine Lage der Mission.

Den erstaunlichen Siegen des Evangeliums im Lande der aufgehenden Sonne ist seit dem Jahre 1889 eine trübe, oft sturmbewegte Zeit der Reaktion gefolgt. Die Mächte des Skeptizismus und Indifferentismus, die von jeher die schlimmsten Feinde religiösen Aufschwungs gewesen sind, schlossen mit dem Nationalismus, jener einseitigen Strömung, die volle Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß erstrebt, einen engen Bund. „Japan für die Japaner!" Diese Losung erschwerte auch den evangelischen Missionen die Arbeit. Eine falsch verstandene Pietät gegen den Landesherrn und das Vaterland verhalf den alten Religionen geistiger Erstarrung, dem Buddhismus und Shintoismus, zu einem nie geahnten Wiederaufleben. Ein japanischer Gelehrter, der ehemalige Lektor am Berliner Orientalischen Seminar Inouye Tetsujiro behauptete in seiner vielgelesenen, zur Empfehlung des Buddhismus geschriebenen Broschüre: „Konflikt zwischen Religion und Erziehung", einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Christentum und Japanertum und bewies seinen Landsleuten aus eigener Erfahrung, daß auch für die wissenschaftlich gebildeten Europäer das Christentum ein überwundener Standpunkt sei. Inouye wurde durch japanische Christen, auch durch solche, die aus unserer Mission hervorgegangen sind, widerlegt. Aber nichts destoweniger fielen seine Behauptungen auf fruchtbaren Boden. Konnte doch auch der Shintoismus mit seinen abgelebten Kultusformen selbst bei gebildeten Japanern, die von starkem Nationalgefühl geleitet wurden, neues Ansehen gewinnen. Das moderne Bewußtsein, die positivistische und materialistische Denkweise, in

Europa genährt durch eine irregeleitete Philosophie und Naturwissenschaft, fand in Japan, wo Glauben und Wissen noch stärkere Gegensätze als bei uns sind, einen weit leichteren Eingang als der evangelische Glaube. Der Zuwachs der Christengemeinden ist daher ein äußerst bescheidener. Die Tabelle des Rev. Loomis für 1893 weist nur eine Vermehrung von 1864 getauften Christen bei einer Gesamtziffer von 37,398 evangelischen Christen auf. Wie groß aber der offene oder geheime Abfall der Gemeindeglieder ist, die man schon als sicheren Gewinn zählte, vermag uns keine Statistik zu nennen. Bei einigen Gemeinden soll die Abfallsziffer auf 40%, selbst auf 75% sich belaufen. Offenbare Feindschaft gegen die Christen ist nur in wenigen Fällen zu Tage getreten. Die Nachrichten von Christenverfolgungen, die zuweilen durch unsere Zeitungen gingen, erwiesen sich erfreulicherweise als falsch. Daß aber die japanischen Christengemeinden noch durch viele schwere Prüfungen und Krisen werden hindurch gehen müssen, erscheint zweifellos.

Eine nicht geringe Krisis ist der jetzt bereits zur Herrschaft gelangte Zug zur Unabhängigkeit der Christengemeinden. Der Missionar gilt höchstens noch „als Berater und väterlicher Freund" und ist „ohne rechtlich anerkannte Autorität". „Japanisches Christentum" ist ein Schlagwort geworden. „Wir wollen es ohne die Fremden versuchen", ist ein oft gehörter Ausspruch. Auf der jüngsten Jahresversammlung im April d. J. zu Kobe wohnten thatsächlich die kongregationalistischen Missionare des amerikanischen Board nur noch mit beratender Stimme, nicht mehr als Mitglieder der von ihr gestifteten Kumiai-Kirche den Verhandlungen bei. Eine Reihe der tüchtigsten amerikanischen Missionare haben sich, weil ihr Einfluß und ihre Arbeit sich stetig minderten, für immer vom japanischen Arbeitsfelde zurückgezogen. Und wie die Kumiai-Kirche, so hat auch die nächstgrößte japanische Kirchengemeinschaft, die von den Presbyterianern gestiftete Itchi-Kirche sich beinahe völlig von der Missionarsleitung losgemacht. „Es ist eine Thatsache, daß die Leitung der japanischen Kirche in der Zukunft in den Händen der japanischen Prediger liegt". Wir sind die Letzten, die diese Entwicklung der Christianisierung Japans bedauern würden, wir wünschen im Gegenteil, daß die japanischen Christen recht bald selbständig werden. Aber so wenig sich der sanguinische Traum der Missionierung Japans in 25 Jahren, der anfangs der achtziger Jahre geträumt wurde, erfüllen wird, so wenig wird die Selbständigkeit der japanischen Kirche in absehbarer Zeit möglich sein. Es wäre ein gefährliches Experiment, den Japanern jetzt schon die Ausbildung ihrer Prediger überlassen zu wollen.

Auch dieser Zug zur Unabhängigkeit der japanischen Christen ist nur ein Symptom der seit langer Zeit geschürten Reaktion gegen die allzubegeisterte Aufnahme alles Fremdländischen. „Ist die Krisis, vor der Japan und das japanische Christentum jetzt stehen, endlich überwunden, so glauben wir, daß auch wieder bessere Zeiten für die Mission im ganzen und damit auch für uns zu tagen beginnen werden". „Wer über die schlimme Zeit hier ruhig aushält, wird doch wieder ein befriedigendes Feld für seine Thätigkeit finden". Diesem Urteil und dieser Hoffnung unserer Missionare schließen wir uns aus voller Ueberzeugung an, jetzt aber wollen auch wir, wie unsere Mitarbeiter draußen, „auf unserem Posten unsere Pflicht thun, mag auch kein Siegeskranz uns zu teil werden"!

Unsere Missionare und ihre Helfer.

An der Spitze unseres Missionarkollegiums in Tokyo steht Pfarrer Munzinger, seit 1890 auf dem japanischen Missionsfelde thätig und unseren Freunden durch seinen Eifer, mit dem er die Sprache und das Volksleben der Japaner immer tiefer zu erfassen sich bemüht, wohl bekannt. Im Sommer d. J. wollte Munzinger mit unserem Missionar Dr. Faber in Shanghai eine Studien- und Missionsreise nach Korea und dem Innern Chinas unternehmen. Der noch jetzt zwischen Japan und China tobende Streit um Korea hätte diese Reise selbst schon verhindert, aber zu unserem schmerzlichen Bedauern mußte Munzinger überhaupt auf alle Reisepläne verzichten, da er am Typhus anfangs Juni erkrankte. Er hat mehrere Wochen im deutschen Marine-Hospital zu Yokohama krank gelegen, hat sich aber nach den letzten Nachrichten zu unserer großen Freude von seiner Krankheit erholt. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß er mit ungeschwächter Kraft seine Arbeit fortsetzen kann.

Pfarrer Dr. Christlieb, unser zweiter Missionar, arbeitet seit 1892 in Japan, besonders als Lehrer unserer theologischen Akademie. Er ist bemüht, die reichen Schätze unserer deutschen evangelischen Theologie den Japanern zu erschließen. Seit dem Frühjahr 1893 ist ihm auch das Pfaramt der deutschen evangelischen Gemeinden in Tokyo und Yokohama vom Großherzoglich Sächsischen Kirchenrate definitiv übertragen. Seine Gattin leistet wertvolle Hilfe in unserer Frauenmission.

Fräulein Auguste Diercks, seit 1889 als Missionarin in Japan thätig, hat leider ihren Posten im Mai d. J. aus dringenden Gesundheitsrücksichten verlassen müssen. Nach ihrer glücklichen Heimkehr danken wir ihr für ihre unermüdliche, von manchem schönen Erfolge gekrönte Bemühung um Verbreitung des Evangeliums in der japanischen Frauenwelt. Ihr Abschied aus Japan war von überraschenden Beweisen treuer Verehrung der unseren Gemeinden angehörenden japanischen Christen begleitet.

Den Missionaren treten als Helfer eine Reihe von Japanern zur Seite, unter denen wir nur solche nennen, die mit besonderen Ämtern betraut sind.

Minami, der 1. japanische Prediger, der seine Bildung in unserer theologischen Schule empfing, hat im Herbste 1893 das Pfarramt unserer heidenchristlichen Hongo-Gemeinde übernommen. Er versorgt außerdem noch die in der Bildung begriffene Gemeinde in Yotsuga, früher in Ushigome, und ist Redakteur unserer Zeitschrift Shinri.

Maruyama, der 2. von unseren Missionaren ausgebildete japanische Prediger, ist bereits im Frühjahr 1893 nach der Stadt Osaka zur Einrichtung einer Predigtstation übergesiedelt.

Der Bibelmann Yanagita leitet die Gemeinde in Fujisawa.

Fujimoto und Tsuruda, noch mit ihrer Ausbildung in unserer theologischen Schule beschäftigt, sind Helfer der Sonntagsschule in der Hongo-Gemeinde. Fujimoto ist zugleich der Leiter der von unseren Missionaren eingerichteten Abendschule. Aoki und Hiroi, ebenfalls Schüler unserer theologischen Schule, haben eine Sonntagsschule in der Yotsuga-Gemeinde eröffnet.

Fräulein Inasawa ist von unserer Missionarin Auguste Diercks ausgebildet und wird in Gemeinschaft mit Frau Pfarrer Christlieb die Arbeit der Missionarin fortsetzen. Es ist ihr außer der Mitarbeit in der Hand-

arbeitsschule insbesondere die Seelsorge an den Kindern unserer Sonntagsschule anvertraut.

So wirken denn auf unserem japanischen Missionsfelde außer den beiden Missionaren und der Gattin eines Missionars noch zwei ordinierte japanische Prediger, ein Bibelmann, 4 Hilfsarbeiter und eine Hilfsarbeiterin, so daß wir über einen Stamm von 11 Arbeitskräften verfügen. Hoffentlich gestalten sich die Aussichten der japanischen Mission in kurzer Zeit so günstig, daß wir immer mehr japanische Helfer, namentlich die Kandidaten, die aus unserer theologischen Schule hervorgehen, in den Dienst des Evangeliums berufen können, wie wir denn auch, worüber schon oben Näheres mitgeteilt wurde, zum Frühjahr 1895 einen neuen Missionar nach Japan abzuordnen gedenken.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß unsere Missionare die besten freundschaftlichen Beziehungen zu den verschiedenen christlichen Kreisen in Japan unterhalten. Besonders nahe stehen sie dem ältesten kongregationalistischen Missionar Rev. Dr. Greene, den sie ihren „treuen Berater" nennen, und dem Rev. Yokoi, dem Pastor der unserer Hongokirche benachbarten japanischen Gemeinde. In der Tokyo-Conference, der Vereinigung sämtlicher Missionare in Tokyo, hielt Dr. Christlieb am 16. November 1893 einen Vortrag über „die Gemeindereform in Deutschland nach Sulzes Ideen", abgedruckt in der Japan Mail und im Shinri. Regelmäßig kamen unsere Missionare in der sog. Liberal-Conference mit den Vertretern der universalistischen und unitarischen Mission zur Besprechung theologischer, litterarischer, sprachlicher und missionarischer Fragen zusammen. In einer dieser Konferenzen hielt Dr. Christlieb am 5. Oktober 1893 einen Vortrag über „die beste Methode an Missionsschulen, die Kritik des Alten Testaments zu lehren, ohne die religiöse Wärme der Schüler zu schädigen". Außerdem wurde vor längerer Zeit ein Abkommen dahin getroffen, daß unsere Missionare die gleichen Beträge an Stipendien und Gehälter zahlen wollen, wie die Universalisten und Unitarier, um das Überlaufen der Schüler von einer Mission zur andern zu verhüten. Auf jene Konferenzen und dieses Abkommen beschränkt sich die von einigen uns wenig wohlwollenden Kirchenzeitungen behauptete angebliche „enge Verbindung unserer Missionare mit den Universalisten und Unitariern zu gemeinsamem Vorgehen". Diese absurde Behauptung konnte das Ansehen unserer Mission nur in den Augen solcher Männer schädigen, die unser freundschaftliches Verhältnis auch zu den übrigen Missionsgesellschaften nicht kennen und nicht wissen; so fügen unsere Missionare hinzu, „daß die Kongregationalisten, die angesehensten amerikanischen Missionare, zwischen uns und den Universalisten, vollends zwischen uns und den Unitariern sehr scharf unterscheiden".

Eine große Freude erlebten unsere Missionare, als sie im Oktober 1893 durch den Besuch unseres chinesischen Missionars Dr. Faber überrascht wurden, von dem sie in der schweren Prüfung, die unserer japanischen Mission auferlegt ist, eine nachhaltige Stärkung erfuhren. Im September 1893 konnten unsere Missionare auch dem Berliner Konsistorialrat Dr. Dalton, früher in St. Petersburg, der auf einer Reise um die Welt begriffen war, bei seinen, wenn auch nur kurze Zeit dauernden Missionsstudien in Japan mit Rat und That zur Seite stehen.

Das große Erdbeben, von dem am 20. Juni d. J. Tokyo heimgesucht wurde, hat auch unsere Missionare in Schrecken versetzt, aber ihnen, Gott sei Dank, keinen Schaden zugefügt. Unsere Missionsgebäude haben dabei nur geringe Beschädigungen erlitten. Welchen Einfluß der gegenwärtige japanisch-chinesische Krieg auf die Mission in Japan überhaupt und besonders auf unser Werk haben wird, darüber haben unsere Missionare uns noch nichts berichtet. Uns will es scheinen, als ob die tiefe Erschütterung, die die ostasiatische Heidenwelt durch diesen Krieg erfährt, nur heilsamen Einfluß auf die Mission üben könnte.

Wir gehen nunmehr zu den Arbeiten und Einrichtungen unserer japanischen Mission über.

Die deutsch-evangelischen Gemeinden

in Tokyo und Yokohama sind nach wie vor ein wichtiger Stützpunkt unseres Werkes in Japan. Wenn auch beide Gemeinden unter dem Großherzoglich Sächsischen Kirchenrate stehen, so haben wir doch an ihrem Gedeihen das lebhafteste Interesse nicht nur wegen der Personalunion des Pfarramts dieser Gemeinden mit dem Missionarsdienste, sondern auch weil wir eine wesentliche Einwirkung auf heidnische Kreise von dem vorbildlichen Leben einer deutschen Christengemeinde erwarten.

Dr. Christlieb ist Pfarrer beider Gemeinden. Er predigt in Tokyo und Yokohama, an den Festtagen hilft ihm Pfarrer Munzinger aus. Religionsunterricht wurde an 6 Kinder, Konfirmandenunterricht an 3 Kinder erteilt. In Tokyo wurden 3 Kinder konfirmiert, ein Kind getauft, in Kobe wurde ein Kind konfirmiert, in Nagasaki ein Kind getauft. Zu den Amtshandlungen in den letzten beiden Orten war eine Reise von 1200 Kilometern erforderlich; Dr. Christlieb bemerkt dazu ganz richtig, daß in Europa die Reise eines Pfarrers zu einer Taufe z. B. von Königsberg i/Pr. nach Venedig ein seltenes, verwunderliches Ereignis sein würde, während in Japan niemand darüber erstaunt ist. In Yokohama wurde ein Gemeindeglied beerdigt.

Der Kirchbau in Tokyo ist leider noch nicht ausgeführt. Die Gründe seiner Verzögerung, die in den unerwartet schwierigen Verhältnissen liegen, hat Generalsuperintendent D. Hesse als Vertreter des Großh. Sächs. Kirchenrates öffentlich in unserem Vereinsorgane (S. 230) dargelegt. Es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß sich endlich die Hoffnung der Gemeinde auf ein eigenes Kirchengebäude, das auch unserer Mission wichtige Dienste leisten würde, erfüllt. Eine Schuld, die unser Verein noch an die deutsche evangelische Gemeinde für Erwerbung eines Bauplatzes hat, ist zur Hälfte von uns getilgt.

Der Vorstand der Gemeinde in Tokyo besteht aus den Herren Minister Freiherr von Gutschmid, Pfarrer Dr. Christlieb, Professor Matsuno, Lehrer J. Bolljahn. Der Vorstand in Yokohama besteht aus den Herren Generalkonsul Dr. Schmidt-Leda, Stabsarzt Dr. Runkwitz, Lazareth-Inspektor Creutz, J. Holm und Retz. Das Harmonium wird unentgeltlich in Tokyo von Herrn Lehrer Bolljahn, in Yokohama von Herrn Luther gespielt.

Die Zahl der deutschen Familien in Japan ist im Rückgange begriffen, aber immerhin ergiebt eine Zählung der Deutschen in Japan,

daß diese nächst den Engländern und Amerikanern am stärksten unter den fremden Nationen vertreten sind.

Heidenchristliche Gemeinden und Predigtstationen.

Unsere Missionare sind tief durchdrungen von der Notwendigkeit fortgesetzter Gründung heidenchristlicher Gemeinden. Ein wichtiger, aber doch immerhin erst in zweiter Linie stehender Grund dieser Notwendigkeit ist die Beschäftigung und Anstellung der in unserer theologischen Schule ausgebildeten Kandidaten. Es entspricht dem Herkommen in Japan, daß auch jede Missionsgesellschaft die von ihr unterwiesenen Theologen anstellt. Die Zahl der Schüler unserer theologischen Schule wird also stets im Verhältnis zu der Möglichkeit stehen, die geprüften Kandidaten im Gemeindedienste zu beschäftigen. Aber der triftigste Grund für die Sammlung getaufter Heiden zu Gemeinden bleibt doch die missionierende Bedeutung und Kraft der Gemeinde. Erst in der Gemeinde wird die Durchbildung der christlichen Persönlichkeit vollendet. Durch das unmittelbare oder mittelbare Mitwirken der Gemeinden wird die Arbeit der Missionare wesentlich erleichtert. Die bekannten Sulzeschen Ideen zur Belebung der Gemeinden werden von unseren Missionaren auch auf das Missionsfeld übertragen. Wir zählen gegenwärtig folgende Gemeinden und Predigtplätze:

1. Die Hongo-Gemeinde.

Die Pastoration dieser Gemeinde wurde im Herbst 1893 von Pfarrer Munzinger an den japanischen Prediger Minami übergeben, weil die Fortsetzung seiner pfarramtlichen Thätigkeit für Munzinger nur auf Kosten anderer Pflichten möglich gewesen wäre. Auch ist es der naturgemäße Gang der Dinge, daß der japanische Geistliche, sobald er dazu reif ist, den europäischen Missionar in der Pastoration ablöst. Selbstverständlich bleiben unsere Missionare mit dieser unserer ersten Gemeinde, die auch finanziell von uns abhängig ist, in engster seelsorgerischer Verbindung, wie sie denn auch öfters Predigten in den Gottesdiensten und Vorträge in den Abendversammlungen halten.

Die Gottesdienste finden regelmäßig an allen Sonn- und Feiertagen statt. Das Stiftungsfest und das Weihnachtsfest wurden unter zahlreichem Besuch in würdiger Weise gefeiert, in der Charwoche wurden Abendgottesdienste veranstaltet. Der Durchschnittsbesuch ist 22 erwachsene Personen, darunter regelmäßig 2—6, die nicht zur Gemeinde gehören. In Abendversammlungen wurden Vorträge veranstaltet. An den von Minami geleiteten Gemeindeversammlungen beteiligen sich regelmäßig auch unsere Missionare. Geklagt wurde über den unregelmäßigen Kirchenbesuch der Schüler der theologischen Schule; eine Besserung trat auf eindringliche Mahnung der Missionare ein. Pfarrer Minami erteilt Tauf- und Bibelunterricht, besucht die Gemeindeglieder und bemüht sich, auch indirekt für die Gemeinde durch Veranstaltung von Vorträgen im Verein Sol Oriens zu wirken.

Bei der Verabschiedung der Missionarin Auguste Diercks trat das alte Zugehörigkeitsgefühl zur Gemeinde recht deutlich hervor, während eine Vermehrung der Gemeinde angesichts der oben geschilderten reaktionären Strömung durch Taufunterricht der Missionare nicht möglich war. Trotzdem hoffen unsere Missionare, daß diese Gemeinde, obwohl sie von dem

Sturm, der über das japanische Christentum 1889 hereinbrach, viel gelitten hat, da es ihr an älteren Gliedern und Familien noch fehlte, doch wieder eine religiös-lebendige Gemeinschaft werde, weil sie Persönlichkeiten besitzt, die entschiedene Berechtigung zu dieser Erwartung geben.

Zu unserer großen Freude hat sich der Hongo-Gemeinde auch eine in Potsdam ausgebildete japanische Lehrerin nach ihrer Heimkehr angeschlossen. Zur Hongo-Gemeinde gehört eine Sonntags- und eine Abendschule. Die Sonntagsschule besteht aus etwa 35 Schülern, von denen durchschnittlich 25 kommen. An der Spitze der Sonntagsschule steht der Pastor, der ausführende Leiter ist Fujimoto, diesem helfen Tsuruda und Frl. Inasawa. Der Pastor ist während des Unterrichts stets zugegen, auch öfters die Missionare.

Die Abendschule wurde von etwa 35 Schülern und Schülerinnen im Alter von 6—14 Jahren besucht. Ihr Zweck ist, armen Kindern kostenfreien Unterricht zu geben. Als Lehrer wirken Fräulein Inasawa, deren Klasse in besonders gutem Zustande ist, und bis zum 30. Juni d. J. auch der japanische Hilfsarbeiter Ono, dessen Arbeit der seitherige Mitarbeiter und geschäftliche Leiter der Schule Fujimoto mit übernehmen wird. Es ist Aussicht vorhanden, die Schule zu einer staatlich anerkannten Volksschule zu erheben. Unsere Missionare setzen alles daran, sie zu einem Wohlthätigkeitsinstitut zu gestalten, weil solche Einrichtungen einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen und, wenn sie im guten Zustande sind, nach außen hin der Mission Anerkennung verschaffen. Deshalb wurde auch von den Missionaren die von Minami angeregte Idee, zum Besten der Abendschule ein Konzert zu veranstalten, mit Freuden aufgegriffen und ausgeführt. Das Konzert fand am 9. Mai d. J. statt. Es wurde ermöglicht vor allem durch die thätige Teilnahme des deutschen Gesandten Ministers Freiherr von Gutschmid. Ihm sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank ausgesprochen. Wir danken auch Herrn Musikdirektor Dittrich, der in selbstloser Weise seine Zeit und Kraft in den Dienst der guten Sache stellte und die Mitwirkung der Kaiserl. Musik-Akademie ermöglichte. Weiterer großer Dank gebührt den Mitwirkenden Herren Dr. von Koeber, Ingenieur Keßler und Ramsegger, sowie den Damen Frau Dr. Grassmann und Frau Herb. Nach Abzug der Unkosten verblieb ein Reinertrag von 539 Yen, der einstweilen verzinslich zum Besten der Abendschule angelegt wurde.

2. Die Fujisawa-Gemeinde.

Die Gemeinde in Fujisawa, einem etwa 18 Kilometer von Yokohama entfernten Städtchen, wurde in der alten Weise vom Bibelmann Yanagita verwaltet. Das Feld ist schwer zu bebauen, wir haben zwar keine Rückschritte, aber auch keine Fortschritte zu verzeichnen. Munzinger und Minami gingen ab und zu hinaus zur Inspektion, womit sie regelmäßig auch Predigten verbanden.

3. Die Yotsuga-Gemeinde.

Diese Gemeinde, deren Lokal aus dem Stadtbezirk Tokyos Ushigome in den Bezirk Yotsuga verlegt wurde, wo die meisten Mitglieder wohnen, wurde als Filiale von Hongo geführt. Minami hält jeden Sonntag Abend dort Gottesdienst und besucht die Gemeindeglieder. Vor kurzem ist auch eine Sonntagsschule unter Leitung der Studenten Aoki und Hiroi,

die in dem Predigtlokal wohnen, eröffnet. Unsere Missionare erwarten viel für den Fortgang ihrer Arbeit von dieser Gemeinde, die aus Familien und bereits gesetzteren Elementen besteht.

4. Die Predigtstation in Osaka,

erst im Frühjahr 1893 begründet, steht unter der Leitung des japanischen Predigers Maruyama, dem zu Michaelis d. J. ein Gehilfe zur Seite gegeben werden soll. Die Erfolge sind noch unbedeutend. Maruyama sucht persönliche Beziehungen zu gewinnen, erteilt zu diesem Zwecke deutschen Unterricht in zwei Kursen, zu denen sich etwa 20—25 Schüler regelmäßig einfinden, zwei von ihnen treten vielleicht später in unsere theologische Schule zu Tokyo ein. Auch Religionsunterricht giebt Maruyama. Die Beteiligten sind wechselnd, nur zwei oder drei stehen in regelmäßiger Beziehung zu ihm. Eigentliche Bibelstunde wird selten von ihm gewünscht, da sie in allen Kirchen Osakas sehr viel gegeben wird. „Soweit die Leute mir bekannt sind", so berichtet Maruyama selbst, „sind sie nicht gegen das Christentum oder speziell gegen unsere Auffassung, aber daß sie sofort offiziell zum Christentum übergehen, das ist in dieser Zeit für sie von großer Schwierigkeit. Überhaupt sind nicht nur die Nichtchristen, sondern auch die Christen selbst im allgemeinen ganz indifferent". Trotzdem hofft Maruyama einige von seinen Schülern für das Christentum zu gewinnen. Er hat auch versucht, durch Zeitungsschreiber und durch Vorträge in einem litterarischen Verein zu wirken, aber überall begegnete er derselben Gleichgültigkeit gegen alle religiösen Fragen. Solange der Niedergang auch der älteren kongregationalistischen Gemeinden in Osaka währt, wird eine neue Mission nur wenig Aussicht auf Erfolg haben. Aber Maruyama, der sich des vollen Vertrauens unserer Missionare erfreut und mit großer Begeisterung an seine Arbeit gegangen ist, setzt sein Werk unverdrossen fort und will nicht müßig auf bessere Zeiten warten.

Schulen und Vereine.

1. Die theologische Schule

bildet den Mittelpunkt der Wirksamkeit unserer Missionare; in ihr erziehen sie sich ihre künftigen Mitarbeiter. Im Wintersemester 1893/94 hatte die Schule 7 ordentliche Schüler, selbstverständlich nur getaufte Christen, außer ihnen war der frühere Zögling eines Buddhistenpriesters, obwohl er noch nicht getauft war, als Zuhörer zugelassen. Gegen Ende des Semesters verlangten zwei Schüler die Einführung eines anderen Textbuches der Logik. Unsere Missionare wiesen dies Verlangen, das für die Schulverhältnisse in Japan typisch ist, aus prinzipiellen Gründen ab und nahmen deshalb den angebotenen Austritt der Schüler sofort an. Seitdem sind ähnliche Versuche, sich in die Schulleitung zu mischen, nicht erneuert worden, während aus einer anderen großen Missionsschule aus ähnlichem Anlaß und wegen derselben prinzipiellen Festigkeit der Leiter anderthalb Jahrgänge der Schüler austraten. Neu traten im Sommersemester 1894 zwei Schüler ein, so daß die theologische Schule nun wiederum 7 ordentliche Schüler zählt.

Neben dem Leiter der Schule Dr. Christlieb wirken an ihr noch Missionar Munzinger und der japanische Prediger Minami. Die Vorlesungen erstreckten sich in meist 4—6 wöchentlichen Stunden auf die Geschichte der Philosophie, Psychologie, Logik, Erkenntnistheorie und Meta-

physik, auf Griechisch und Hebräisch, die Exegese des Alten und Neuen Testaments, die Kirchengeschichte und die Homiletik. Außerdem las Christlieb auch über Brahmanismus und Buddhismus. Am Schlusse jedes Semesters wird eine sich auf alle Fächer beziehende Prüfung abgehalten.

Der Schüler Fujita, welcher bereits 8 Semester die theologische Schule besucht, wird, wie schon oben erwähnt, im Herbst d. J. als Gehilfe Maruyamas nach Osaka gehen; da er aber Vorlesungen über die praktische Theologie noch nicht gehört hat, soll er jetzt nur in den andern Disziplinen, im nächsten Jahre aber auch in den praktischen Fächern, wozu er sich unter Maruyamas Leitung ausbilden wird, geprüft werden; im Sommer 1895 wird dann seine Ordination erfolgen.

Die Stipendien, die unsere Schüler aus der Missionsklasse beziehen, sind durchweg geringer als an anderen Missionsschulen und sind in dieser Zeit der Reaktion wahrlich keine Mittel, Schüler anzuziehen. Würden aber die Einnahmen des Missionsvereins es gestatten, neue Gehilfen in größerer Zahl auf dem Missionsfelde anzustellen, so könnte mit Leichtigkeit auch die Zahl der theologischen Schüler vermehrt werden.

2. Der Studentenverein Sol oriens,

von unserem ersten Missionar Dr. Spinner ins Leben gerufen, dessen Mitglieder größtenteils nichtchristliche Studenten der Universität sind und dessen Zweck die Förderung und Verbreitung deutscher Wissenschaft in Japan ist, unterhält die lebhaftesten Beziehungen zu unseren Missionaren. Im letzten Winter wurde ein Cyklus von 10 Vorträgen vor etwa 200 Zuhörern unter Mitwirkung deutscher und japanischer Professoren veranstaltet; Pfarrer Dr. Christlieb sprach am 13. Januar d. J. über „Goethes Bedeutung für die Kultur und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts".

3. Der theologische Verein,

Theological Students Society, gegründet um ein engeres Zusammenhalten der Schüler unserer theologischen Schule zu veranlassen, hält alle 14 Tage eine Versammlung, in der Vorträge oder Aufsätze mitgeteilt werden.

Litterarische Mission.

Die Notwendigkeit und Wichtigkeit litterarischer Missionsarbeit ist so sehr über allem Zweifel erhaben, daß die Verbreitung christlicher Litteratur allein schon eine genügende Beschäftigung für einen Missionar in Japan sein würde. Die pessimistisch-materialistische Litteratur der modernsten Philosophie und Naturwissenschaft, schmutzige Romane, „an welche die europäischen modernen Erzeugnisse gewissenloser Litteratur noch nicht heranreichen", finden leider eine nur zu schnelle Verbreitung in Japan und sind ein trauriges Hemmnis der Mission. Unsere Missionare haben daher von Anfang an die litterarische Arbeit mit Eifer betrieben, obwohl sie sich des nur vorbereitenden Charakters derselben bewußt sind und ihre Wirkung ohne Eintreten der Persönlichkeit für minderwertig halten. Wir rechnen zur litterarischen Mission

1. Die Zeitschrift Shinri,

die in japanischen christlichen Kreisen ein hohes Ansehen genießt. Sie ist theologisch-philosophischen Charakters, wird vom Prediger Minami redigiert und hat im verflossenen Jahre Aufsätze von unseren Missionaren Munzinger und Christlieb, dem Lehrer Bolljahn, den Japanern Minami, Maruyama, Muko, Kure, Fujishiro, Aoki, Fujita, auch von deutschen Theologen

u. a. vom Pfarrer Lühr in Gotha und Pfarrer O. Schmiedel in Göttern gebracht. Wir erwähnen nur die Themata unserer Missionare — ein vollständiges Inhaltsverzeichnis bringt unsere Z. M. R.: Munzinger schrieb über die beste Form des Christentums, zum Gedächtnis der Reformation, die Heilsarmee; Dr. Christlieb behandelte die Geschichte und Entwicklung des Gewissensbegriffs seit Kant, die Erscheinung und das Wesen des Gewissens, Pessimismus und Sittlichkeit im Brahmanismus und Buddhismus, bei Schopenhauer und Hartmann, die Vorschläge Sulzes zur Reform der Gemeinde, das Todesjahr Buddhas und Goethes Bedeutung für Kultur und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Die Aufsätze O. Schmiedels über die Apokalypse wurden als Beilage zum Shinri gedruckt und sollen später geheftet ausgegeben werden.

Zum Vertrieb des Shinri und anderer japanischer christlicher Litteratur ist ein Buchladen eingerichtet worden.

Die Schaffung einer theologischen Litteratur ist unbedingt nötig. Von größeren Werken der deutschen Theologie in japanischer Übersetzung und Bearbeitung liegt bis jetzt nur O. Pfleiderers Religionsphilosophie vor.

Ein volkstümliches Gemeindeblatt neben dem von dem japanischen Prediger Yokoi vorzüglich bearbeiteten Blatte Kiristo kyo Shimbun herauszugeben, halten unsere Missionare zur Zeit für überflüssig.

2. Die Bibliothek und das Lesezimmer.

Die im Gebäude der theologischen Schule aufgestellte Bibliothek hat auch im vergangenen Jahre einen Zuwachs an deutschen und englischen Werken erfahren, auch sind wieder eine Anzahl Bücher von Missionsfreunden der Heimat geschenkt worden. In der Bibliothek wurde ein Lesezimmer eingerichtet mit japanischen, englischen und Missions-Zeitschriften.

3. Munzingers Abhandlung über die Psychologie der japanischen Sprache

kann mit vollem Recht zur litterarischen Missionsarbeit gerechnet werden. Den Lesern unseres Vereinsorgans, der Z. M. R., ist diese Schrift, der die in der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo gehaltenen Vorträge zu Grunde liegen, teilweise schon bekannt. Sie fand in japanischen Zeitungen eine beifällige Anerkennung und ist durch viele feine Beobachtungen des japanischen Volkscharakters, die in ihr zum Ausdruck gekommen sind, wohl geeignet, jeder Mission die wertvollsten Dienste zu leisten. Munzinger hat die Absicht, seine Abhandlung zu einem Buche zu erweitern und so auch weiteren Kreisen die Resultate seiner Studien zugänglich zu machen.

Frauenmission.

Der Hauptinhalt unserer Frauenmission besteht in der Unterhaltung der zu einer Handarbeitsschule erweiterten Klöppelschule, der Seelsorge an den dort beschäftigten Frauen und Mädchen, sowie an den Frauen der heidenchristlichen Gemeinden überhaupt und in der Anknüpfung mit anderen Frauen zum Zweck der Bekehrung.

Unsere Missionarin Auguste Diercks, der bisher unsere Frauenmission in dem geschilderten Umfange oblag, hat zum letzten Male schriftlich über ihre Arbeit vor einem Jahre berichtet, jetzt nach ihrer Heimkehr er-

warten wir von ihr weitere mündliche Berichte, die sie schon hier und da in den Frauen-Vereinen und Frauen-Gruppen unseres Vereins erstattet hat. Wenn ihr irgend etwas den schweren Abschied von ihrer liebgewonnenen Wirkungsstätte erleichtern konnte, so war es der Gedanke, daß sie in Frau Pfarrer Dr. Christlieb und Fräulein Inasawa nicht nur treue Gehilfinnen, sondern auch die geeignetsten Fortsetzerinnen ihres Werkes gefunden hatte. Freilich die sehr warmen Beziehungen, die sie zu gebildeten japanischen Frauen, besonders in dem Damenvereine Tujin Kwai, hatte und die rein persönlicher Natur waren, werden schwerlich in vollem Maße auf ihre Nachfolgerinnen übergehen, aber daß sie für unsere Mission verloren sind, dürfen wir darum doch nicht fürchten.

Die in der Handarbeitsschule angefertigten Spitzen, Stickereien u. s. w. wurden teilweise in Japan selbst verkauft. Ein größerer Posten gestickter seidener Taschentücher hat schnellen Absatz durch Fräulein Diercks in Deutschland gefunden.

Im November 1893 veranstaltete Fräulein Diercks mit Frau Dr. Christlieb einen Bazar, zu dem auch aus Deutschland viele wertvolle Gaben gespendet waren. Der Reinertrag des Bazars betrug 300 Yen = 720 Mark. Im Jahre 1895 soll ein neuer Bazar unternommen werden. Schon jetzt hat Frau Dr. Christlieb den Freundinnen unseres Missionswerkes in der Heimat genaue Anweisungen über die von ihr gewünschten Handarbeiten und Geschenke erteilt.

Fräulein Inasawa hat seit der Abreise von Fräulein Diercks ihre Wohnung unmittelbar gegenüber dem Christliebschen Hause genommen, um neben ihrer Thätigkeit in der Sonntagsschule in engster und bequemster Verbindung mit Frau Dr. Christlieb die verschiedensten Zweige der Frauenmission in der Handarbeitsschule, der Sonntagsschule und im persönlichen Verkehr mit Japanerinnen pflegen zu können.

Eine nach deutschem Muster eingerichtete Mädchenschule würde unserer Mission treffliche Dienste leisten, aber neben den großartig angelegten amerikanischen Töchterschulen würden wir nur dann etwas erreichen, wenn unsere Schule so vorzüglich als nur möglich ausgestattet wäre, was bei den knappen Mitteln unseres Vereins in absehbarer Zeit kaum zu erreichen ist.

Statistisches.

Zahlen geben nur ein unvollkommenes, oft trügerisches Bild von den Erfolgen einer Mission. Daher legen wir auch auf Zahlen kein Gewicht; um aber den geäußerten Nachfragen zu genügen, bemerken wir, daß unsere Missionare in der von Rev. Loomis veröffentlichten japanischen Missionstabelle (vgl. Z. M. R. 94, 156) die Zahl der im Jahre 1893 getauften Japaner auf 14, die Zahl der Gemeindeglieder auf 194, die Zahl der Schüler incl. der Sonntagsschüler auf 135 angegeben haben.

Einer der letzten Berichte aus Japan schließt mit dem ermutigenden Worte: „Wir sind heute wieder auf der Bahn des Fortschreitens, wenn dasselbe auch unter den gegenwärtigen japanischen Verhältnissen für uns, wie für jede Mission, nur ein langsames sein kann". So wollen auch wir in der Heimat mit ungeschwächtem Mute unsere Arbeit fortsetzen und Gott für jeden, wenn auch noch verborgenen Sieg des Evangeliums danken.

2. China.

Erst in diesen Tagen ist es uns wieder zum Bewußtsein gebracht, wie notwendig, aber auch wie schwierig die Verbreitung des Evangeliums in dem gewaltigen Koloß des chinesischen Reiches ist. Der japanisch-chinesische Krieg hat uns die tiefe sittliche Not gezeigt, in welcher sich noch die 400 Millionen Chinesen befinden. Immer wieder rufen unsere Missionare aus China zu uns herüber: „Kommt, helft dem vierten Teil der Menschheit zur geistigen, sittlichen und religiösen Befreiung!" Gegenüber dieser Riesenaufgabe gilt auch die größte Missionsarbeit nur als ein Tröpflein Wasser. „Die Mission hat in China einen viel härteren Boden zu bearbeiten als in Japan. Die Millionen Chinas verharren noch in selbstgefälliger Ruhe und stolzer Abneigung gegen alles Fremde. Mag China äußerlich den Fremden offen stehen, innerlich ist es doch verschlossen." „In den Mandarinkreisen ist eine freundliche Gesinnung gegen das Ausland nur seltene Ausnahme und die Gelehrten Chinas pflegen eine entschiedene Abneigung." Wie eine Ahnung der Ereignisse, die jetzt im japanisch-chinesischen Kriege eingetreten sind, klingt es, wenn einer unserer Missionare schon im Januar 1893 berichtet: „Vielleicht müssen erst neue politische Umwälzungen und Demütigungen den Herzensacker dieser Leute lockern und ihnen die Notwendigkeit einer schnelleren Einführung moderner Einrichtungen und Ideen zeigen. Vielleicht wird sogar das verhältnismäßig so kleine Japan hierbei eine Erzieherrolle für China spielen". Unter solchen Umständen trägt die Missionsarbeit in China noch immer nur einen vorbereitenden, wegebahnenden Charakter. Auch wir haben bisher in China außer der Gründung und Unterhaltung einer deutschen evangelischen Gemeinde uns auf die Förderung der litterarischen Mission beschränkt. Die Abneigung der Chinesen gegen alles Fremde kann nur gehoben werden, so schreibt unser Missionar Dr. Faber, „wenn gründlichere Kenntnis der westlichen Civilisation und eingehendere Bekanntschaft mit den Hauptfaktoren derselben, Christentum und Wissenschaft, in China weitere Verbreitung finden. Dazu hilft wesentlich die mannigfache Missionslitteratur religiösen, moralischen und populär wissenschaftlichen Charakters, die einen immer größeren Leserkreis findet".

Unser Bericht bezieht sich auf die Zeit vom Juli 1893 bis August d. J.

Unsere Arbeitskräfte.

Missionar Rev. Dr. Ernst Faber ist der Senior unserer chinesischen Mitarbeiter und vielleicht der älteste deutsche evangelische Missionar in China überhaupt. Er ist beinahe 30 Jahre lang zur Ausbreitung des Evangeliums in China thätig, seit 1885 steht er in den Diensten unseres Missionsvereins. Im letzten Jahresbericht haben wir von seiner Reise zu einem Vortrage beim Religionsparlament in Chicago erzählt. Er hat diese Reise zugleich benutzt, überall, wo er sich längere Zeit aufhielt, die chinesischen Christen aufzusuchen und zu stärken, so in Honolulu, San Francisco und in Chicago. Der Vortrag in Chicago am 16. September 1893 hatte zum Thema: „Die Entstehung und Entwicklung des Konfuzianismus", er fand viel Anerkennung und Zustimmung bei den Teilnehmern

am „Religionsparlament“ und soll zu einer größeren Schrift noch umgearbeitet werden. Dr. Faber reiste über Japan nach China zurück. In Tokyo suchte er, wie schon oben S. 244 berichtet, unsere Missionare auf, mußte aber leider wegen einer plötzlichen Erkrankung auf einige Tage ärztliche Pflege im Marine-Hospital zu Yokohama in Anspruch nehmen. Am 24. November 1893 traf Dr. Faber wohlbehalten in Shanghai ein und hat dort wieder seinen ständigen Wohnsitz genommen. Während des letzten Sommers hat er, nachdem sich der Plan einer Studienreise nach Korea (vergl. S. 243) zerschlagen hatte, im japanischen Badeorte Unzen in der Nähe von Nagasaki Heilung von einem quälenden Husten und Katarrh gesucht.

Missionar Pfarrer Paul Kranz, seit 1892 in China, hat seinen Herzenswunsch, sich ausschließlich der Missionsarbeit zu widmen, in Erfüllung gehen sehen. Er ist am 22. April d. J. von seinen pfarramtlichen Funktionen in Shanghai abgelöst und kann sich nun mit vollem Eifer chinesischen Sprachstudien hingeben. Am 15. November verlobte er sich mit Miß Emma Algar, Pflegetochter des Herrn Clark, Besitzers der englischen Shanghai-Abendzeitung. Am 27. März 1894 erfolgte die Eheschließung und Trauung. Wir freuen uns mit unserem Freunde, daß er nunmehr ein eigenes Heim im fernen Lande gefunden hat, in dem er immer wieder neue Kraft zu seinem schwierigen Berufe gewinnen wird. Wie sehr ihm das Heil des chinesischen Volkes am Herzen liegt, beweisen seine Berichte, die wir in unserem Vereinsorgan veröffentlicht haben. Nur ein Streben beseelt ihn, sobald wie möglich die chinesische Sprache zu erlernen, um durch Wort und Schrift zu den Chinesen von den großen Thaten Gottes reden zu können. Den Bücherstil (Wen-li) oder das Hochchinesische (Kuanhoa) studiert er gegenwärtig unter Anleitung chinesischer Lehrer. Nach der Einführung des neuen Pfarrers in Shanghai unternahm er mit seiner jungen Frau eine Reise den Yang tze fluß hinauf bis nach Hankow, um die englischen und amerikanischen Missionsstationen kennen zu lernen. Eine höchst anschaulich geschriebene Flugschrift, die Pf. Kranz als Festgabe für unsere diesjährige Generalversammlung verfaßt hat, unterrichtet auch weitere Kreise nicht nur über diese Missionsreise ins Innere Chinas, sondern auch von dem, was die Mission bisher in China geleistet hat, und was sie noch leisten muß. Ende Mai ging er nach Tschifu, um sich zu erholen und seinen Sprachstudien obzuliegen. Die Absicht, dauernd in Tschifu zu bleiben, hat er aufgegeben und er zieht es vor, in Shanghai in der Nähe seiner Mitarbeiter zu wohnen, da Tschifu für Verbreitung christlicher Litteratur zu abgelegen ist.

Pfarrer Lic. Karl Hackmann, unser jüngster Mitarbeiter im fernen Ostasien, früher Privatdozent der Theologie an der Universität Göttingen, wurde zum Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Shanghai am 18. Februar d. J. in Berlin feierlich abgeordnet. Am 12. März reiste er von Genua ab. Nach glücklicher Fahrt kam er am 15. April in Shanghai an und wurde am folgenden Sonntag, den 22. April, von Dr. Faber und Pfarrer Kranz im festlichen Gottesdienste in sein neues Amt eingeführt. Er ist mit großer Freudigkeit in seine schwierige Arbeit eingetreten und hat während der letzten Monate sich bereits in seine neue Umgebung eingelebt. Der eigentlichen Missionsarbeit bleibt er fern, da das Pfarramt allein schon

eine ganze Manneskraft erfordert; aber da nach einem bekannten Worte Schleiermachers die Gemeinde „durch Kontinuation" missionierend auf die Heidenwelt wirkt, so wird seine Bemühung zur Förderung des deutschen evangelischen Gemeindelebens in Shanghai auch der chinesischen Mission zu gute kommen. Denn

die evangelische Gemeinde in Shanghai

ist die erste Einrichtung, die auch nach außen hin die Bestrebungen unseres Missionsvereins in China zur Erscheinung bringt. Im November 1892 durch Pf. Kranz gegründet, hat diese Gemeinde einen raschen Aufschwung genommen. Sie ist bemüht, ihre kirchlichen Einrichtungen selbst zu unterhalten; soweit ihr dies noch nicht möglich ist, hilft unser Missionsverein. Ein Bild von dieser aufblühenden Kolonialgemeinde giebt uns der erste vor wenigen Tagen vom Pf. Lic. Hackmann mit seinen Segenswünschen zu unserem Feste eingesandte Bericht, aus dem wir nur das Wichtigste mitteilen. Lic. Hackmann beschreibt selbst seine Arbeit nach den drei Werkstätten, in denen er seinen Pflichten obliegt:

1. Die Kirche.

Das kirchliche Leben befindet sich zwar noch in seinen Anfangsstadien, aber neben manchen indifferenten sind doch auch solche Gemeindeglieder vorhanden, die ein reges Interesse an religiösen Fragen und am kirchlichen Leben haben. Jeden ersten und dritten Sonntag im Monat findet ½ 10 Uhr vorm. ein Gottesdienst in der zu diesem Zwecke gemieteten Union Church statt. Trotz der für die Bewohner Shanghais unbequemen Stunde, die nicht verändert werden kann, weil die Gemeinde der Union Church um 11 Uhr selbst ihren Gottesdienst hat, finden sich stets zahlreiche Kirchenbesucher ein, 30—50 Personen, unter denen verhältnismäßig mehr Männer sich befinden, als in der Heimat. Dringend notwendig wäre ein eigenes Kirchengebäude, da es an einem Raum für Abendmahlsfeiern, Abend- und Kindergottesdienste durchaus fehlt; müssen doch die Kinder der deutschen Familien in die englische Kirche gehen, weil für sie kein deutscher Gottesdienst eingerichtet werden kann. Pfarrer Kranz hatte im Jahre 1893 eine Trauung, 5 Taufen, 3 Beerdigungen, im ersten Vierteljahre 1894 noch eine Taufe und eine Trauung gehabt und 4 Kinder konfirmiert. Lic. Hackmann hat bisher eine Taufe und 2 Beerdigungen vollzogen. Kaisers Geburtstag wurde am 27. Januar durch einen sehr gut besuchten Festgottesdienst gefeiert. Ein Freudentag war es auch für die Gemeinde, als zum ersten Male die vom Berliner Hauptverein geschenkten Abendmahlsgeräte benutzt werden konnten.

2. Die Schule.

Pfarrer Lic. Hackmann ist auch verpflichtet, außer dem ihm obliegenden Religionsunterrichte die Kinder der deutschen Familien ohne Unterschied der Konfession in der deutschen Sprache und Litteratur zu unterweisen. Eine Elementarklasse, aus 6 Kindern bestehend, war schon vor seiner Ankunft in Shanghai eingerichtet und bis dahin von Frau Pfaff geleitet. Lic. Hackmann übernahm diesen Unterricht in 6 Stunden wöchentlich und hat außerdem auch 6 größere deutsche Kinder aus der englischen Schule zum deutschen Litteraturunterricht in 2 Stunden wöchentlich gesammelt und in den Sommerferien auch noch einige Kinder aus der französischen katholischen Schule hinzu-

genommen. Für die Elementarklasse ist ein Schulzimmer im Konsulat, für die Oberklasse ein Schulzimmer im Hause des Herrn von Möllendorf eingerichtet.

Auf ein Gesuch an das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches um eine Beihilfe zum Unterhalt dieser für die Pflege des patriotischen Sinnes in der Jugend der deutschen Kolonie Shanghais so wichtigen Schuleinrichtung hat der Centralvorstand bisher noch keine Antwort erhalten.

3. Die Marine.

Shanghai ist eine Station deutscher Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern. Pfarrer sind in der Regel nicht an Bord dieser Kriegsschiffe, daher haben sich von Anfang an die Offiziere und Mannschaften derselben, durchschnittlich 30, zu den Gottesdiensten der deutschen evangelischen Gemeinde eingefunden. Lic. Hackmann hat gern diesen Zweig seelsorgerischer Arbeit seines Vorgängers übernommen und sich außerdem erboten, an jedem Sonntage, wo er keinen Gemeindegottesdienst hat, auf dem Deck eines der Kriegsschiffe Gottesdienst zu halten. Dies Anerbieten ist mit Dank angenommen und bereits ausgeführt worden. Lic. Hackmann möchte gern noch Abendversammlungen und einen Lesesaal für die Matrosen einrichten.

Eine Bitte des Centralvorstandes an das Oberkommando der Kaiserlichen Marine und das Auswärtige Amt um eine Beihilfe zur Ausstattung des deutschen evangelischen Pfarramts, das auch der Marine seelsorgerische Dienste leistet, ist aus Gründen der Parität abschläglich beschieden worden. —

Die Zahl der Deutschen in Shanghai ist im Zunehmen begriffen, schon jetzt bilden sie die größte deutsche Kolonie in Ostasien, und es sprechen alle Gründe dafür, daß Shanghai ein Centrum deutschen Handels und Verkehrs in Asien werden wird. Um so aufrichtiger wünschen wir, daß die evangelische Gemeinde ein Hort gesunden religiösen Lebens und frommer Sitte werde, damit unsere Landsleute auch im geistigen Zusammenhange mit der Heimat bleiben. Gott segne die Arbeit des Pfarrers und schenke der Gemeinde einen immer festeren Bestand!

Missionsarbeit.

Unsere Missionsarbeit in China trägt, wie schon berührt, wesentlich litterarischen Charakter. Dr. Faber hat mit großem Eifer die Herstellung und Verbreitung einer christlichen chinesischen Litteratur fortgesetzt. Er ist Vizepräsident des Erziehungsvereins für China (Educational Association of China) und Mitglied der „Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen" (Society for Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese). Daß seine eigenen Werke unbestritten die erste Stelle in der chinesisch-christlichen Litteratur einnehmen, ist in den weitesten Kreisen bekannt. In den letzten Monaten hat er zwei neue Werke in chinesischer Sprache herausgegeben: 1. Exposition oder Kritik der chinesischen Theorien über die Natur des Menschen, 2. Homiletischer Kommentar über das Lukas-Evangelium mit 1821 selbständig ausgearbeiteten Predigtdispositionen. Das erste Werk wurde durch die „Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung" gedruckt und veröffentlicht, das zweite Werk soll einem fühlbaren Bedürfnis der eingeborenen Prediger und gebildeten Christen abhelfen und reiht sich dem 1874—1876 von Dr. Faber herausgegebenen Kommentar über das

Markus-Evangelium und den Meditationen über das Alte Testament an. Den Lukas-Kommentar hat die „Traktat-Gesellschaft" (Religious Tractat Society) herausgegeben, 600 Exemplare wurden sogleich verkauft. Im letzten Jahresbericht der Traktat-Gesellschaft (London) für 1893 wird auf Seite 167 geschrieben: »It will be noticed that of the more important works, published by this Society, those of the Rev. Dr. Faber are most in demand. There is for them a steady sale« auf deutsch: Es muß bemerkt werden, daß unter den wichtigsten von dieser Gesellschaft herausgegebenen Werken die des Rev. Dr. Faber der stärksten Nachfrage begegnen. Es besteht für sie ein beständiger Absatz".

In Shanghai sind zwei Traktat-Gesellschaften thätig. Dr. Faber gehört beiden an; sein Versuch, sie zu vereinigen, ist ihm noch nicht gelungen. Außerdem sitzt Dr. Faber auch im Centralkomitee der Endeavor Society, der großartigsten Bewegung des praktischen Christentums der Neuzeit mit fast zwei Millionen Mitgliedern, davon 1017 in China; die erste Jahresversammlung fand am 23.—25. Juni d. J. in Shanghai statt (vgl. Christl. Welt 94, Nro. 40).

An seinen Untersuchungen über die 13 Klassiker der Chinesen, die vielleicht den Stoff zu seinem bedeutendsten Werke liefern werden, arbeitet Dr. Faber unverdrossen weiter. Zwei Chinesen Kwu und Wang sind seine Mitarbeiter bei seinen umfänglichen Studien, zu denen sich auch noch botanische Forschungen gesellen.

Missionar Pfarrer Kranz bedauert es schmerzlich, daß er sich noch nicht selbstthätig an der litterarischen Missionsarbeit Dr. Fabers beteiligen kann. Er hofft jedoch, seine Sprachkenntnisse bald so zu erweitern, daß er ein Gehilfe Dr. Fabers werden kann. Einstweilen hat er, da er sich in seinem Gewissen gedrungen fühlt, auch etwas zur Verbreitung des Christentums in China zu thun, und da ihn Gott mit den erforderlichen Mitteln gesegnet hat, auf seine Kosten Fabersche Schriften verbreitet; 2000 Exemplare der Gesamtausgabe des Faberschen 5 bändigen Werkes über die christliche Civilisation sind an „sämtliche Mandarinen vom Kreisrichter aufwärts" und 24 000 einzelne Kapitel aus demselben Werke an die Examinanden verteilt. Außerdem hat Pfarrer Kranz noch einen Beitrag zum Drucke der chinesischen Anthropologie Dr. Fabers gespendet. Möchten alle diese Gaben und Bemühungen vom reichsten Segen gekrönt sein!

Wir stehen am Ende unseres Jahresberichts. Wir haben versucht, ein Bild von den mannigfachen Arbeiten zu geben, die wir im fernen Osten Asiens unternommen haben. Aber nur dann werden wir zufrieden sein, wenn dies Bild uns und allen Missionsfreunden immer deutlicher die Punkte zeigt, wo wir unsere ganze Kraft einsetzen müssen. Was helfen kleine Abschlagszahlungen? sie machen unsere Schuld nur fühlbarer und drückender. Wir genießen hier in Fülle die Segnungen des Evangeliums, draußen schmachten unsere Brüder in geistiger und sittlicher Not! Wir sind Schuldner der Heiden. Unsere Schuld wird nicht eher geringer, als bis wir ihnen allen das Evangelium gebracht haben als „ein Zeugnis von dem Einigen Heiland, als eine Hilfe in sittlicher Not, als Gottesthat und Gotteskraft!"